

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

41343

II

Fritz Skowronnek

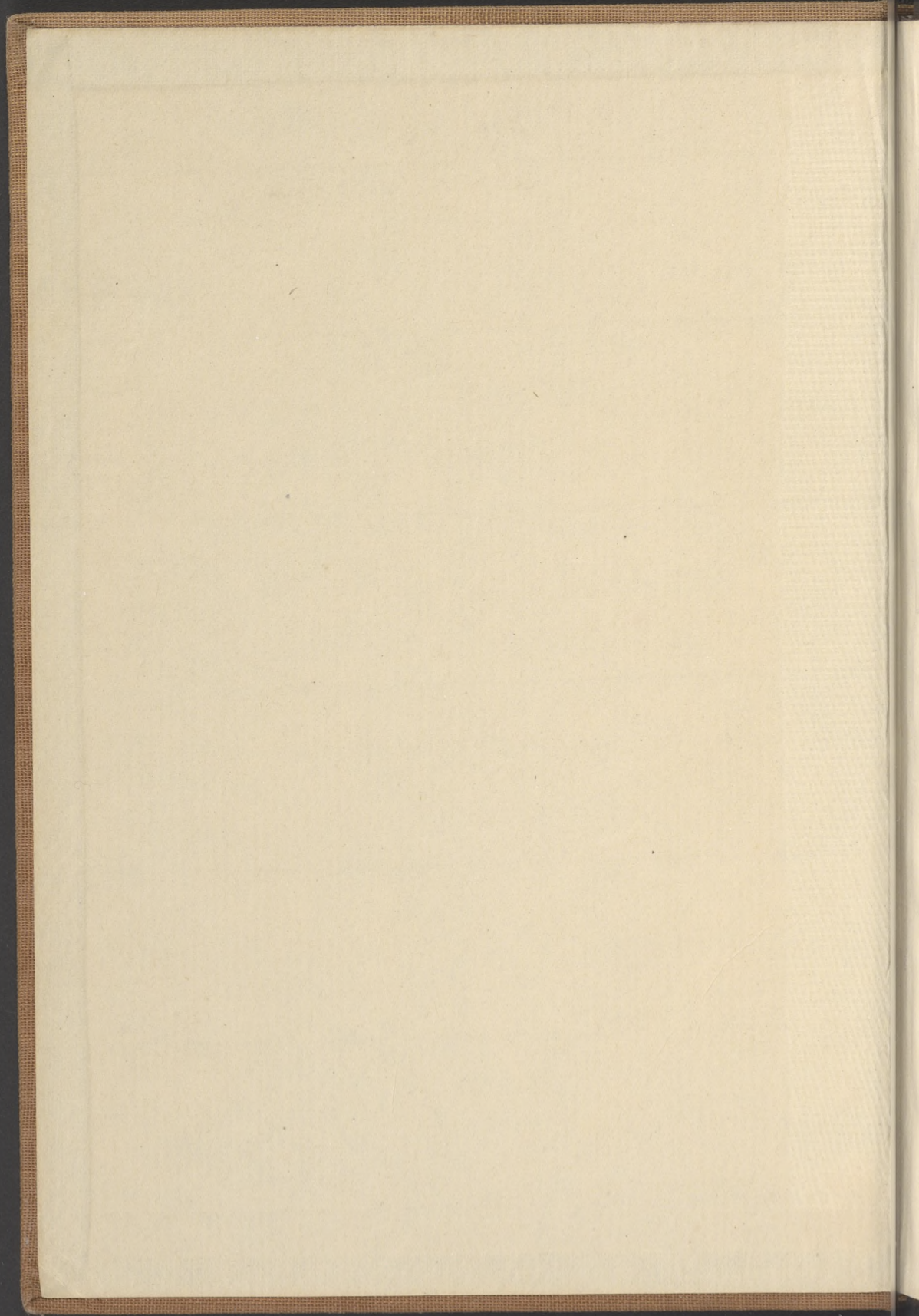
Lebens-
geschichte eines
Ostpreußen

1858/1925

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header, written in blue ink.

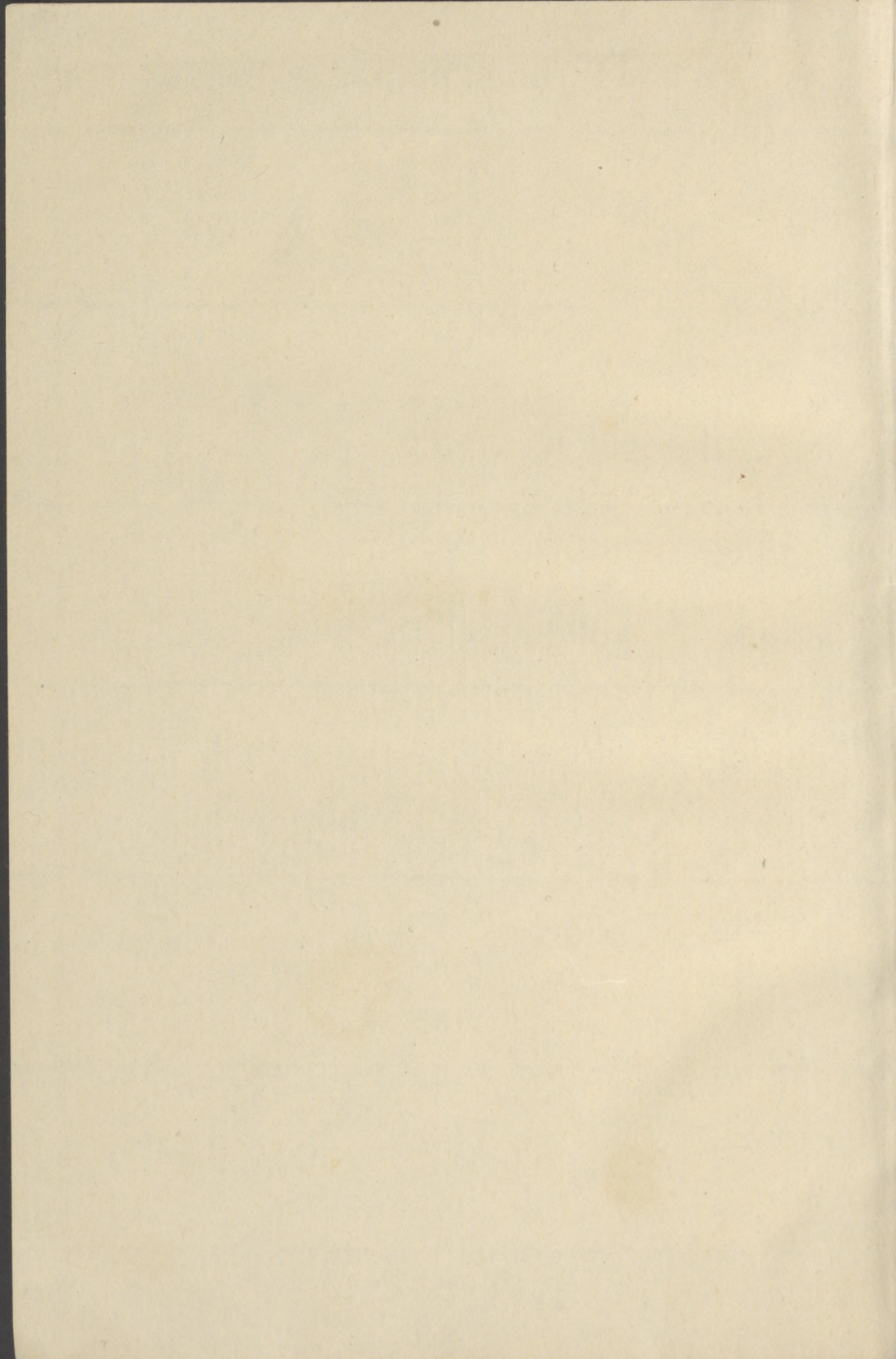
Handwritten text in the center of the page, written in blue ink. The text is arranged in a single column and appears to be a list or a series of entries.

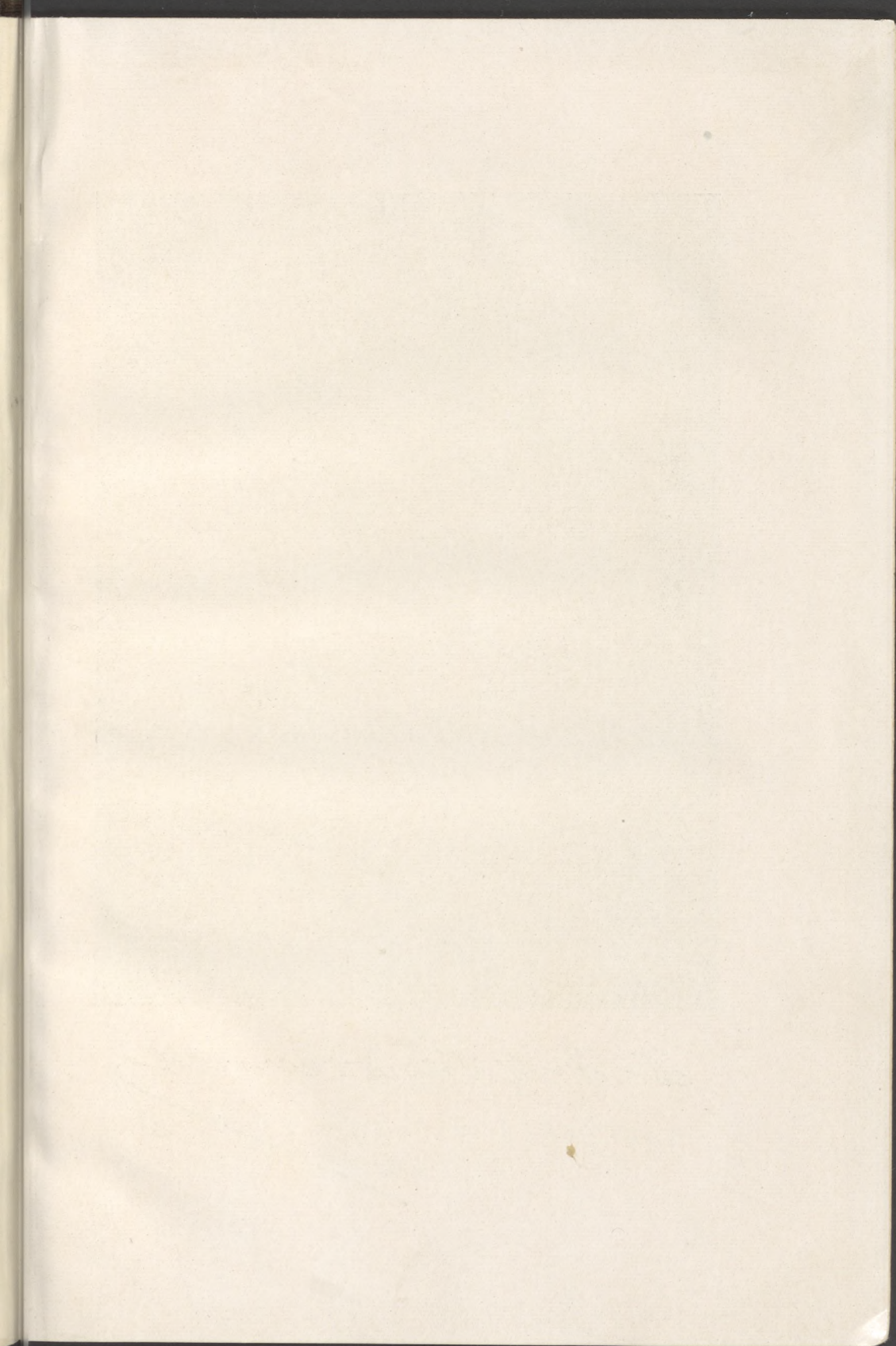
Handwritten text at the bottom of the page, possibly a footer or a concluding note, written in blue ink.



1. 1 ¹/₂ hours - Barnum

2. 1 ¹/₄ 26 in Agnes







Dr. Fritz Snowdonck.

Fritz Stowronnek
Lebensgeschichte
eines Ostpreußen



Verlegt bei Röhler & Amelang
Leipzig 1925

Stiftung
Lebensversicherung
eines
Stipendiums

Copyright 1925 by Koehler & Amelang, G. m. b. H., Leipzig

41343

4.



Verlegt bei Koehler & Amelang

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

1. Das alte Masuren	1
2. Mein Elternhaus	7
3. Das Lycker Gymnasium	15
4. Meine Gymnasialzeit	20
5. Landleben und Ferien eines ostpreußischen Jungen	29
6. Studienzeit in Königsberg	46
7. Noch allerhand aus der Studentenzeit	54
8. Ostpreußische Seen-Bereisungen	60
9. Einjährigzeit	66
10. Vor der Lebensentscheidung	69
11. Bei der Presse in Berlin	74
12. Breslau und wieder Berlin	84
13. Als parlamentarischer Berichterstatter auf eigenen Füßen ...	89
14. Neue Zeitungsunternehmen	94
15. Als Wahlagitator	100
15. Die Pofener Denkmalsenthüllung und das Kaisermanöver 1903	106
17. Eigenheim auf dem Lande	110
18. Fischerei	121
19. Jagd und Rominten	127
20. Ostpreußenhilfe nach dem Russeneinfall	140
21. Die Heimatbewegung	145
22. Meine Tätigkeit als Schriftsteller und Dichter	151

Inhaltsverzeichnis

1. Die drei Stufen	1
2. Die Stufen	1
3. Die erste Stufen	12
4. Die zweite Stufen	20
5. Die dritte Stufen	27
6. Die vierte Stufen	34
7. Die fünfte Stufen	41
8. Die sechste Stufen	48
9. Die siebte Stufen	55
10. Die achte Stufen	62
11. Die neunte Stufen	69
12. Die zehnte Stufen	76
13. Die elfte Stufen	83
14. Die zwölfte Stufen	90
15. Die dreizehnte Stufen	97
16. Die vierzehnte Stufen	104
17. Die fünfzehnte Stufen	111
18. Die sechzehnte Stufen	118
19. Die siebzehnte Stufen	125
20. Die achtzehnte Stufen	132
21. Die neunzehnte Stufen	139
22. Die zwanzigste Stufen	146
23. Die einundzwanzigste Stufen	153

1. Das alte Masuren

Es zuckt mir in der Feder, meine Leser, die mich auf meinem Lebenspfad begleiten sollen, durch die Behauptung zu verblüffen, daß ich schon in meiner Jugend ein Jahrhundert durchlebt habe. Diese Behauptung ist nur scheinbar paradox. Denn meine Jugend fiel in die Zeit, wo meine Heimat Masuren um mehr als ein volles Jahrhundert hinter der wirtschaftlichen Entwicklung des übrigen Deutschland zurückgeblieben war und noch mitten in der Naturalwirtschaft steckte. Die Ursache dieser Rückständigkeit war der Mangel an jeder Verbindung. Die einzige Eisenbahn, die es damals in Ostpreußen gab, führte von Dirschau über Königsberg nach Eydtkuhnen, war also mehr als 20 deutsche Meilen von Masuren entfernt. In dem ganzen Landstrich, der den südlichen Teil der Provinz bedeckt, gab es keine befestigte Straße. Nach Süden hin war er von der russischen Grenze wie von einer chinesischen Mauer eingeschlossen. Denn es gab keinen Grenzverkehr, wie er sonst zwischen zwei befreundeten Nachbarstaaten stattfindet. Im Gegenteil: das Überschreiten der Grenze war mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden.

Da war es kein Wunder, daß die Bewohner dieses Ländchens in allem um mehr als ein Jahrhundert hinter jeder Kultur zurückgeblieben. Das Getreide war so billig, daß es sich nicht lohnte, eine Fuhr mehr als zwanzig Meilen weit nach Königsberg zu bringen. Doch meine Landsleute wußten sich zu helfen: sie stellten aus dem Getreide Grütze her. In jedem masurischen Bauernhaus stand damals eine Handmühle. Auf einem Mahlstein lag ein zweiter, der mit einer Stange gedreht wurde, deren oberes Ende in einer Öffnung des Balkens steckte. Schon vor Tau und Tag mußten die Margellen (Mägde) aufstehen und soviel Getreide mahlen, wie man für den Tag in der Wirtschaft brauchte. Aus Hafer, Gerste und Buchweizen wurde Grütze hergestellt. Außerdem gewannen die Masuren in großer Menge die Schwadengrütze; das ist die Frucht des Mannaschwingels, der auf feuchten Wiesen und Mooren wächst. Frühmorgens, solange noch der Tau auf den Gräsern hängt, zogen die Frauen und Mädchen hinaus und streiften mit feinmaschigem Sieb die Fruchtknoten ab, die zu Hause getrocknet und enthüllt wurden. Auch Hirse wurde viel gebaut und teils zu Mehl, teils zu Grütze gemahlen. Im Winter, sobald die Schlittbahn

fest angefahren war, wurde dann die weite Fahrt nach Königsberg angetreten. Außer der Grütze lud der Bauer noch Butter, Eier und Speck auf. Auf dem Rückwege brachte er für die Kaufleute der nächsten Stadt Waren mit.

Die beste Einnahmequelle war Leinwand. Es wurde viel Flachs gebaut, die Frauen spannen und webten, und zu dem großen Leinwandmarkt in Lyck erschienen fremde Händler, die mit barem Gelde zahlten. Auch sind die Masuren mit ihrer Leinwand bis nach dem Wallfahrtsort Heiligelinde im Ermeland gefahren, wo jährlich mehrere große Märkte stattfanden. In meinem Elternhause und wohl auch anderswo wurde viel feine Tischwäsche gewebt. Die Einrichtung des Musters besorgte ein kleines, dürres Männchen mit dem hochadligen französischen Namen Dupont de Tarasol, ein Nachkomme der Hugenotten, der bis Ostpreußen verschlagen worden war. Meine Bekanntschaft mit der Weberei begann schon sehr früh und war anfangs ganz vergnüglich; denn ich durfte als kleiner Bub auf dem Querbalken des Scherrahmens reiten, auf den meine Mutter den Aufzug brachte. Später, als ich größer geworden war, gestalteten sich diese Beziehungen weniger erfreulich. Denn ich mußte stundenlang im Webstuhl sitzen und meiner Mutter die Fäden zureichen, die sie in die Häwelken einzog. Auch das Spulchenmachen war keine angenehme Beschäftigung, und wenn es irgend ging, verschwand ich spurlos.

Das Handwerk hatte damals in Masuren keinen goldenen Boden, denn der Masure war sehr geschickt mit Säge, Axt und Hobel und hütete sich, die Dienste eines Handwerkers in Anspruch zu nehmen, die er mit barem Gelde bezahlen mußte. War es doch für ihn ein Kunststück, das bare Geld, das er zur Bezahlung seiner Hypotheken und Steuern brauchte, aufzubringen. Schuster und Schneider, die man brauchte, mußten im Hause des Bauern arbeiten und wurden zum größten Teil mit Naturalien entlohnt. Ein Erlebnis aus jener Zeit habe ich in meiner Erzählung von den beiden Rumpanen Burdeyko und Pruchno benützt. Burdeyko zog als Maurer und Töpfer auf den Dörfern umher und baldowerte die Gelegenheit aus, um ein fettes Schwein oder einen Hammel zu stehlen. Mit einem Teile des gestohlenen Gutes wurde Schnaps erstanden, der Rest wurde in mehrtägiger Fettleibe aufgeschmauft. Schließlich wurden die beiden von der Hand der strafenden Gerechtigkeit erfaßt und ins „Rote Haus“ eingespundt. Kaum war die Strafe abgefessen, so nahm Burdeyko seine Tätigkeit wieder auf.

Der Hausfleiß der Frauen war damals der Hauptpfeiler der ganzen Wirtschaft. Sie spannen und webten nicht nur Flachs, sondern auch Wolle und stellten hieraus buntfarbige Stoffe her, aus denen sie sich ihre Kleider selbst machten. Für die Männer wurde ein dem Loden ähnlicher, sehr fester Stoff, „Wand“

genannt, gewebt, der schier unzerreißbar war. Viel Stiefel haben die Masuren nicht zerrissen; denn im Sommer gingen Männer und Frauen stets barfuß, und im Winter trugen sie „Chodales“, selbstgefertigte Schuhe aus Wand mit dicker Sohle, die mit Bändern bis zum Knie festgeschnürt wurden. An ihren Wagen hatten die Masuren buchstäblich kein Lot Eisen. Die Achse bestand aus Buchen- oder Eichenholz und mußte fleißig mit Teer geschmiert werden. Deshalb hing an jedem Wagen die Teerpaunder. Wie manche habe ich, wenn der Bauer schwer bezechet nach Hause fuhr, abgeschnitten und versteckt. Sie wanderte dann am Johanniabend, wenn überall auf den Bergen die Feuer aufflammten, in den großen Holzstoß, den wir auf dem Uferberg am Lyksee schichteten und verbrannten.

Es war kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen der Alkohol über meine Landsleute eine unheimliche Macht gewann. Er war ja so leicht zu beschaffen! Der Bauer fuhr im Herbst seinen Überschuß an Kartoffeln zur nächsten Brennerei — fast auf jedem Gut bestand so eine — und tauschte für jeden Scheffel Kartoffeln einen Stof Spiritus ein. Es gab auch einige Brauereien, die ein starkes obergäriges Braunbier herstellten. Ja, die Frauen brauten selbst aus Malz und Hopfen ein starkes, säuerliches Bier, das große Ähnlichkeit mit dem litauischen „Alaus“ hatte. Und noch jetzt sind die Bäume der masurischen Dörfer von verwildertem Hopfen überrannt, der vergebens blüht. Aber der Schnaps sagte dem Naturell der Masuren mehr zu. Er wurde mit Butter, Zimt und grobgestoßenem Pfeffer gekocht oder nur mit Honig gemischt. Dies Getränk hieß Bärenfang, war jedoch mehr geeignet, einen gewaltigen Affen zu fangen.

An jedem Markttag fuhr der Bauer mit seiner Frau in die Stadt. Etwas Getreide, Grütze, Butter und Eier oder eine Fuhre Torf beschafften ihm die Mittel, den Tag gründlich zu feiern. Dann standen Sommer und Winter, in Wind und Wetter bis in die sinkende Nacht die kleinen, struppigen Säule auf dem Marktplatz. Männer und Frauen füllten die Kaufläden oder vielmehr die Nebenräume, in denen Bier und Schnaps ausgeschenkt wurde; auch für Essen war reichlich gesorgt. Ein jeder Kaufmann hielt Klopse, gebratene Fische, kaltes Eisbein u. dgl. feil. Einen Bauer, der auch nur halbwegs nüchtern vom Markttag nach Hause fuhr, konnte man damals mit der Laterne suchen. Und die Frauen blieben hinter den Männern nicht zurück. Gaben doch selbst stillende Frauen dem Brustkind von dem süßen Bärenfang ein Schlückchen ab!

Eine gute Eigenschaft hatte sich der Masure auch in dieser traurigen Zeit bewahrt, den emsigen Fleiß. Mit Tagesgrauen begann die Arbeit in Haus und Hof und Feld. Das Getreide

wurde nicht mit der Sense gemäht, sondern mit der Sichel geschnitten. Erst mit sinkender Sonne kamen die Schnitter vom Felde heim. Das Einbringen jeder Fruchtart wurde durch ein Fest gefeiert. Die Masuren waren und sind noch jetzt leichtlebig, stets zur Fröhlichkeit, zu Spiel, Gesang und Tanz aufgelegt. An musikalischer Begabung fehlt es ihnen nicht. Sehr viele beherrschen eines der beiden Lieblingsinstrumente der Masuren, die Klarinette oder die Handharmonika. Deshalb fehlte auch in keinem größeren Dorf ein Orchester, das sich aus Geige, Klarinette und Baß zusammensetzte und reichlich Beschäftigung fand. Das Hauptfest des Jahres war der Plon, mit dem das Einbringen des Roggens gefeiert wurde. Von der letzten Hocke sammelten die Schnitter die größten Ähren und banden sie zu einer Erntekrone, die mit bunten Bändern geschmückt und dem Bauer unter Absingung eines langen Liedes überreicht wurde. Raum war es verklungen, als sich auch schon von allen Seiten Wasserströme über die Schnitter ergossen. Eine Stunde später erschienen die Arbeiterfamilien in ihrem Sonntagstaat auf dem Bauernhof. Sie wurden mit Fladen, Fleisch, Fisch, dickem Reis und Branntwein überreichlich bewirtet, und dann folgte ein Tanz, der bis zum Morgen anhielt.

Im Winter, wenn die Feldarbeit ruhte, wurde im Hause fleißig geschafft. Die Beleuchtung lieferte ein im Kamin brennendes Rienfeuer. Dabei spannen die Frauen und Mädchen, die Männer strickten Netze aller Art, mit denen im Sommer fleißig gefischt wurde. Die meisten Bauern hatten die Berechtigung, zu Eisches Notdurst zu fischen, die Arbeiter fischten unberechtigt, aber ebenso eifrig, denn die Fische lieferten ihnen die wertvollste Nahrung. Ein Teil wurde sofort verzehrt, ein Teil in der Stadt verkauft, der Rest im Ofen gedörret und in Säcken auf der Lucht für den Winter aufbewahrt. An Festtagen wurden Lichte aus Talg oder Wachs gebrannt, die von der Hausfrau selbst gegossen wurden. Das Steindöl kam erst Ende der sechziger Jahre auf. Ich erinnere mich noch deutlich des Abends, als in meinem Elternhause die erste Petroleumlampe brannte. Es war ein kleiner Flachbrenner, aber das ganze Dorf strömte zusammen, um das Wunder zu bestaunen.

Obwohl der evangelische Masure ein fleißiger Kirchgänger war, stand er unter einem Übermaß von Aberglauben. Er glaubte an Geister, Gespenster und Kobolde. Jede Krankheit wurde ihm von bösen Geistern angehext. Deshalb wurde auch nie ein Arzt geholt oder nur im allerletzten Augenblick, wenn dem Kranken nicht mehr zu helfen war.

Ich habe bis etwa zu meinem dreizehnten Lebensjahr diese Zustände bewußt miterlebt; denn ich darf wohl ohne Überhebung sagen, daß ich sehr früh sehen gelernt habe und noch jetzt die Erinnerung an jene Zeiten lebendig in mir herumtrage. Um so mehr

erfüllt es mich mit Freude, daß ich auch von der ganz beispiellosen Erhebung der Masuren berichten kann. Sie wurde durch den Krieg mit Frankreich 1870/71 veranlaßt. Aus dem Munde der Männer, die als Landwehrleute unter General v. Werder bei Belfort tapfer gekämpft haben, habe ich es selbst gehört, welchen Eindruck es auf sie gemacht, als sie nach anstrengendem Fußmarsch zum erstenmal die Eisenbahn erblickten, die sie aus der Enge der Heimat durch ganz Deutschland bis in Feindesland hinausführte. Ein Staunen ging durch ihre kindliche Seele, als sie Städte wie Berlin, Köln und andere kennenlernten. Da kam ein großes Ahnen und Sehnen in die Herzen der Naturkinder, das sich zu einem festen Willen verdichtet hatte, als sie in die Heimat zurückkehrten. Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen mächtigen Staat, die Vaterlandsliebe, die bis dahin nur unbewußt in ihnen lebte, erhielt jetzt erst Inhalt.

Und als sie nach Hause kamen, begannen ihre Augen, ob sie wollten oder nicht, zu vergleichen, sie sahen zum erstenmal den Abstand zwischen sich und den Deutschen. Bisher hatten die jungen Männer das bißchen Deutsch, das sie beim Militär lernten, bald wieder vergessen; jetzt bemühten sie sich, mit ihren Kindern deutsch zu sprechen, um es ihnen beizubringen. Eine Entwicklung setzte ein, wie sie niemand für möglich gehalten hätte. Es ist zwar ein halbes Jahrhundert seit jener Zeit verflossen, aber was bedeutet eine solch winzige Spanne Zeit im Leben der Völker? Den Masuren genügten drei Jahrzehnte, um sich völlig einzudeutschen. Sie eigneten sich nicht nur die deutsche Sprache in Wort und Schrift an, wobei sie von der Schule kräftig gefördert wurden, sondern ergriffen auch in der Landwirtschaft alle Errungenschaften der Neuzeit. Ein unverdächtigter Zeuge, der Landesgeologe Dr. Heß von Wichdorff, der zwölf Jahre Masuren bereist und erforscht hat, schreibt darüber in seinem Buche „Masuren“ (1915): „Meine Tätigkeit führte mich in alle Teile des Landes. Hier in den engen Verhältnissen der masurischen Landbevölkerung durchlebte ich den großen Aufschwung Masurens mit, den der Bau von Chaussees, Eisenbahnen usw. mit sich führte, und sah mit eigenen Augen, wie der Masur Stufe um Stufe sich den Verhältnissen anpaßte, die neue Kultur aufnahm.“ Er nennt die Masuren vorzügliche Arbeiter und tüchtige Soldaten. Er hat keine Roheit bei den jungen lebensfrohen Masuren gefunden, wohl aber eine Lernbegier, die alle der Schule entwachsenen Burschen wie Mädchen auszeichnet. Wohlhabende Bauern ließen ihre Söhne studieren oder die landwirtschaftliche Hochschule besuchen. Die Mädchen wurden in die Stadtschule geschickt. Und schon in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hielten Landwirtschaft, Vieh- und Pferdezucht jeden Vergleich mit anderen Gauen Deutschlands aus. Der Branntweingenuß ging sehr zurück.

Dann kam im Weltkrieg der Russeneinfall. Während andere Gegenden Ostpreußens nach kurzer Besetzung wieder frei wurden und blieben, wurde in Masuren buchstäblich alles zerstört. Aber kaum hatte unser Nationalheld Hindenburg die zuchtlosen Horden vom ostpreußischen Boden vertrieben, als auch schon die Masuren zurückkehrten und rüstig wieder zu schaffen begannen. Mit Hilfe des preußischen Staates wurden Dörfer und Städte wieder aufgebaut, so daß Masuren mit seinen neuen massiven Gebäuden und roten Ziegeldächern ein sehr schönes Aussehen gewonnen hat. Bereits im Jahre 1915 waren drei Viertel des von Schützengräben durchzogenen Ackerlandes wieder bebaut, und 1916 brachte schon wieder eine volle reiche Ernte. 1920 legten die Masuren bei der ihnen vom Feindbund aufgezwungenen Abstimmung ein einmütiges Bekenntnis zum Deutschtum ab; den Polen fiel nur ein Halb vom Hundert der abgegebenen Stimmen zu. Es rührte von eingewanderten Polen her, die seit 1900 durch Ankauf verkommener Wirtschaften vergebens versucht hatten, in Masuren festen Fuß zu fassen.

So tritt dem traurigen Bilde, das ich anfangs von Masuren entrollen mußte, ein sehr erfreuliches Bild der Gegenwart gegenüber. Für mich, der ich zeit meines Lebens Freud und Leid mit meinen Landsleuten geteilt habe, ist das eine der größten Freuden meines Lebens. Deshalb habe ich meine Erinnerungen mit dieser Schilderung begonnen.

2. Mein Elternhaus

Meine Vorfahren väterlicherseits waren echte, rechte masurische Bauern, die sich wohl nicht viel von ihren Stammesgenossen unterschieden haben. Mein Großvater, dessen ich mich noch genau erinnere, wurde 96 Jahre alt. Er besaß in dem Dorf Listken im Kreise Johannisburg ein Grundstück von mehreren Hundert Morgen und außerdem den Dorfkrug, den er verpachtet hatte. In jedem Dorf gab es und gibt es eine Familie, die durch die Größe ihres Besitzes eine führende Stellung einnimmt. Der Großvater war ein nüchterner Mann und ein fleißiger, sparsamer Wirt. Dadurch brachte er es fertig, trotz der geldarmen Zeit Land zuzukaufen und mit Landbesitz sich auszustatten. Er heiratete zweimal. Von der zweiten Frau stammt mein Vater, der den Vornamen Adam erhielt.

Schon in früher Jugend zeigte er musikalische Begabung. Seine Mutter kaufte ihm heimlich eine Geige, auf der er ohne jede Anleitung zu üben begann. Aber jahrelang mußte er seine Kunst im Verborgenen ausüben, weil der Großvater für das Gequieke kein Verständnis besaß. Die Großmutter scheint ehrgeizig gewesen zu sein; sie wollte aus ihrem Erstgeborenen einen Pfarrer machen. Deshalb wurde Adam auf die Bürgerschule nach Johannisburg geschickt, die ihre Zöglinge mit der Reife für Untersekunda auf das Gymnasium in Lyck entließ. Aber schon in der ersten Nacht entwich er aus Lyck und marschierte sechs deutsche Meilen nach Hause. Da er sich beharrlich weigerte, auf die Schule nach Lyck zurückzukehren, wurde er als Schreiber aufs Landratsamt getan. Dort gefiel es ihm auch nicht; er arbeitete auf der Post und danach beim Katasterkontrolleur, bis er schließlich zum Oberförster Kettner in die Lehre kam. Jetzt hatte er endlich den Beruf gefunden, der ihm zusagte.

Nach Beendigung der Lehre trat er bei den Jägern in Rastenburg ein. Dort befreundete er sich mit dem Musikmeister Stechern, der ihm Geigenunterricht erteilte und ihn soweit förderte, daß er flott vom Blatt spielte. Dort schloß er auch Freundschaft mit zwei jungen Leuten, die das Gymnasium besuchten, namens Kleckel, den älteren Brüdern seiner späteren Frau. Als die Militärzeit erfüllt war, ging er auf die Wanderschaft, um sich eine Stellung als Forstschreiber zu suchen. Mit Flinte, Hund und Jagdtasche

wanderte er nach Westen; jedes Forsthaus bot ihm Akung und Nachtquartier. So kam er bis nach Pommern in die Oberförsterei Berin, wo er die erste Anstellung fand. Nach einiger Zeit erhielt er durch einen der Kleckels, der inzwischen Student geworden war, die Nachricht, daß sein Vater, der Oberförster in Weschkallen bei Lasdehnen war, einen Forstschreiber suche. Er meldete sich, wurde angenommen und wanderte wieder zu Fuß nach Ostpreußen zurück. In der neuen Stelle fand er vier Mädels. Die Älteste, Berta, ein rundliches Mädel mit einem Strudelkopf voll blonder Locken, führte schon, kaum 16 Jahre alt, dem verwitweten Vater die Wirtschaft und erzog die jüngeren Geschwister. Adam war bald mit all den Kindern gut Freund.

Im Laufe der Zeit gewann er Bertas Liebe. Ihre älteren Brüder billigten das Verhältnis der beiden. So trat denn Adam eines Tages vor den alten Herrn und warb um die Hand seiner Ältesten. Es war ein kühnes Unterfangen. Der Forstschreiber war damals noch Unterbeamter, sein Einkommen minimal, und bis zur Anstellung als Förster konnten noch mehr als zehn Jahre vergehen. Da war es kein Wunder, daß der alte Herr dem kühnen Bewerber nicht nur eine scharfe Absage erteilte, sondern ihn auch aus seiner Stellung entließ.

Wieder ging Adam auf die Wanderschaft und fand bald in der Johannisburger Heide in der Oberförsterei Nikolaiten Anstellung als Forstschreiber. Jahr und Tag verging, ohne daß die Liebenden voneinander Nachricht empfangen, aber sie hielten treu zueinander. Berta Kleckel schlug alle Anträge aus, obwohl auch sie von der Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe überzeugt war. Neun Jahre dauerte die Prüfungszeit, bis ein glücklicher Zufall zu Hilfe kam. Mein Vater stand auf einer Treibjagd neben dem Oberforstmeister v. Dewall. Der alte Herr schoß auf eine grobe Sau und fehlte. Im nächsten Augenblick wurde er von dem wütenden Tier zu Boden geworfen. Sein letztes Stündlein hätte geschlagen, wenn nicht Adam, der ein ganz vorzüglicher Büchschütze war, die Sau über dem am Boden liegenden alten Herrn erlegt hätte. Der Oberforstmeister wollte sich seinem Lebensretter dankbar erweisen und fragte ihn nach seinen Wünschen. Da bat Adam den hohen Vorgesetzten um seine Fürsprache bei Bertas Vater. Sie wirkte so gewichtig, daß Adam bald die Aufforderung erhielt, sich in Weschkallen einzufinden. Die Verlobung fand statt, und nicht lange danach erhielt Adam die Försterstelle Schuiken in der Rominter Heide. Der alte Förster in Schuiken, wo er heiratete und ich am 20. August 1858 als ältester Junge geboren wurde, hatte die Stelle aufgegeben, weil ihm die Arbeit zu schwer geworden war. Die Rominter Heide war damals durch die Nonne zerstört worden. Von 1852 bis zu meinem Geburtsjahr hauste

der kleine Waldverderber in dem vier Quadratmeilen großen Revier. Die abgestorbenen Stämme brachen zusammen. Aus dem prächtigen Wald war ein wüstes Chaos geworden, das mit Aufbietung aller verfügbaren Kräfte aufgearbeitet werden mußte. Für die Forstbeamten ergab sich daraus ein Übermaß an Arbeit, dem nur jüngere Kräfte gewachsen waren.

Anfang der sechziger Jahre wurde dann die Försterstelle in Sybba frei. Mein Vater bewarb sich um sie und erhielt sie. Die Stelle war nicht gut, denn Land und Wiesen, auf deren Ertrag der Förster damals in erster Linie angewiesen war — mein Vater begann mit 50 Talern Jahresgehalt —, waren schlecht. Aber die Stadt Lyck war nur 3 km entfernt, die Kinder brauchten nicht in Pension gegeben zu werden, sondern konnten das Gymnasium vom Elternhause aus besuchen. Dort ist mein Vater geblieben, bis der letzte seiner Jungen, mein jüngster Bruder Willi, die Schule durchgemacht hatte.

Mein Vater war ein großer Mann mit mächtigem Schnurr- und Knebelbart, die richtige Förstergestalt. So oft ich in meinen Erzählungen und Romanen einen warmherzigen, kernigen Grünrock zu schildern hatte, hat er mir als Vorbild gedient. Er hatte sich, obwohl er ein frohlebiger Mensch war und bis in sein spätes Alter von 93 Jahren nie einem guten Trunk aus dem Wege ging, eine gute Bildung angeeignet. Die Liebe zur Heimat und zur Natur und was ich von ihnen weiß, habe ich von ihm bekommen. Er war auch mein Lehrmeister in Waidwerk und Fischwaid. Im Walde lagen zwei kleine, aber fischreiche Seen und vor unserer Tür der große Lycksee, auf dem mit kleinem Gezeug zu fischen mein Vater die Erlaubnis hatte. Da das Gehalt klein und der Ertrag aus der Wirtschaft auch nicht bedeutend war, mußte für Nebeneinnahmen gesorgt werden, um so mehr, als meine Eltern ein gastfreies Haus führten. Die Jagd auf Enten und Pfuhschnepfen, der Fang des Raubzeuges, an dem kein Mangel war, lieferten reichliche Einnahmen. Am meisten jedoch die Fischerei, bei der Vaters Holzmeister Stomber sein Gehilfe war. Er kam im Winter jeden Abend ins Forsthaus und strickte mit Knecht und Hirt Neze. Wenn ich von meiner Jugend erzähle, werde ich ihn noch näher schildern. Auch unser Fuhrwerk mußte neben der Feldarbeit noch durch Holzansuhr für Bekannte in der Stadt Bargeld verdienen.

Es wäre unrecht, wenn ich an dieser Stelle nicht auch hervorheben wollte, was die Wirtschaftsführung der Mutter für Haus und Familie bedeutete. Sie war darin die treibende Kraft und führte auch die Kasse. Sie verkaufte das Wild und die Fische und lieferte Eier, Butter, Geflügel und Milch in die Stadt. An jedem Quartalersten erhob sie das Gehalt und bezahlte die bei Kaufleuten und Handwerkern aufgelaufenen Beträge. Manchmal

brachte sie nur wenige Mark nach Hause, aber sie ließ nie Schulden aufkommen. Und wenn Vater nach der Stadt fahren wollte, um in fröhlicher Gesellschaft einen Abend zu verleben, dann hatte sie für ihn stets einen Taler vorrätig.

Wie ich berichtet habe, herrschte in meinem Elternhause reiche Geselligkeit. Ofter erschien ein Gerichtschreiber, der mir schlecht und recht Geigenunterricht erteilte, ein musikbesserer Fortgehilfe fand sich auch ein, und dann wurde stundenlang mit Geige und Gitarre musiziert. Mit einer Stimme, die mehr Kraft als Wohllaut besaß, sang mein Vater zur Gitarre allerlei Schelmenlieder, die mir noch jezt im Gedächtnis haften, von dem Grobschmied, der seinen Sohn studieren läßt, oder von dem Juden, der von seinem Schuldner, einem Leutnant, gezwungen wird, einen Wechsel aufzuessen. Abends spielte der Vater gern Karten. Er beherrschte viele Spiele: Boston, Whist, Preference, Stat usw., und spielte sie nicht nur ausgezeichnet, sondern beurteilte auch etwas einseitig jeden Menschen danach, ob er sich beim Kartenspiel klug oder ungeschickt anstellte. Als wir Jungen heranwuchsen, durften wir auch mitspielen und lernten jedes Spiel richtig auszunutzen, denn Vater rügte jeden Fehler sehr energisch. Auch Mutter mußte manchmal als vierter Mann eintreten. Aber nur im Notfall, denn es verdarb dem Vater die Laune, wenn sie bei jeder Pause, die eintrat, entweder strickte oder einige Zeilen las.

Von der großen Gutmütigkeit, ja Herzensgüte meines Vaters zeugt die Tatsache, daß er in dem ersten Jahrzehnt seiner Ehe nicht nur seine eigene Mutter und Schwester, sondern auch zwei Schwestern der Frau im Hause hatte. Die eine, die Tante Adele, war eine liebe Seele, die immer auf unserer Seite stand. Die andere, Tante Mathilde, war, wie man zu sagen pflegt, eine Kneifzange, die hinter alle unsere Schliche kam und uns manche Tracht Prügel besorgte, der wir sonst entgangen wären.

Die Lust und die Kunst, zu erzählen, haben wir unstreitig von Vater geerbt. Ja, ich kann sagen, daß ich die besten Jagdschnurren meinem Vater verdanke. Er erzählte kurz, lebendig und anschaulich. Das beste Zeugnis für die Kunst seiner Darstellung ist die Tatsache, daß es ihm stets gelang, seinen Bekannten die unglaublichsten Geschichten aufzubinden. So erzählte er einem Tischlermeister, den er in den Wald begleiten mußte, um ihm Holz anzuweisen, daß in Suwalki über der russischen Grenze ein wildes Tier, wahrscheinlich eine Hyäne, aus der Menagerie entsprungen sei, im Sybbaner Walde ein Weib zerrissen und bis auf die Fußstümpfe aufgefressen habe. Der biedere Meister erzählte die Schauermär in der Stadt, sie wurde den Königsberger Zeitungen berichtet, und die Folge war, daß die Lycker Garnison Befehl erhielt, eine große Treibjagd auf das Vieß abzuhalten. Nur durch

das Eingreifen des Landrats und Oberförsters, die ihren Adam kannten, wurde die Treibjagd verhindert. Ein andermal erzählte er in einer großen Jagdgesellschaft, seinem Freunde Kloz wäre die Nase explodiert. Der brave Mann hatte von der Natur eine Nase erhalten, die einer mittelgroßen Gurke glich und rötlich-blau schillerte. Ja, sie bedeckte sich regelmäßig mit kleinen Auswüchsen. Dann fuhr Kloz nach Königsberg und ließ sich die Auswüchse abschneiden. Mein Vater — ich war dabei — erzählte, Kloz habe aus Versehen Pulver geschnupft und dabei geraucht, dadurch sei die Explosion entstanden. Der Kreisphysikus Surminski, der auch kein Spielverderber war, bestätigte den Vorfall, er habe die zerrissene Nase zusammengeslickt. Das Bemerkenswerte an dieser Geschichte war, daß sie in dem Augenblick entstand, als Kloz an der auf der Veranda des Hotels versammelten Gesellschaft vorbeiging und grüßte, wobei einigen Herren die Verkleinerung seiner Nase auffiel.

Unzählige solcher Schnurren hat mein Vater in die Welt gesetzt. Er war nicht nur als vorzüglicher Schütze in der ganzen Provinz rühmlichst bekannt, sondern auch als Erzähler beliebt und wurde überall eingeladen. Als Mitglied der Lycker Schützengilde besuchte er regelmäßig die Schützenfeste in den Städten der Provinz. Wo er erschien, nahm er mit seiner treffsicheren Vorderladerbüchse die ersten Preise. Und stets brachte er außer einer silbernen oder goldenen Medaille auch noch wertvolle Silbergewinne heim. Bei solchen Festen trug er einen Rock, der bis zu den Schößen herab mit Auszeichnungen bedeckt war. Auch das erste Gewehr, das ich geführt habe, hatte er erschossen. Ich war gerade ein Jahr alt, als er in der Rominter Heide zu einem Schützenfest der grünen Gilde fuhr, wo der erste Preis in einer wertvollen Büchsfinte bestand. Beim Abschied gab er meiner Mutter Hammer und Nagel und bat sie, im Gewehrschrank den Nagel einzuschlagen, damit er daran das neue Gewehr aufhängen könnte. Und so geschah es wirklich.

Im Laufe der Zeit wurde mein Vater nicht nur im Kreise der Grünröcke, sondern weit darüber hinaus eine volkstümliche Gestalt und weit und breit als der „alte Adam“ bekannt. Schon zu seinen Lebzeiten wurden die besten Jagdgeschichten mit seiner Person verknüpft; noch vor kurzem hörte ich von solchen Geschichten erzählen. Im Alter erblindete er und hat noch zwanzig Jahre blind gelebt. Er sah nur noch nach unten einen Lichtschimmer, aber der genügte soweit, daß der Vater sich allein zum Dämmerstoppeln nach der nahen Kneipe begeben konnte. Er trug sein schweres Schicksal mit Geduld. Es vermochte nicht einmal die Fröhlichkeit und Schalkhaftigkeit seines Gemüts zu stören. Und die Mutter half ihm, es zu tragen. Sie wurde 87 Jahre alt

und starb erst ein Jahr nach dem Vater. Sie las ihm die Zeitung vor, sie las ihm aus meinen und Bruder Richards Büchern vor und umgab ihn mit liebender Sorgfalt.

Auch die Mutter hatte eine besondere Begabung. Sie besaß ein ungewöhnliches Gedächtnis für Namen und Personen. Sie kannte Tausende von Familien in der ganzen Provinz und sammelte alle Nachrichten über ihr Ergehen, so daß sie sogar wußte, wie und wen die Kinder geheiratet hatten und wie deren Kinder hießen. Bis in ihr hohes Alter fertigte sie unermülich Handarbeiten an und unterhielt einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit alten Freunden. Als der Vater starb, hatte sie nur noch einen Wunsch, dem Lebensgefährten, der ihr kurz vor der diamantenen Hochzeit entrisen wurde, bald zu folgen. Und genau nach Jahr und Tag folgte sie ihm. Auf dem Kirchhof von Lissa schlafen die Eltern unter drei Eichen. Treue Freunde pflegen das Grab. Ich darf es nicht besuchen. Der Haß der Polen, die ich in den letzten Jahren so scharf bekämpft habe, würde mich ereilen.

Ich habe keine Erinnerung an mein Geburtshaus in Schuiken. Nur dunkel schwebt mir die Tatsache vor, daß nicht weit von der Försterei ein großer See lag. Als ich jedoch im Jahre 1884 im Manöver als Einjähriger die Försterei Schuiken zum erstenmal wieder sah, kam mir das Haus und die Umgebung merkwürdig bekannt vor. Vielleicht wäre meine Erinnerung lebhafter, wenn ich nicht sehr viel auf Reisen und auswärts gewesen wäre. Mein Großvater hatte bald nach der Verheiratung seiner ältesten Tochter Pension genommen und sich in dem großen Kirchdorf Lasdehnen niedergelassen. Ich war sein erster Enkel und sein Liebling. Deshalb wurde ich öfter nach Lasdehnen gebracht und blieb dort Wochen, ja Monate. Bald siedelte der Großvater nach Goldap über, das von der Försterei Schuiken nur eine Meile entfernt liegt. Ich blieb dann ganz beim Großvater und gab nur noch Gastrollen im Elternhause.

Ich weiß nicht, aus welchen Gründen ich schon mit $3\frac{1}{2}$ Jahren in die Kleinmädchenschule in Goldap gegeben worden bin. Es war keine Spielschule nach Fröbelscher Art, sondern es wurde ganz ernsthaft unterrichtet. Deshalb war der Besuch der Schule für mich durchaus kein Vergnügen; im Gegenteil! Die kleinen Mädchen waren mir feindselig gesinnt, und ich hatte heftige Kämpfe mit ihnen auszufechten. Es ist ein Wunder, daß ich nicht schon damals einen Haß auf das ganze weibliche Geschlecht geworfen habe. Daß meine Erinnerungen den Tatsachen entsprechen, wurde mir später durch zwei Leidensgefährten, mit denen ich noch jetzt eng befreundet bin, bestätigt.

Daß man schon Kinder von vier und fünf Jahren ernsthaft mit Unterricht plagt, ist ohne Zweifel eine Barbarei. Bei mir

wurde diese noch durch Tante Mathilde verschärft. Sie beaufsichtigte nicht nur meine Schulaufgaben, sondern ging noch darüber hinaus. Noch jetzt denke ich mit Ingrimme an die Stunden, wenn ich auf einem Stühlchen zu ihren Füßen aus der Fibel buchstabieren lernen mußte: be-a -ba, be-e -be, be-i -bi, be-o -bo, be-u -bu, babebibobu! Heute wundere ich mich darüber, daß Kinder bei dieser blödsinnigen Methode wirklich lesen lernen. Welche Anstrengung wird dem kindlichen Geist zugemutet, zu begreifen, daß der Selbstlaut, der dem Mitlauter anhaftet, bei der Aussprache des Wortes überflüssig ist!

Tante Mathilde war sehr streng und bestrafte mich nicht nur mit Schlägen bei dem geringsten Anlaß, sondern auch mit Arrest. Er wurde in der Weise abgebüßt, daß ich mit einem Zwirnsfaden an einem Tischfuß angebunden wurde und eine Stunde oder noch länger untätig, ja ganz still sitzen bleiben mußte. Ich will hier gleich anfügen, daß ich mich aus der Knechtschaft dieser bösen Tante mit elf Jahren selbst befreit habe. Als ich wieder einmal — sie lebte damals noch in meinem Elternhause — von ihr Ohrfeigen erhalten hatte, erfaßte ich ihre Hand, hielt sie fest und erklärte ihr, daß ich mich nicht mehr von ihr schlagen ließe. Wenn sie es wolle, sollte sie mich beim Vater verklagen. Das tat sie denn auch, und ich erhielt eine gehörige Tracht Prügel, aber hinterher erklärte ich meiner Mutter, daß ich mich unter keinen Umständen mehr von der Tante schlagen ließe, und forderte von ihr, daß sie mich in Schutz nehmen sollte. Das ist dann auch geschehen.

Als ich mit vier Jahren ziemlich geläufig lesen konnte, kam ich bald dahinter, daß man in Büchern viele schöne Geschichten finden konnte. Und wo ich ein Buch aufstreifen konnte, las ich es durch. Auch das Schreiben erlernte ich in demselben Alter. Und eines Tages kam ich aus der Schule mit der freudigen Botschaft nach Hause, die Lehrerin habe mir gesagt, ich werde „ein schöner Schreiber“ werden. Das ist eingetroffen. Entgegen dem bekannten Ausspruch: „Docti malo pingunt“ habe ich mir eine form-schöne und auch charakteristische Handschrift angeeignet. Ein Verleger gab mal eins meiner Manuskripte einem Graphologen zur Beurteilung. Das recht ausführliche Gutachten versah er, als er es mir übergab, mit der Überschrift: „Nur keinen Größenwahn“ — den habe ich nie besessen; aber das kann ich wohl sagen, daß mir meine Handschrift in vielen Lebenslagen förderlich gewesen ist.

Als ich fünf Jahre alt war, erhielt mein Vater die Försterstelle in Sybba bei Lyck, und ich wurde heimbeordert. Eine Fahrgelegenheit fand sich auf dem vierspännigen Lastwagen, der wöchentlich einmal eine Ladung Bier von Goldap nach Lyck brachte. Oben zwischen den Fässern wurde mir ein Sitz bereitet. Am Abend fuhren wir ab, Schritt für Schritt. Ich schlief, in Decken

eingehüllt, sehr gut und genoß am nächsten Tage mit vielem Vergnügen den Anblick der Dörfer, durch die wir fuhren. Am andern Abend kamen wir in Lyck an. Niemand war da, mich abzuholen. Da machte ich mich entschlossen allein in der Abenddämmerung auf den Weg und kam glücklich in dem neuen Elternhause an. Der Vater stand vor der Tür mit zwei Knaben von elf, zwölf Jahren, die ich nicht kannte. Es waren die Söhne des Vorgängers meines Vaters, Hans und Timo Sauer. Ihre Mutter war mit sechs unerzogenen Kindern zurückgeblieben. Die geringe Pension reichte nicht aus, deshalb machte sie eine kleine Kneipe auf und gewann damit den Unterhalt für sich und ihre Kinder, denn alle Bekannten fühlten sich veranlaßt, sie in Nahrung zu setzen. Daß nicht nur Hans und Timo, sondern auch die jüngeren Kinder sehr häufige Gäste bei uns waren, ist wohl selbstverständlich.

Gleich nach den Herbstferien wurde ich wieder in die Schule gebracht, diesmal in eine höhere Knabenschule, die von drei älteren Damen namens Kolk gehalten wurde. Es herrschte strenge Zucht und Ordnung, und der Unterricht war ohne Zweifel gut, denn als mich meine Eltern nach zwei Jahren dem Gymnasium zuführten, war ich mit sieben Jahren für Quinta reif.

3. Das Lycker Gymnasium

Ehe ich in der Schilderung meiner Jugend fortfahre, muß ich die Leser mit dem Lycker Gymnasium bekannt machen. Es wurde im Jahre 1585 gegründet und war in erster Linie zur Heranbildung evangelischer Geistlicher, die polnisch oder richtiger gesagt masurisch predigen sollten, bestimmt. Im Laufe der Zeit wurde das Gymnasium und mit ihm die Stadt Lyck der geistige Mittelpunkt Masurens. Es war von den Landesvätern reich dotiert, hatte mehrere Stipendien zu vergeben und gewährte einer ganzen Anzahl fleißiger armer Schüler freie Schule und Bücher. Bei den wohlhabenden Bürgern der Stadt herrschte seit alter Zeit die schöne Sitte, armen Gymnasiasten Frei-Tisch zu gewähren. Ein- oder auch zweimal in der Woche erschien der Tischgast zu Mittag und bekam auch sein Abendbrot mit. Auch ich und meine Brüder haben an den vier Tagen der Woche, an denen nachmittags Unterricht war, Frei-Tisch gehabt, der von der Mutter durch Lieferung von Naturalien abgegolten wurde. Noch als Jüngling habe ich sehr oft am Morgen einen schweren Korb Fische in die Stadt getragen. Durch diese schöne Sitte wurde es auch den Jungen ganz armer Eltern möglich, das Gymnasium zu besuchen. Die Eltern hatten für nichts weiter zu sorgen als für eine kleine Bude mit Frühstück und für Kleidung. Auf diese Weise haben viele strebsame Knaben sich durch das Gymnasium emporgerungen. Auf der Universität halfen sie sich durch Stipendien und Privatstunden weiter und gelangten so zu Amt und Würden.

Die ganze Stadt lebte mit ihrem Gymnasium. Von den Primanern, die ins Examen stiegen, war genau bekannt, wie ihre Aussichten waren. In ganz Ostpreußen war und ist es noch Sitte, die Abiturienten mit einer roten Mütze und goldenen oder silbernen Albertuffen zu beschenken. Das waren Schildnadeln mit dem Bildnis des Stifters der Königsberger Universität Albrecht. Und die Nadeln waren ein sehr reelles Geschenk; denn jeder Uhrmacher nahm sie den Studenten für den Gold- oder Silberwert ab. Ich erhielt eine solche Menge, daß sie auf Mütze und Frack keinen Platz hatten, sondern sich auch noch auf der Weste ansiedeln mußten. Sie haben mir in der alma mater in den ersten Semestern zu manchem fidelen Kneipabend verholfen. Schon vor Beendigung der mündlichen Prüfung sammelten sich eine Menge

Schüler und Bürger auf dem Schulplatz zwischen Gymnasium und Kirche. Ramen dann die Jünglinge in freudigem Stolz aus dem Portal geschritten, dann wurden sie umringt und von Freunden und Bekannten, ja auch von ganz fremden Leuten mit den Nadeln beschenkt. Wer mit der roten Mütze durch die lange Hauptstraße schritt, wurde beglückwünscht und sehr oft zu einer Bewirtung mit Wein und Kuchen eingeladen. Am Abend folgte stets ein solenner Kommers, zu dem nicht nur die Lehrer und Bürger der Stadt erschienen, sondern auch die Gutsbesitzer der Umgegend, von denen die meisten das Gymnasium selbst besucht hatten, und die nach altem Brauch den Hauptteil der Kosten trugen.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Gymnasium etwas eingeschlafen. Die meisten Lehrer waren alte überständige Herren, nicht mehr imstande, eine brausende Jugend zu beherrschen und zu erziehen. Die Zustände waren so eigenartig, daß ich sie näher schildern muß. Der Direktor war ein schwächlicher Greis von mehr als 80 Jahren. Beinahe ebenso alt war der erste Oberlehrer, der in den oberen Klassen Mathematik und Physik gab. Eine kleine Besserung trat ein, als ein etwas jüngerer Direktor an die Stelle berufen wurde; er kam aber nicht dazu, energisch durchzugreifen, weil er schon nach kurzer Zeit als Provinzialschulrat nach Königsberg versetzt wurde. An seine Stelle trat nun Direktor H., ein junger Mann von einigen dreißig Jahren, der in der Schule und im öffentlichen Leben sehr energisch auftrat. Als Ursache seines überraschenden Emporsteigens zum Leiter der Anstalt wurde allgemein erzählt, daß er ein Schülbling Bismarcks sei. Sein Vater war in dem Wahlkreis, der den jungen märkischen Edelmann zum erstenmal in den Landtag entsandte, ein sehr einflußreicher Mann und ein Segner Bismarcks. Vergeblich versuchte dieser, zu dem einflußreichen Mann vorzudringen. Er wurde mehrmals abgewiesen. Da traf er einmal zufällig den kleinen H., ließ sich von ihm zu seinem Vater hinführen und gewann diesen für sich. Der junge Direktor hatte einen schweren Stand gegenüber den alten Lehrern, die nicht gewohnt waren, sich beaufsichtigen zu lassen. Aber mit der Zeit setzte er sich doch durch und berief eine Anzahl jüngerer Kräfte an die Anstalt.

Ein prächtiger Charakterkopf unter den alten Lehrern war der Professor Gorkiza, der in Deutsch und Griechisch unterrichtete. Er führte den Beinamen Orlando. In jüngeren Jahren war er ein strammer Demokrat gewesen, und auch später machte er aus seiner Gesinnung kein Hehl. Er stand in der Klasse nie wo anders als im Zwischenraum der letzten Bank. Nur beim Extemporalschreiben wanderte er langsam den Gang auf und ab. In kurzen regelmäßigen Zwischenräumen zog er aus der hinteren Rocktasche

sein großes rotes Taschentuch, schnob heftig die Nase und nahm eine Prise aus der silbernen Dose.

Ebenfalls ein Charakterkopf war der Professor Kopytsch, mit dessen ältestem Sohn ich dieselbe Schulbank drückte. Sein Spitzname war „Di-da“, denn er begann fast jeden Satz mit diesen beiden Wörtchen. Er war ein Mann von umfassendem Wissen und sehr gutmütig. Sehr oft ließ er sich von uns erbitten, uns eine schwierige mathematische oder arithmetische Aufgabe zu lösen, bis es schließlich herauskam, daß wir mit seinem Ralb gepflügt hatten.

Die originellste Gestalt war Professor Horch, der alte Master, wie er von uns genannt wurde. Er gab Französisch, Geschichte und Erdbeschreibung. Er war ein Spielball der Schüler, selbst in den unteren Klassen. Kinder sind immer grausam, und Lehrer, die sich nicht Gehorsam erzwingen können, werden von ihnen mißhandelt. Das geschah auch mit dem alten Master. In jüngeren Jahren hatte er eine dicke Weltgeschichte verfaßt und in der Hoffnung, daß sie in den Schulen eingeführt werden würde, auf seine Kosten drucken lassen. Die Einführung unterblieb, und er lebte infolgedessen unter einer Sorgenlast, die ihn wohl vorzeitig innerlich zermürbt hat. Um sein Einkommen aufzubessern, gab er Privatunterricht in Englisch. Jeder, der es irgendwie erschwingen konnte, bezahlte das Honorar von vier Mark vierteljährlich, das ihm stets in Kupferpfennigen in der Klasse aufgezählt wurde. Am schlimmsten trieb es die Obertertia mit ihm. Dort hatten sich zu meiner Zeit etwa zehn bis zwölf Jünglinge angesammelt, die nach dreijährigem Aufenthalt in jeder Klasse nur propter staturam et barham versetzt worden waren und sich auf diese Weise das Einjährige zu ersitzen hofften. Sie spielten in den Stunden des alten Master ganz offen Karten, und der alte Herr war froh, wenn er unter den jüngeren Schülern einen bereit fand, seine Fragen zu beantworten. Da war es kein Wunder, daß die erste Klassenarbeit, die wir in Untersekunda bei einem jungen Lehrer in Französisch schrieben, beim besten „Franzosen“ mit 15 Fehlern begann und bis zu 60 Fehlern aufstieg. Der Direktor kannte diese Zustände, aber er ließ den alten Mann im Amt, um ihn nicht in die schlimmste Not zu bringen.

Von den jüngern Lehrkräften war der Oberlehrer R., der den Religionsunterricht von Tertia bis Prima erteilte, unstreitig der beste Pädagoge. In seiner Stunde herrschte nicht nur eine musterhafte Ruhe und Ordnung, sondern auch die gespannteste Aufmerksamkeit. Die übermütigen Jungens, die eben noch mit dem alten Master Schindluder gespielt hatten, benahmen sich wie die Musterknaben, und es gab keinen, der sein Pensum nicht gut gelernt hatte. Er hatte es nie nötig, Strafen zu



verhängen, er wurde auch nie heftig, denn sein leiser Tadel genügte in allen Fällen. Wieviel wir bei ihm lernten, geht daraus hervor, daß seine Schüler, die später Theologie studierten, mit den auf dem Gymnasium erworbenen Kenntnissen fast das ganze erste Examen bestritten. Er erteilte den künftigen Theologen auch den hebräischen Unterricht, und wer bei ihm das Hebraikum bestanden hatte, konnte auf der Universität sofort im Seminar mit Erfolg arbeiten.

Es war allgemein bekannt, daß er als Student ein wildes Leben geführt und eine große Schuldenlast auf sich geladen hatte, die ihn zur größten Einschränkung und Sparsamkeit zwang. Ebenso bekannt war die Zerrüttung seines Familienlebens, an der er nicht die Schuld trug. Doch davon war ihm in der Schule nichts anzumerken. Mit blühenden Augen trat er vor die Klasse und begrüßte sie durch ein Scherzwort. Ein Söhnchen, das ihm spät geboren wurde, gab ihm ein kurzes Glück. Er ließ das Bübchen nie von sich und nahm es überall mit, wohin er ging, auch in die Kneipe. Es wurde ihm leider schon mit sieben Jahren durch den Tod entrisen. Später ließ er sich nach A. versetzen, und als auch dort seine Existenz als Lehrer durch das Benehmen seiner Frau unmöglich wurde, machte er Schluß und erschof sich.

Noch zwei meiner Lehrer sind auf dieselbe Weise geendigt. Der eine war der Direktor H., bei dem ich von der Sexta bis zum Examen Freitisch hatte. So energisch er in der Schule und in der Stadtverwaltung, der er als Stadtverordneter angehörte, sich zeigte, so schwach war er seiner Familie gegenüber. Die Frau führte das Regiment im Hause, und die Kinder wuchsen ihm schon früh über den Kopf. Mich hatte er in sein Herz geschlossen. Er verkehrte auch in meinem Elternhause und faßte Interesse für die Jagd. Waidmannsheil war ihm jedoch selten beschieden. Da sprang ich dann öfter helfend ein, und er ließ es ruhig geschehen, daß ein von mir geschossener Hase als seine Jagdbeute erklärt wurde. Dafür genoß ich manche Bevorzugung in der Schule. Ich wurde schon von Obertertia an sehr oft mit der Vertretung des erkrankten Vorschullehrers betraut. Und wenn ich nachts die Ruder im schweren Fischerkahn gezogen hatte und in der ersten Stunde bei ihm den versäumten Schlaf nachholte, stand er regelmäßig neben mir in dem Zwischenraum der ersten Bank und stieß mich an, wenn ich zu schnarchen anfing. Mein Schlaf zeigte ihm jedesmal an, daß ihn zu Mittag ein Gericht guter Fische erwartete, für die er eine große Vorliebe hatte. Von Lyk wurde er nach Göttingen an eine große in Real- und Gymnasialklassen geteilte Doppelanstalt versetzt. Dort machten ihn seine erwachsenen Kinder unmöglich, und er wurde nach Meseritz in der Provinz Posen strafversetzt. Der Gram über seine



ungeratenen Kinder und diese Versehung gaben ihm den Entschluß ein, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

Der andere, der solch trauriges Ende nahm, war ein blutjunger Lehrer, der nach dem Ausscheiden Masters den französischen Unterricht in den oberen Klassen erteilte. Ein unheilbares Leiden soll ihm den Entschluß eingegeben haben, sich zu erschießen. Ich sah ihn eines Nachmittags in sichtlicher Erregung an unserem Hause vorüber in den Wald gehen und hörte bald darauf einen Schuß fallen. Ich ging ihm nach und fand ihn in seinem Blut liegen.

4. Meine Gymnasialzeit

Es ist ohne weiteres begreiflich, daß die alten Lehrer auf meinen Bildungsgang keinen Einfluß ausgeübt haben. Eher war der Unterricht geeignet, uns zur Nichtachtung der Wissenschaften, in die wir eingeführt werden sollten, zu erziehen. So verlangte der alte Orlando in Griechisch eine slavisch wortgetreue Übersetzung des Homer, obwohl er selbst eine freie Übersetzung in Jamben herausgegeben hatte. Sein Unterricht im Deutschen auf der Obersekunda war der Gipfel von Langweiligkeit. Er hatte eine Zahl von dreißig kleineren Gedichten ausgewählt, von denen sich jeder Schüler der Reihe nach zwei auswählen und aussagen mußte. Natürlich wurden mit Vorliebe die beiden kürzesten Gedichte ausgewählt, die jeder der später Herankommenden schon vom Zuhören auswendig konnte. Sein Steckenpferd war Klopstock. Mit einer unendlich komischen singenden Stimme trug er jede Ode vor, die dann bis in die kleinsten Teile zerpflückt wurde. Wer ehrgeizig war, meldete sich freiwillig, eine Ode auswendig zu lernen. Wenn man sie dann möglichst nach seiner Aussprache und Betonung vortrug, gewann man bei ihm einen Stein im Brett. Die Aufsatzthematika verlangten nie etwas anderes als eine nüchterne Betrachtung über den Charakter eines Mannes der Geschichte.

Ich muß zu meiner Schande hier gestehen, daß ich nie wirklich gelernt habe. Mein Gedächtnis war so gut, daß es alles behielt, was einmal in der Schule durchgenommen wurde. Wenn ich es später noch einmal überlas, haßte es für immer. Ich war für Sprachen begabt und verfügte schon auf den mittleren Klassen über einen großen Vokabelschatz. Wenn ich mich mal für eine Übersetzung vorbereiten mußte, brauchte ich nur wenige Wörter nachzuschlagen. Die schriftlichen Arbeiten haben mich nie lange aufgehalten. Wie oft habe ich den deutschen Aufsatz erst am Montag früh vor der Schule niedergeschrieben. Ich befand mich deshalb immer nur im mittleren Durchschnitt der Schüler und ärgerte mich, wenn mir die Lehrer öfter sagten, ich könnte doch viel mehr und Besseres leisten.

Ein Glück war es, daß allmählich jüngere Lehrkräfte herangezogen wurden, die es verstanden, unser Interesse für ihren Lehrgegenstand zu gewinnen. Mit der größten Dankbarkeit und Verehrung denke ich noch an den Oberlehrer Bahnsch, einen

feingebildeten frischen Mann, der uns auf Prima in Deutsch und Seelenkunde unterrichtete. Er regte uns so an, daß wir uns auf die Stunde freuten, in denen wir mit ihm lange Erörterungen führten. Er brachte uns die deutschen Dichter näher, vor allem Schiller und Goethe und Heine, und entweihete kein Gedicht durch Verfälschung. Er zeigte, wie man aus einem Thema die Gedanken herausholt und wirklich darstellt. Meine ersten Aufsätze gefielen ihm so, daß er mir vorschlug, eine große Vierteljahrsarbeit zu liefern und dazu „das deutsche Lied“ zu wählen. Er gab mir auch die Bücher an, aus denen ich den Stoff schöpfen könnte. Ja er stellte uns die Aufgabe, in der Stunde frei über ein von ihm gestelltes Thema nach kurzem Nachdenken zu sprechen. Schon damals zeigte sich meine Begabung und entwickelte sich das Selbstbewußtsein, das mich später befähigte, auch vor einem großen Zuhörerkreis unbefangen zu sprechen und in der Debatte meinen Mann zu stehen.

Der Direktor schlug in der Behandlung der oberen Klassen ganz neue Wege ein. Bis dahin war allen Schülern der Besuch einer Kneipe aufs strengste untersagt. Nur in Begleitung der Eltern durften sie ein Lokal betreten. Der Direktor gab sofort das Dörfchen Sybba und darin das Lokal der Mutter Sauer als Bierdorf frei. Dort durften die Schüler der oberen Klassen ohne Furcht vor den „Schustern“ ein Glas Bier trinken und Regel schieben. Dann vereinigte er die beiden aus Schülern gebildeten Sängerkränzchen zu einem, überwachte die Pflege des Gesanges, und dafür erlaubte er dem Kränzchen in jedem Vierteljahr eine offizielle Kneipe. Später bildete er noch aus der Prima eine Verbindung, der er die Aufgabe stellte, die mittleren und unteren Klassen zu überwachen, und schließlich stiftete er noch einen Fechtclub und freute sich, wenn die Fechter später auf der Universität gute Mensuren lieferten. Auf diese Weise bekämpfte er wirksam die nächtlichen Kneipereien in Weiberlokalen, die vor seiner Zeit in erschreckendem Maße überhand genommen hatten. Und wurde mal einer noch dabei ertappt, dann wurde er unweigerlich geschafft.

Im Herbst 1865 brachte mich meine Mutter zur Aufnahmeprüfung für das Gymnasium zum Direktor Schrader. Er sah sich meine Zeugnisse an, prüfte mich und befand mich reif für Quinta. Als er jedoch erfuhr, daß ich erst sieben Jahre alt war, verwies er mich trotz der Bitten meiner Mutter in die Septima. Es sei strenge Verordnung, daß kein Schüler unter neun Jahren in die Sexta kommen dürfe. Ich will hier nicht untersuchen, ob diese Verordnung berechtigt ist, um begabte Jungen zwangsweise zurückzuhalten. Ich will nur mit Vergnügen feststellen, daß mir dadurch zwei Jahre geschenkt wurden, in denen ich ein herrliches, sorgenfreies Leben führte. Der Lehrer der Vorschule, Engelke,

merkte bald, daß ich ein gelehrtes Haus war. Er nahm mich eines Tages vor, brachte mir das Lautieren bei und ließ mich unter seiner Aufsicht in der Nona und Oktava in allen Fächern unterrichten. Der Direktor, der öfter dem Unterricht in allen Klassen beiwohnte, bemerkte und billigte es.

Da die Versetzung damals nur jährlich einmal im Herbst stattfand, mußte ich ein volles Jahr in der Septima bleiben; ebenso lange in Sexta. Für die Quinta brauchte ich nur ein halbes Jahr, da inzwischen auch eine Versetzung zu Ostern eingerichtet war. Ich rutschte mit hinüber in die Quarta. Auch für die Quarta brauchte ich nur ein halbes Jahr. Meine Mutter ließ mir von Limo Sauer Privatstunden geben, hauptsächlich in Griechisch. Der alte Orlando, der damals in Quarta Griechisch gab, kümmerte sich nicht um die zu Ostern Dazugekommenen. Eines Mittags erzählte ich dem Direktor, daß ich das Pensum der Quarta völlig beherrsche, und bat, versetzt zu werden. Der alte Orlando erstaunte nicht wenig, als eines Tages der Direktor in der Klasse erschien und mich prüfte. Die Folge war, daß ich nach vier Monaten die Quarta verließ.

Auf Untertertia ging es mir schlecht. Mein Klassenlehrer war der kleine Laves, der jüngere von zwei Brüdern, die aus Hannover stammten und uns Jungen schon durch ihre dünne Sprache, der das breite gemütliche sch fehlte, widerwärtig waren. Der kleine unansehnliche Mann war ein sehr energischer Lehrer, vor dem die ganze Klasse zitterte. Bei ihm gab es kein Abschreiben, kein Vorfagen, denn er sah und hörte alles. Wodurch ich sein besonderes Mißfallen erregt habe, weiß ich nicht mehr; aber daran erinnere ich mich noch sehr deutlich, daß er mich in jeder Stunde aufrief und bei dem geringsten Anlaß mit Nachbleiben bestrafte. Sobald die Schule um 11 oder 12 Uhr aus war, mußte ich in seine Wohnung wandern und mich bei ihm melden. Dann bekam ich mein Pensum zugeteilt; ich mußte die unregelmäßigen lateinischen Verba lernen. Wenn ich auch dankbar anerkennen will, daß er damit in mir einen festen Grundstock legte, der mir auf den oberen Klassen gut zu statten kam, so muß ich doch sagen, daß es vom erzieherischen Standpunkte aus eine unnötige Grausamkeit war. Denn meistens getraute ich mich nicht mehr, zu meinem Freitisch zu gehen, und mußte hungern, bis ich um $\frac{1}{25}$ Uhr nach Hause kam. Dann wunderte sich Mutter über die Stücke Brot, die ich zum Kaffee vertilgte.

Etwas Ähnliches war mir schon auf Quarta passiert. Da hatte mich mal unser Klassenlehrer Dr. Ehinger bei irgendeiner Dummheit erwischt und mir zur Strafe vier Wochen „Antreten“ auferlegt. Das bedeutete, daß ich mich an jedem Morgen eine Stunde vor Beginn der Schule, also um 6 Uhr, bei ihm melden mußte.

Ich mußte also spätestens um 5 Uhr aufstehen. Ich aß mit den Leuten Frühstück: einen Teller Betenbartschuppe aus roten Rüben — oder sauren Rumst mit Stint und ein Stück Brot dazu. Dann trabte ich los. Unter uns Sybbaner Jungen herrschte damals der Sport des Nägelsuchens. Die masurischen Bauernwagen hielten vor der neuerbauten Chaussee schlecht stand. So kam es, daß wir täglich Nägel, Hufeisen, ja manchmal auch einen Spannagel oder eine Buchse fanden. All die Wochen hindurch erzielte ich, weil ich als erster die Steinstraße absuchte, die größten Funde. Deshalb war ich gar nicht ungehalten, daß das Antreten länger als vier Wochen dauerte, weil die alte Wirtin den Schlummer ihres Herrn nicht durch die Meldung meiner Anwesenheit zu stören wagte. Ich machte mich ihr durch Kaffeemahlen und Feueranzünden nützlich und geriet dadurch mit ihr in ein freundschaftliches Verhältnis, das sich durch die Spende eines Topfes Kaffee betätigte. Schließlich nahte auch diesem Verhältnis das Verhängnis. Eines Morgens trat der Herr Doktor durch die Hintertür in die Küche und war erstaunt, mich dort zu finden. Nun kam es heraus, daß ich schon weit über die angeordnete Strafzeit hinaus ein pünktlicher Besucher seiner Küche gewesen war. Geschadet hat es mir nichts, denn ich nahm meine Bücher in der Stunde vor und lernte fleißig.

In einem Jahr überwand ich die Untertertia und kam nach Obertertia in den Machtbereich der alten Herren Orlando, Master und Oida. Wenn der Klassenlehrer Dr. Sieroka, der die erste Stunde gab, uns verließ, lösten sich alle Bande frommer Scheu. Der Primus legte dem alten Master das Klassenbuch vor. Er stellte die Zahl der anwesenden Schüler fest, und nun begann der Master zu erzählen. Beim erstenmal fehlten drei oder vier an der Zahl, beim zweitenmal waren ebensoviel zu viel. Endlich stimmte die Zahl, aber bei dem Zählen war der alte Herr so in Zorn geraten, daß er es nicht merkte, daß ihm der Federhalter verkehrt in die Hand gegeben war. Die Folge war ein großer Klecks an der Stelle, wo sein Name stehen sollte. „Aber Herr Professor, was wird der Herr Direktor sagen. Das Klassenbuch soll doch sehr sauber gehalten werden.“ Das Wort genügte, den alten Herrn aller Energie zu berauben. Nun begann er, abzufragen. Er suchte sich dazu nur die Kleinsten und Jüngsten auf der untersten Bank aus. An die großen Alten wagte er sich nie heran. Dabei bemerkte er nicht, daß man ihm das geöffnete Buch unter das Kinn, vor den Leib hielt und daraus vorlas.

Bei der Klassenarbeit ging es toll zu. Wir hatten zwei „Franzosen“, Schüler, die von einem anderen Gymnasium gekommen waren und etwas leisteten. Von den beiden schrieb die ganze Klasse ab. Natürlich dauerte es eine ganze Weile, bis der französische Text bis zu den untersten Bänken kam. Das Resultat war:

„20 Fehler, drei Lücken, drei Sätze fehlen.“ Die Exerzitien, die zu Hause geschrieben werden sollten, sahen etwas besser aus. Sie wurden aber auch in der Klasse angefertigt, d. h. von den fünf oder sechs, die schon zu Hause die Arbeit geleistet hatten, abgeschrieben. Die Hefte gaben wir erst zu Ende der Stunde ab.

Es mag an dem, was ich erzählt habe, genug sein. Ich will hier nur noch hinzufügen, daß ich auf der Obertertia zum erstenmal mit der Stenographie in Berührung kam. Ein junger Lehrer sammelte ein Duzend Schüler um sich und unterrichtete sie in der Sabelsbergerschen Stenographie. Da er aber schon nach einem Jahr die Schule verließ, blieben wir ohne Lehrer zurück. Kurz darauf erschien jedoch auf der Schule ein junger Mann, der schon Volksschullehrer gewesen war und das Gymnasium aufsuchte, um das Abiturium zu machen und zu studieren. Er stenographierte fertig nach Alt-Stolze. Er nahm sich meiner an, und ich erlernte von ihm die Kurzschrift, die ich wohl allein von allen deutschen Schriftstellern stets und regelmäßig anwende.

Der nächste Herbst brachte mir nicht die Versetzung nach der Untersekunda. Ich war wohl „reif“, aber dagegen legte sich der Direktor ins Mittel. Er stellte meinen Eltern vor, daß ich viel zu jung für die Sekunda wäre, und hielt mich ein volles Jahr in dieser Klasse zurück. Ich will die Berechtigung dieser Maßregel nicht bestreiten, aber gerade die Zustände in dieser Klasse waren die allerschlimmsten. Hatte ich schon im ersten Jahr wenig gelernt, so bummelte ich im zweiten vollständig. Ich fischte, ich angelte, ich lief heimlich mit einer alten Flinte in den Wald, wenn der Vater nicht zu Hause war, und knallte auf alles, was da krecht und fleucht. Aber schön war's doch!

Eines Tages — es war im zweiten Jahr auf Obertertia — suchte ich etwas auf der „Lucht“ (das ist der obere Hausboden). Unter der Oel in einem dunklen Winkel fand ich eine große Kiste stehen. Ich öffnete sie und sah unter land- und forstwirtschaftlichen Büchern, die von Großvater stammten, Schlossers Weltgeschichte in mehreren Bänden. Ich setzte mich an das kleine Kammerfenster und begann zu lesen. Eine neue Welt tat sich vor mir auf, und ich glaube, schon damals habe ich den Entschluß gefaßt, nicht, wie Mutter wollte, Theologie, sondern Geschichte und Geographie zu studieren. Bis dahin war mir der Unterricht in diesen beiden Fächern zum mindesten gleichgültig gewesen. Mein Lehrer, Dr. E. verstand es nicht, seine Schüler für den Stoff zu erwärmen. Er war eine kalte Natur, bevorzugte jedoch einige Günstlinge so augenscheinlich, daß wir ihn wohl mit Recht für ungerecht hielten. Das entfremdete ihm alle Herzen.

Es ist merkwürdig, daß es viele Lehrer gibt, die diesen Beruf ergriffen haben, ohne dafür begabt zu sein. Das Klassenpensum

lernten wir bei Dr. E. Wir konnten die Schlachten und andere Ereignisse, die Namen und Jahreszahlen wie am Schnürchen auf-sagen, aber wir bekamen auch nichts weiter als dies trockene Gerippe. Von den inneren Zusammenhängen, von den großen treibenden Kräften der Weltgeschichte und der Weltwirtschaft er-fuhren wir nichts. Ich meine, es gab immer und wird immer solche Schulmeister geben, denen ihr Amt eine lästige Pflicht und nichts weiter als eine melkende Kuh ist, und viele darunter, die es verstehen, ihren Schülern das vorgeschriebene Pensum einzu-bläuen, aber welchen Schaden sie in den Gemüthern ihrer Zöglinge anrichten, das läßt sich kaum ermessen.

Für die Erdbeschreibung hatte ich schon viel früher Interesse gefaßt. Das kam wohl daher, daß ich mit Vorliebe Reisebeschrei-bungen und Indianergeschichten verschlang. Jetzt begann ich in der Schulbücherei nach Büchern über Geschichte zu stöbern. Ja ich drang mit Hilfe des Direktors auch in die Lehrerbücherei ein. Die Zeit war danach angetan; denn es war der deutsch-französische Krieg im Sommer 1870 ausgebrochen. Ich befand mich gerade mit meinen Eltern auf dem Schützenfest im Vogelschen Garten in Lyck, als gegen Abend die Nachricht von der Kriegserklärung ein-traf. Ein Freudentaumel brach aus. Schreiend, lachend liefen die Menschen durcheinander, riefen sich etwas zu, schüttelten sich die Hände und umarmten sich. Ein reddegewandter Gerichtsrat stieg auf einen Tisch und hielt eine feurige Ansprache, die mit un-zähligen Hochs endete. Der gutgeleitete Zufall hatte einen sehr wohlhabenden Brauereibesitzer zum Schützenkönig gemacht. Er griff noch viel tiefer als sonst in seinen Beutel und spendete nicht nur mehrere Sonnen Bier, sondern auch noch eine riesige Bowle.

Wie überall schlug auch in unserem Dörfchen die Begeisterung hohe Wogen. Die Siege, die sich schnell folgten und die über-wältigend groß waren, mußten doch gefeiert werden! Wir hatten alle Nachrichten aus erster Hand. Der Leiter der Zeitungs-druckerei verkehrte damals viel in Sybba, wohin ihn wohl sein Herz zog. Ich mußte täglich bei ihm ansprechen und die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz mitnehmen. Abends kam er selbst und brachte einen Pack Zeitungen mit, aus denen laut vor-gelesen wurde. Zu dem Zweck mußte man sich natürlich zusammen-finden. Das geschah bei Mutter Sauer, die an dem Patriotismus der Sybbaner ihre helle Freude und großen Verdienst hatte. Es erschienen nicht nur die Männer, sondern etwas später auch die Frauen mit dem Strickstrumpf. Die jungen Mädchen konnten natürlich nicht allein zu Hause bleiben, und die Folge war, daß die junge Welt lustig scherbelte, während die Älteren ernste Politik trieben. Ich war immer mitten darunter, denn meine Aufgabe war es, den jungen Leuten auf der Geige zum Tanz aufzuspielen.

Wenn dann zur Abwechslung sich eins der jungen Mädchen an das altersschwache, näselnde Spinett setzte, durfte ich mittanzeln. Die großen Siege wurden regelmäßig durch Illumination gefeiert. Dann wurden sechs Lichte, die, nebenbei bemerkt, Mutter noch immer selbst groß, in jedes Fenster gesetzt. Auch die ärmsten Bewohner des Dörfchens schlossen sich davon nicht aus. Wir Jungens hatten uns zwei Duzend Lampions beschafft, die wir an die Zweige einer großen Linde im Sauerschen Garten hängten.

Aus dem Dorf waren mehrere Holzschläger als Landwehrleute zur Fahne eingezogen. Sie mußten erst einen weiten Fußmarsch nach Königsberg machen, wo sie eingeleidet und mit der Eisenbahn weiterbefördert wurden. Auch unser Holzmeister Stomber, mit dem ich nach seiner Rückkehr in jeder Woche mehrmals fischen fuhr, war dabei gewesen. Er hatte unter General Werder die schweren Tage vor Belfort mitgemacht, wo die ostpreussischen Landwehrleute drei Nächte hindurch im Freien bei 20 Grad Frost kampieren mußten. Er erzählte gern und gut und gab mir einen tieferen Einblick in das Wesen des Krieges, als die Zeitungsberichte es vermochten.

An zwei lustige Episoden erinnere ich mich noch heute. Bei einer beschaulichen Betrachtung eines Blumenbeetes im Garten hatte ein Mann der Kompanie mit Bedauern bemerkt, daß die Blumen alle so merkwürdig welk aussähen. Er zog eine Staude aus: sie steckte ganz lose im Boden. Das erregte seinen Verdacht. Er holte seinen Freund Stomber. Beide gruben nach und fanden unter einem Fuß Erde eine dicke Bohlenlage. Nun wurde weitere Hilfe herangeholt, und nach einer halben Stunde war ein großes Weinlager entdeckt. Ehe die Offiziere etwas davon erfuhren, hatte die ganze Kompanie sich „satt“ getrunken. Ein andermal wurden die Masuren in einem Dorf einquartiert, in dessen Nähe sich Karpfenteiche befanden. Eine Stunde später hatten sie ein altes kleines Zugnetz aufgetrieben und ausgebessert. Gleich der erste Zug brachte über einen Zentner große fette Karpfen. In der Folge beschaffte sich die Kompanie Bauwollgarn und strickte sich in wenigen Stunden ein neues Netz, das fortan auf dem Gepädwagen mitgeführt wurde und ihnen noch oft zu reichlicher Fischnahrung verhalf.

Trotz aller Ablenkung machte ich die Untersekunda in einem Jahr durch. Auf der Obersekunda legte ich, jedenfalls unfreiwillig, ein Jahr zu; bei etwas mehr Fleiß hätte ich ohne Anstrengung hinüberkommen können. Aber ich hatte gar kein Verlangen, so schnell die Schule durchzumachen und das behagliche Leben im Elternhause gegen den Aufenthalt unter fremden Menschen einzutauschen. Das freie Leben des Studenten lockte mich nicht. Wir entbehrten es damals auf den oberen Klassen nicht. Wir

tranken unseren Schoppen bei Mutter Sauer und schoben unsere Partie Regel. In jedem Vierteljahr hatten wir eine oder auch zwei solenne Kneipen, bei denen wir ganz flott Studentenlieder sangen. Den Vorsitz in der Fidelität übernahm stets unser Religionslehrer R. der jeden Bierulk mitveranstaltete. Rechtzeitig machte er Schluß.

Ich hatte damals vom Geigenspiel soviel gelernt, daß mir die Musik Freude bereitete. Ich wirkte in einem Streichquartett in der Stadt mit, und auch zu Hause wurde viel musiziert. Meine Eltern hatten einen Primaner namens Pöppel in Pension genommen, der sehr gut Geige spielte, außerdem hatte ich in Sybba einen sehr lieben Schulkameraden und Freund, Richard Andres, der Geige und Bratsche meisterhaft spielte. Und wir drei waren unzertrennlich, bis uns das Schicksal auseinanderriß. Pöppel machte ein Jahr vor mir das Examen und verschwand; er war schon auf der Schule dem Alkohol verfallen und ist daran zugrunde gegangen. Mit meinem lieben „Priester“ — so wurde Andres auf der Schule genannt —, der Lehrer wurde und jetzt als Prorektor a. D. in Königsberg lebt, habe ich das ganze Leben hindurch enge treue Freundschaft gehalten.

Auf Prima ging es mit allen Ablenkungen und Nebenbeschäftigungen in dem alten Stiebel weiter. Als nach zwei Jahren das Examen herannahte, nahm mich der Direktor beiseite und gab mir den Rat, freiwillig zurückzutreten. Ich war in Französisch völlig Renonce und in der Mathematik auch nicht sattelfest. Ich könnte es durch Lateinisch und Griechisch zum Teil wettmachen und durchschlüpfen, aber es wäre doch besser, wenn ich mich noch ein halbes Jahr auf die Hosen setzen und ein gutes Examen bauen würde. Was blieb mir übrig, als dem wohlgemeinten Rat zu folgen? Während die anderen im schriftlichen Examen schwitzten, bekam ich acht Tage frei und machte mit meinem Freund Forstreuter, der auch zurückgetreten war, eine Vergnügungsfahrt durch Masuren. Bis Löben mit der Bahn, von dort mit einem kleinen Schlepdpdampfer bis tief in die Johannisburger Heide. Langsam wanderten wir durch die Dörfer, wo ich überall bei Verwandten ansprach, nach Hause zurück.

In dem nun folgenden Winter habe ich wirklich gearbeitet. Die Mathematik schaffte ich, aber die französischen Regeln nicht, obwohl ich schon damals französische Romane mit Vorliebe und ohne Mühe las. Da ich mit einem ungenügend — meine französische Arbeit soll in der höheren Mädchenschule als abschreckendes Beispiel herumgezeigt worden sein — nicht vom mündlichen Examen befreit werden konnte, mußte ich hineinsteigen. Mit einer langen Pfeife im Munde ging ich morgens geigenspieland auf und ab, während Mutter mir noch ein Hemd plättete. Das Examen — es

kamen neun vor mir heran — machte mir bald Spaß. Es erschien mir wie ein Kinderspiel. Ich erzielte im Mündlichen in Deutsch, Geschichte, Geographie, Religion, Lateinisch und Griechisch ein Gut. Vergnügt ließ ich mir die rote Mütze aufsetzen, genehmigte unterwegs noch hier und da ein Glas Wein und wanderte vergnügt nach Hause, wo die Mutter mit Zittern und Zagen mich erwartete. Der Vater hatte mit größerer Seelenruhe mein Examen schon vorher durch einen Frühschoppen gefeiert und wiederholte die Feier sehr energisch am Abend beim Festkommers.

5. Landleben und Ferien eines ostpreußischen Jungen

Wie reich meine Jugendzeit gewesen ist, habe ich erst begriffen und empfunden, als meine Kinder heranwuchsen. Als mir das zum Bewußtsein kam, habe ich alles daran gesetzt, um ihnen wenigstens einen Abglanz der Herrlichkeiten zu verschaffen, die mir die Kindheit geschenkt hat. Ich machte mit ihnen Ausflüge in die Umgebung Berlins, ich fuhr mit Frau und Kindern jedes Jahr auf vier Wochen nach Masuren, durchstreifte mit ihnen die Johannisburger Heide, wo sie am tiefsten ist, segelte und angelte mit ihnen auf dem Spirding, dem größten Binnensee Norddeutschlands. Aber das alles war doch nur „Ersatz“. Den größten Teil ihrer Jugend verlebten sie doch in dem steinernen Häusermeer, spielten statt auf weichem Moosboden auf hartem Steinpflaster.

Meine Jugendzeit wäre ja auch nicht halb so schön gewesen, wenn ich sie in der Stadt in einer Pension hätte verleben müssen. Nein, ich kam 20 Minuten nach vier zu Hause an, trank hastig einen Topf Rassee aus, nahm ein Stück Grobbrot in die Hand und „versammelte“ mich auf dem Dorfanger, um mit einer Schar gleichgesinnter Altersgenossen in den Wald zu ziehen, wo wir im Fichtendickicht aus Stangen und Moos einen Wigwam errichteten und Szenen aus dem „Lederstrumpf“ aufführten. Sogar die Friedenspfeife wurde geraucht, natürlich mit dem bei achtjährigen Helden üblichen Erfolg.

Der Sybbarer Wald ist schön. Er wird von den Tatarenbergen durchzogen, zwischen denen, von hohen Fichten und Kiefern umrauscht zwei verträumte kleine Seen, die Tataren-Seen, liegen. Den Namen führen Berge und Seen zur Erinnerung an die Einfälle der wilden Horden im 16. Jahrhundert. Auf jedem See stand ein Kahn, der dem Vater gehörte und den wir ohne Einschränkung benutzen konnten.

Mein Vater hatte den Grundsatz, daß Jungens nicht ängstlich am Schürzenbände der Mutter hängen dürften, sondern sich austoben mußten, und diesen Grundsatz habe ich getreulich befolgt. Der Vater nahm mich auch gern auf seinen Sängen durch den Wald mit, als ich noch klein war, er badete mit mir, setzte mich auf seine Schultern und schwamm mit mir weit in den See hinaus.

Später, als ich schon selbst die Flinte führte, war ich sein unzertrennlicher Begleiter, sein Schatten. Und alles, was mir die Natur lieb und wert gemacht hat, habe ich von ihm gelernt.

Mit dem naturwissenschaftlichen Unterricht war es in der Schule jämmerlich bestellt. Ich habe auf Quinta ein halbes Jahr Naturgeschichte gehabt, Botanik ausgerechnet im Winter! Sehr viel bin ich auch mit dem „Professor“ im Walde herumgestrolcht. Das war ein alter Junggeselle, den der Alkohol aus seiner Laufbahn als Privatdozent der Naturwissenschaften geworfen hatte. Nun lebte er in seiner Vaterstadt Lyck von den Zinsen eines kleinen Vermögens und verdiente nebenbei durch Zusammenstellung von Sammlungen. Er sammelte Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, vor allem Moose, und verkaufte sie ins Ausland. Meine flinken Beine und meine Kletterkünste, die von einer hirschledernen Hofe unterstützt wurden, konnte er sehr gut brauchen und holte mich regelmäßig ab, wenn er in den Sybbarer Wald ging. So lernte ich spielend, was mir die Schule schuldig blieb.

Vom Vater lernte ich auch das Angeln. Er fertigte sich selbst vorzügliche Angelruten. Die untere Hälfte bestand aus einer dünnen, leichten Fichtenstange, die mit Glas glattgeschabt wurde, der obere Teil aus einer Haselrute, die im Winter geschnitten worden war. Die Schnur wurde aus weißen Haaren eines Roßschweifs ohne jeden Knoten geköpert. Der Zufall fügte es, daß ich als Junge von sieben oder acht Jahren im Satarensee einen schweren Hecht fing. Zwar brach der Stock, aber die Schnur hielt aus, und ich schleppte den Hecht ans Land. Von dem Tage an wurde das Angeln bei mir zur Leidenschaft und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ja ich kann sagen, daß ich schon seit Jahren dem Angelsport den Vorzug vor dem Waidwerk gebe.

Als ich mit dreizehn Jahren nach Untersekunda versetzt wurde, erhielt ich zur Belohnung die mir bereits gehörende Flinte, Hund und Jagdtasche und durfte die Jagd öffentlich ausüben. Das Geld für die reichlich gebrauchte Munition mußte ich mir freilich selbst verdienen. Ich war natürlich der Meinung, daß ich diese Ausgabe aus dem Erlös des von mir erlegten Wildes würde bestreiten können. Nachdem ich jedoch mehrere Hasen auf dem Anstand und eine ganze Anzahl Märgenten erlegt hatte und die Mutter um Geld zu Pulver und Schrot ansprach, wurde ich energisch abgewiesen. Da klagte ich eines Abends, als wir in die finstere Oktobernacht zum Fischen hinausfuhren, Stomber mein Leid. „Ach Frikku, sei man ruhig, wenn Pan Jesus heute ein bißchen Glück gibt, werden wir viele Fische fangen.“ Ich zuckte die Achseln: „Was habe ich davon?“ — „Wirst schon sehen.“

Von Hoffnung getrieben zog ich kräftig die Ruder. Schon nach kurzer Fahrt warf Stomber die vier aneinandergebundenen

Statneke aus. Nie vergaß er, dabei den frommen Wunsch auszusprechen: „Herr Jesus, gib uns Segen.“ Ich zog die Schlagruder ein und nahm den Trimp zur Hand. Das ist eine lange dünne Stange, an der sich unten eine ausgehöhlte Glocke aus Holz befindet. Mit starkem Stoß wird sie ins Wasser getrieben und damit die Fische zum Netz geschleucht. Gleich der erste Fang war überreich. Wie ein weißschimmernder Berg lag das nasse Netz im Rahn. Während uns der schwache Wind leise auf den See hinaustrieb, lasen wir im Finstern die Fische aus dem Netz. Das ist eine mühsame Arbeit. Als wir mit dem zweiten Zug wieder so viele Fische gefangen hatten, sagte Stomber: „Jetzt setz' die Ruder ein und fahr' nach der Stadt zu Pfishner. Der kauft uns die Fische ab.“ — „Aber Stomber, wir müssen doch Fische nach Hause bringen?“ — „Ach, die fangen wir noch in zwei, drei Zügen, mehr als die Frau Förster brauchen kann.“

Mit Freuden nahm uns der Kaufmann die Fische ab. Er zahlte für den Zentner Plöhen 20 und für den Zentner Barsche 25 Mark und fügte aus freien Stücken noch einige Würstchen, Zigarren und eine halbe Flasche „Doppelneunkraft“ hinzu. Wir singen wirklich noch soviel Fische, daß die Mutter über den Fang erstaunt und erfreut war. Stomber bekam 5 Mark, wofür er sich am nächsten Tage heftig betrank. Ich teilte redlich den Verdienst mit Vater, bei dem ich schon eine Anleihe von Pulver und Schrot gemacht hatte.

Die Mutter ahnte wohl, woher der Verdienst stammte, von dem Stomber sich einen Riesenaffen kaufte und der Vater sich einen ausgedehnten Frühschoppen leistete. Aber sie schwieg. Sie gönnte mir den Verdienst, und außerdem war ich schon damals ihre Hauptstütze. Der Vater war in jenen Jahren sehr stark und schwer geworden und hatte wenig Lust, nachts sich abzuarbeiten, nachdem er sich tagsüber müde gelaufen hatte. Ich hatte manchmal auch wenig Lust, in die finstere Nacht hinauszufahren und bei starken Winden den schweren Rahn durch die hohen Wellen zu schleppen. Es war auch etwas Gefahr dabei. Deshalb schickte Mutter manchmal Stomber fort, wenn er kam, mich zur Fahrt aufzufordern. Doch der Schlauberger wußte sich zu helfen. Er nahm einen Bohnenschacht und klopfte damit an das Fenster unserer Bude im Siebel. „Junger Herr, heute nacht werden wir viele Fische fangen.“ Dann gab es kein Besinnen mehr. In einer Viertelstunde war ich zum Fischfang angezogen unten am See, wo Stomber schon die Netze verlas und aneinanderknüpft. In solchen Nächten saß die Mutter manchmal, von der Angst um ihren Ältesten getrieben, stundenlang unten am See, bis sie die Ruderschläge des zurückkehrenden Rahns vernahm.

Nicht immer war das Fischen mit Anstrengung und Gefahr verknüpft. An windstillen klaren Herbsttagen fuhr ich mit Stomber,

den Hecht im Geläge zu jagen. Ich nahm auch die Flinte mit. Langsam fuhren wir am Ufer dahin und horchten, ob sich nicht irgendwo ein starker Hecht durch einen Rumpfer bemerkbar machen würde. Dann wurde er mit einem Statnek, das mit langer Stange ausgehoben wurde, umstellt und mit derselben Stange aufs Netz getrieben. Ab und zu erspähte Stomber auch einen Lampe, der am steilen Ufer im Lager saß und den ich mit sicherem Schuß herunterholte. Auch Enten kamen mir vor die Flinte.

Zu Vaters Geburtstag, am 10. Oktober, gab es stets eine große Gesellschaft, zu der die Mutter Fische, Hasen und Enten brauchte. Deshalb mußte in den ersten Tagen des Oktober sehr fleißig gefischt werden, denn es mußten mindestens zwei Hechte von 14, 15 Pfund beschafft werden. Für eine gemeinschaftliche Tafel war die Gesellschaft stets zu groß und die Försterwohnung zu klein. Aber man behalf sich mit dem damals allgemein beliebten „Stampeltisch“, auf dem die Gerichte aufgetragen wurden. Gespeist wurde an kleinen Tischen. Mir fiel das Amt zu, jedem, der an den Tisch trat, einen Teller, Mundtuch, Messer und Gabel zu überreichen.

Von dem Reichtum meiner Jugendzeit habe ich noch viel zu erzählen. Die Kolonie Sybba, die so dicht bei der masurischen Hauptstadt gelegen war, bot auch dem Handwerk einen goldenen Boden. Deshalb siedelte sich dort ein Radmacher, Böttcher, Schuster, Schneider, Drechsler, Brunnenbauer, Töpfer usw. an. Bei allen war ich ein sehr häufiger Gast. Der junge Böttcher, der noch keinen Gesellen hatte, rief mich zur Hilfe, wenn er auf ein Faß einen Reifen auftreiben mußte. Im Takt singend und schlagend gingen wir um das Faß herum und trieben den Reifen auf. Das Dreheln machte mir das meiste Vergnügen. Ich durfte an einer leerstehenden Bank soviel schnitzen wie ich wollte, mußte mir jedoch das Holz dazu selbst mitbringen. Nun, daran war ja im Forsthaus kein Mangel. Mit Ausdauer und Erfolg betätigte ich mich beim Töpfer an der Drehscheibe. Man mußte sie bei dem Unterricht einführen, der zur Ausbildung der Handfertigkeiten erteilt wird. Denn nichts übt so sehr Hand und Auge, als das Formen von Gefäßen auf der Drehscheibe. Die ersten gelungenen Versuche, eine Schüssel und eine Kanne, tat der Meister in seinen Brennofen. Stolz brachte ich sie der Mutter, die sie getreulich bis an ihr Lebensende aufbewahrt hat.

Sehr gern saßen wir Jungens auch beim Schuster Saborowski, einem drolligen alten Kerl, der neben der Ausbesserung von Schuhwerk auch die Anfertigung von Holzpantinen betrieb. Das dazu erforderliche Ellernholz stahl er sich aus der königlichen Forst, das Leder erbettelte er sich in Gestalt von alten Stiefeln. Er erzählte drollige Geschichten oder hielt tiefsinnige Monologe, die uns ebenso amüsierten. Er hatte eine Marotte. Er behauptete,

nirgends gäbe es ein so gutes Schusterpech als in Marggrabowa, und wanderte fast in jedem Monat zu Fuß nach dem etwa vier Meilen entfernten Städtchen. Später erfuhr ich, daß dort eine Witwe, eine Jugendfreundin wohnte, die er so regelmäßig besuchte. Das Schmieden habe ich erst als Hauslehrer gelernt und es darin soweit gebracht, daß ich nicht nur ein brauchbares Hufeisen, sondern auch einen Hufnagel aus einer Glut schmieden konnte. Wie oft ist es mir in meinem Leben zustatten gekommen, daß ich mit Hammer, Hobel, Säge, Bohrer und Stemmeisen umzugehen wußte.

Im Sommer fuhr ich sehr gern und oft mit unserem Knecht Frikü Sareyka abends in den Wald. Nicht weit vom größeren Satarensee lagen ausgedehnte Kiefernsonnungen mit üppigem Graswuchs. Dort wurden die Pferde gekoppelt und zur Weide losgelassen. Wir sammelten einen Haufen dürres Reissig, zündeten ein Feuer an und lagerten uns daran. Der alte Knecht, der fast ein Menschenalter meinen Eltern diente, war ein drolliger Rauz, der mir unermülich Märchen erzählte. Einige davon waren ohne Zweifel masurenschen Ursprungs. Die meisten jedoch waren deutsches Geistesgut, wenn auch oft umgeformt. Er hatte wie alle Masuren eine große Vorliebe für den Alkohol; wenn er dann betrunken nach Hause kam, entschuldigte er sich damit, „eine Ameise habe ihn in die Zunge gebissen“. Dann bekam er seine Tracht Prügel, die er als wohlverdiente Strafe ruhig hinnahm, und ging ernüchtert wieder an seine Arbeit.

Noch ehe der Tag graute, ging ich mit der Flinte bis zum Torbruch, wo die Birkhähne balzten, und setzte mich in einen der von mir selbst erbauten Schirme. Frikü nahm seine Sense und ging in die Schluchten, wo ein Wald von halbmannshohen Nesseln stand, die er abmähte und auf den Wagen lud. Sowie ich zurückkam, spannten wir die Pferde ein, die sich voll und rund gestressen hatten, und fuhren an den See, wo wir noch eine Menge Rohr mähten, das, in der Häckselmaschine kleingeschnitten, dem Vieh als Futter gegeben wurde.

Im Winter, der in meiner Jugendzeit stets tiefen Schnee und harten Frost brachte, richtete Vater die Lauerhütte her. Am kleinen Satarensee stand im Sommer ein Gerüst aus Stangen, dessen Zweck manchem Spaziergänger Kopfzerbrechen verursacht haben muß. Sobald die Seen zugefroren waren, wurden Rohr und Binsen gemäht, und nun stand statt des Gerüsts ein harmlos ausschauender Streuhaufen da. Aber er hatte es in sich! Denn es war unsere Lauerhütte. Der Boden des leeren Raumes zwischen dem Stangengerüst war mit Heu und einer alten Pelzdecke belegt. Nach vorn war eine Schießscharte aus Brettern eingelegt, hinten befand sich der Ausgang, der mit einem Bündel Heu verschlossen

wurde. Dreißig Schritt vor der Schießscharte kam das Luder, ein Pferdkadaver, zu liegen. Der Abdecker wohnte in Vaters Revier und war verpflichtet, den Förstern die Kadaver zu liefern, wofür er durch Holz entschädigt wurde. In mond hellen Nächten wurde einer von uns im einspännigen Schlitten an die Lauerhütte gefahren. Über das herausgezogene Bündel schlüpfte man in die Hütte hinein und machte es sich dort bequem. Die Schießscharte wurde mit dichtem Tuch behängt und eine Laterne angezündet. Ich hatte stets einen Schmöcker mit, in dem ich eifrig las. Von Zeit zu Zeit löschte man die Laterne und spähte hinaus. An Füchsen war dort an der Grenze kein Mangel; manchmal rissen zwei, drei an dem Kadaver. Dann schob man vorsichtig die Flinte in die Schießscharte und erlegte die hungrigen Räuber . . .

Im Herbst kam erst die Hühnersuche, dann der Anstand auf Hasen und der Entenzug. Der Vater bewirtschaftete den an die Forst angrenzenden, dem Gutsbesitzer Strehl in Mrosen gehörigen Wald. Dafür hatten wir die Erlaubnis, auf seinem Gut und in seinem Wald alles Wild zu schießen, das natürlich redlich geteilt werden mußte. Da war es erklärlich, daß kein Abend verging, an dem ich nicht mit der Flinte hinauswanderte, um einen Krumpfen zu erlegen.

Zum Entenzug mußten wir fast eine Meile fahren, bis dahin, wo der Lyckfluß in das zur Forst gehörige große Torfbruch eintritt. Wenn der Himmel einen klaren Sonnenuntergang mit schönem Abendrot versprach, schickte der Vater den Wagen zur Schule. Sobald der Wagen anrasselte, schickte der Direktor, der sich schon zur Jagdfahrt gerüstet hatte, den Pedell in meine Klasse und ließ mich herausholen. Vor dem Elternhaus erhielt ich Gewehr und Jagdtasche und trank hastig einen Topf Kaffee, denn wir mußten uns beeilen, um nicht zu spät zu kommen. Die Enten waren damals in Masuren das häufigste Wild. In gewaltigen Scharen lagen sie tagsüber auf den Seen, und abends stiegen sie auf und zogen auf die Flüsse und Brücher, um dort zu buddeln.

Einen großen Raum nehmen in meiner Erinnerung die Ferien ein. Ich hatte die Auswahl unter drei Orten, die mich anzogen, und zwar gleichermaßen. Der erste war Posseggen, wo der ältere Bruder meines Vaters, Samel, ein Bauerngut von 700 Morgen besaß. Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und hatte alle Jagden weit und breit gepachtet. Er jagte den Hasen noch mit Jagdhunden. Da lernte ich die aufregende Erwartung kennen, wenn die Hunde Singer und Schumlas im Walde laut wurden und mit hellem Geläut einen Hasen oder Fuchs heranbrachten. Der Onkel sprach nur gebrochen Deutsch und bediente sich lieber des Masurischen. Unermülich fragte er mich aus. So erinnere

ich mich, daß wir eines Abends bei klarem Himmel vor der Tür standen und ich ihm einen längeren Vortrag über die Sterne und andere Himmelskörper halten mußte. Was für eine Weisheit mag ich da als elf- oder zwölfjähriger Junge zum besten gegeben haben!

Meine Vettern waren mehrere Jahre älter als ich. Sie ritten jeden Abend mit den anderen Burschen des Dorfes auf die noch nicht aufgetheilten Weidegründe des Dorfes. Jeder brachte etwas Rien, einen Sack Torf und Kartoffeln mit. Dann wurden am Feuer Märchen erzählt und Kartoffeln gebacken. Einer mußte mit Gewehr bewaffnet und von mehreren Hunden begleitet Wache gehen. Denn es kam damals nicht selten vor, daß Wölfe die Pferde überfielen. Dann ergriffen die Burschen Rienspäne, die am Feuer angezündet wurden, und liefen fort, um die Räuber zu verjagen. Die Stuten sammelten sich, mit den Hinterfüßen nach außen, zu einem Kreis, in dem die Fohlen standen, die Hengste umkreisten mutig schnaubend die Herde.

Der zweite Ort war Bagdohnen, wo die Schwester Adele meiner Mutter an einen Förster Bauzus verheiratet war. Das Forsthaus lag tief im Walde an der dort noch jungen Inster. Der Weg nach Bagdohnen war weit. Ich fuhr bis Goldap mit einem der Wagen, die die Schüler abholten. Von dort bis Piltkallen marschierte ich zu Fuß. Meistens fand ich dort Fuhrgelegenheit bis zu meinem Ziel. Dort strolchte ich mit den jungen Forstausssehern durch die wunderbar schöne Schoreller Forst. Sie hat gemischten Bestand; neben Kiefern und Fichten gewaltige Eichen und Buchen und viele Wiesen. Mein Hauptvergnügen jedoch war das Fischen, Angeln und Krebsen in der Inster. Mit Netzellern, auf die ein gehäuteter Frosch gebunden war, fing ich täglich mehrere Schock der schmackhaften Kruster, von denen Onkel den Löwenanteil nach Größe und Zahl verspeiste. Das Fischen besorgte ich mit vielem Geschick und Glück bei dem Gutsnachbarn Riedelsberger, durch dessen Land die Inster floß. Er war nicht reich, aber klotzig wohlhabend, wie er selbst zu sagen pflegte, und hatte immer etwas sehr Gutes im Keller, was ich ziemlich früh schätzen gelernt hatte.

Der dritte Ort war die kleine russische Grenzstadt Grajewo. Dort befehligte ein Vetter meiner Mutter, Onkel Eduard Kleckel, als Rordonmajor die Grenzwahe. Ein Freund meines Vaters, Grafenberger, war der oberste Telegraphenbeamte. Und wer den Papst zum Vetter hat usw. So kam es, daß ich mich in der Kaserne herumtreiben durfte und nicht nur den Dienstbetrieb beim russischen Militär, sondern auch das Leben im Offizierskasino kennenlernte. An Jagd fehlte es auch nicht. Dicht bei der Stadt wohnte der polnische Graf St., der russenfreundlich gesinnt war

und seine große Besitzung ungeschmälert behalten hatte. Außerdem konnten die russischen höheren Beamten mit dem Gewehr soweit herumspazieren, wie der Himmel blau war. Da es in Rußland keine Schonzeit gab, wurden schon Anfang August die ziemlich ausgewachsenen Hühnervöcker und die damals noch zahlreichen Wachteln bezagt und geschossen. Im Winter fuhr der Vater sehr oft mit mir zur Jagd nach Grajewo. Ohne Praszport (Grenzpaß), mit Gewehr und Hunden fuhren wir mit dem Wagen, der mit verbotenen Dingen beladen war, über die Grenze. Der Kammerdirektor war selbst ein Deutscher und eifriger Jäger, begrüßte uns und fuhr mit zur Jagd. Für die Rückfahrt wurde uns selbst nachts, wenn Rußland hermetisch verschlossen war, die Grenze geöffnet. Dann nahmen wir Lebensmittel als Rückfracht mit, die wir mit deutschem Silbergeld für einen Spottpreis eingekauft hatten. Ja, damals waren doch noch andere Zeiten!

So ausführlich ich auch meine Jugendzeit geschildert habe, das Bild würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht unserer Beziehungen zu der Villa Böhms gedenken wollte. Mein Vater war noch in Schuiken, als sich dort ein Bauinspektor Springer zur Vermessung der Ländereien einfand und für einige Wochen Aufnahme fand. Daraus entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen, die sich auch auf die Schwägerin Springers, die Frau Oberamtmann Böhms in Görz, erstreckten. Ihr Mann hatte Jahre hindurch die größte Domäne Ostpreußens, die nicht weit von Schirwindt liegt, in Pacht. Er erlag einem Gehirnleiden, das aus einem Schlag auf den Kopf entstanden war, und starb in geistiger Umnachtung. Seine Witwe, noch in ihrem hohen Alter eine blendend schöne Frau, fuhr oft am Forsthaus mit einem Schimmel-Viererkzug vorbei.

Ihre einzige Tochter verheiratete sich an einen Kreisrichter Böhms, der sein Amt aufgegeben und sich in Masuren die Güter Andreaswalde und Rakowen kaufte. Bei der Geburt seines zweiten Sohnes starb ihm die Frau im Wochenbett. Die beiden Jungen Adolf und Franz kamen nach Lyck aufs Gymnasium und zu ihrer Großtante Springer, bei der ich als kleiner Knirps Freitisch hatte, in Pension. Die beiden Jungen waren mehrere Jahre älter als ich, aber in der Schule nicht sehr weit über mir. Als die Frau Oberamtmann die Domäne abgab, bezog sie das Herrenhaus von Andreaswalde. Zu den Ferien und auch manchmal zum Sonntag erschienen ihre beiden Enkelöhne und brachten ihre intimsten Freunde, Franz Schmidt und mich, mit.

Was haben wir in dem alten geräumigen Gutshaus, in Park und Wald für Streiche vollführt! Frau Oberamtmann hatte einen Diener, einen Zwerg, Georg Adelsböfer! Der urdrollige Kerl war kaum ein Meter hoch, aber ein sehr geschickter Diener

und Tafeldecker. Mit schwärmerischer Liebe hing er an Adolf und Franz, die er auf seinen Armen getragen, und duzte sie noch, als sie schon Männer in Amt und Würden waren. Er ließ sich alle Neckereien gutmütig gefallen. Nur einmal wurde er böse, als wir ihn mit seiner Schlaffschachtel unter ein Bett schoben und er beim Aufwachen nicht wußte, wo er sich befand.

Als nach einigen Jahren Andreaswalde verkauft werden mußte, sah sich Frau Oberamtmann nach einem neuen Wohnsitz um. Ich war gerade bei Frau Bauinspektor Springer, die ich Tante Ida nannte, zum Freitisch und erlaubte mir den Vorschlag, nach Sybba zu ziehen und das Hoppesche Haus zu kaufen, das der Besitzer veräußern wollte. Mein Vorschlag fand Beifall. Schon am nächsten Tage war das Haus gekauft und auch eine daneben befindliche alte Chalupp, die sofort abgerissen wurde. Zu dem Hoppeschen Haus gehörte auch ein massiver Stall. Nun wurde zwischen Haus und Stall ein Flügel hergerichtet und dadurch eine Flucht von fünf Zimmern hergestellt. Daran schloß sich die Küche und dahinter eine Veranda, nach der Seeseite mit Fenstern versehen, die das Zelt genannt wurde.

Der große Garten wurde mit Obstbäumen bepflanzt. Kurzum, es wurde ein sehr behaglicher Witwensitz. Der Bauinspektor Springer war inzwischen gestorben, und Tante Ida zog zu ihrer Schwester nach Sybba. Die andere Seite des Hauses bewohnten zwei ebenso alte Damen, ebenfalls Schwestern und Rusinen der beiden.

In vollster Harmonie lebten die vier alten Damen, die einen gemeinschaftlichen Haushalt führten, miteinander und in engem Verkehr mit meinen Eltern, die ihnen Gemüse, Milch, Butter, Eier, Fische und Wildbret lieferten und das Fuhrwerk stellten. Wir Jungen gingen gern zu den freundlichen alten Damen. Mein Bruder Richard war der Liebling der Frau Oberamtmann, ich war der Liebling der Tante Ida, ihr tingi ehlop (starker Mann), wie ich mich einmal mit Selbstbewußtsein bezeichnet hatte, als sie mich einen kleinen Jungen nannte. Die alten Damen nahmen noch reges Interesse an der Welt und hatten viel Verkehr. Sehr oft und stets zu den Ferien kamen Adolf, der Jura studierte, und Franz, der als Jägerleutnant in Braunsberg stand, zu Besuch. Dann begannen fröhliche Wochen in der Villa Böhm. Wenn die alten Damen sich zur Ruhe begeben hatten, stellten wir uns ein Achtel Bier in der Veranda auf und ließen von Georg, genannt Oku, fleißig einschenken.

Ja eines Abends zogen wir unter Vorantritt Okus, der die brennende Lampe trug, zum Siebel des Hauses und brachten einem oben schlummernden holden Mädchen ein Ständchen. Als wir in das Zelt zurückkehrten, war das Achsel Bier spurlos verschwunden. Frau Oberamtmann hatte es heimlich weggeschafft.

Doch wir kamen dadurch nicht in Verlegenheit. Ich wußte, daß Mutter Sauer mehrere Fäßchen in unserem tiefen kalten Brunnen aufbewahrte. Ich stieg in die grausige Tiefe hinunter und schleppte auf schwankender Leiter ein Fäßchen herauf. Als wir es näher besichtigten, ergab es sich, daß es meiner Mutter gehörte und mit sauren Gurken gefüllt war. Also nochmal hinunter und herauf, und nun hatte ich das Richtige erwischt. Timo, der auch dabei war, holte von seiner Mutter einen Kran, und bald setzten wir das Bechen mit neuen Kräften fort.

Frau Oberamtmann hatte in jüngeren Jahren mit ihrem Gatten weite Reisen gemacht und dabei viele hervorragende Männer kennengelernt, mit denen sie noch in ihrem Alter in regem Briefwechsel stand. — Nun muß ich einschieben, daß Lyck damals seinem Ruf als Hauptstadt Masurens alle Ehre machte. Es hatte sich ein Verein gebildet, der alle geistigen und musikalischen Größen, die nach Königsberg kamen und meistens nach Petersburg weiterreisten, zu einem Abstecher nach Lyck einlud. Sehr viele folgten dem von einer namhaften Einnahme unterstützten Ruf, und fast jeder fand die Zeit, in der Villa Böhm einzukehren. So kam es, daß ich in dem weltfernen Dörfchen an der russischen Grenze Männer wie Hartmann, den Philosophen des Unbewußten, Alfred Brehm, Schlagintweit-Sakünlinski, Gerhardt Kohns usw. kennenlernte. Alfred Brehm habe ich als zwölfjähriger Junge viel von unserer alten Hühnerhündin Diana erzählen dürfen.

Noch heute denke ich mit Rührung und Freude an die vielen frohen Stunden zurück, die ich in der Villa Böhm verlebt habe. Sie haben mir viel auf den Lebensweg mitgegeben. In sehr hohem Alter erst legten sich die lieben Altchen zum ewigen Schlummer nieder. Sie schlafen auf dem kleinen Waldkirchhof von Sybba, wo ihnen die alten Kiefern das Schlummerlied singen.

*

Aus den vielen lieben Erinnerungen an die Jugendzeit möchte ich hier noch eine anfügen. Den Kindern der Großstadt ist das Wort Pferdemarkt ein leerer Klang. In mir ruft es eine Fülle lustiger und ernster Erinnerungen wach. Bilder erscheinen vor meinem Auge, in denen ein Stückchen Kulturgeschichte steckt. Die Voraussetzung dafür ist allerdings, daß man Ostpreußen zur Heimat hat, die große Remontekammer des preußischen Staates. Nur dort ist es begreiflich, daß der Volkswitz jeden Pferdemarkt als „Peerdsheiligedag“ bezeichnet, der energisch gefeiert werden muß.

Auch die Schuljugend konnte an dieser Feier teilnehmen, denn am Tage des Pferdemarktes fiel der Unterricht aus. Der Zweck der Maßregel war ja freilich ein anderer. Die zarten Knaben und frischen Jünglinge sollten vor jeder Gefahr behütet werden.

Deshalb wurde ihnen regelmäßig die dringende Mahnung erteilt, sich nur ja nicht in dies Gewühl von Menschen und Tieren zu begeben. Natürlich war am andern Tage das ganze Gymnasium auf dem Pferdemarkt, mit Ausnahme der wenigen Stadtjungen, die keinen „Pferdeverstand“ besaßen und sich vor dem Gewühl fürchteten. Die anderen aber waren alle sachverständig, denn sie waren auf dem Lande geboren. Und sie durften doch nicht fehlen, wo es galt, so wichtige und hochgeschätzte Kenntnisse zu betätigen! Viele mußten ja den Vater unterstützen, der kaufen oder verkaufen wollte!

Und sich vor einem Pferd fürchten?! Wie wenig kannten doch die Lehrer die Anlagen und Fähigkeiten dieser rotbackigen, strammen Bengel, denen am Montag, wenn sie vom Besuch des Elternhauses zurückgekehrt waren, die Gedanken noch immer zu den glatten Fohlen zurückliefen. Und wenn ich als Hauslehrer meinen Zögling, einen prächtigen Burschen von dreizehn Jahren, zur Arbeit holen mußte, fand ich ihn stets bei seinen Pferden, einem Ponygespann und einem Reitpferd, die er eigenhändig fütterte und putzte. Eines Tages kam er vom Felde zurück, der ganze Anzug mit einer Kruste von nassem Lehm bedeckt. Er war in der Fohlenkoppel gewesen, wo die zwei- und dreijährigen Remonten weideten, hatte eins der jungen wilden Tiere, wie schon öfter, mit Zucker an sich gelockt und ihm beim Füttern einen Strick ins Maul geschoben. Im nächsten Augenblick hatte er die Enden des klafterlangen Strickes dem Tier um den Hals gelegt und sich auf seinen Rücken geschwungen. Wie wahnsinnig war das Tier davongestürzt — vergeblich! Der Schlingel saß wie eine Klette auf dem Pferde. Schließlich hatte es sich in einer dickflüssigen Wasserlache hingeworfen, um sich zu wälzen. Aus solchen Buben werden gute Reiteroffiziere.

Mit dem Pferdehandel ist es eine eigene Sache. Bei anderen nutzbaren Haustieren wird der Kauf und Verkauf nur von der Zweckmäßigkeit oder dem Bedürfnis veranlaßt. Mit dem Pferde handelt man, weil es oft Liebhaberwerte entwickelt. Bei Rind und Schwein gibt das Gewicht und der Fleischpreis einen festen Anhalt für die Bewertung. Beim Pferde gibt nur das Alter, das Aussehen, das Vorhandensein kleiner Fehler usw. einen gewissen Anhalt. Aber der Spielraum in der Bewertung ist groß. Man kann ebensogut für ein Pferd 800 wie 900 Mark fordern und — erhalten! Es kommt nur auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage an.

Man kann den Pferdehandel daher mit Recht als ein Glücksspiel bezeichnen. Daraus erklärt sich wohl auch der in Ländern mit starker Pferdezucht überall auftretende Hang zum Pferdehandel. Und wenn man den zahlreichen Sprichwörtern, die dies Thema behandeln, glauben darf, dann wird nirgends soviel

gelogen und betrogen, wie beim Pferdekauf. In drastischer Weise hat es Reuter in einem Läusehen geschildert, wie ein Landpfarrer frühmorgens auf dem Markt seinen Braunen verkauft und spät abends bei Laternenlicht ein neues Pferd ersteht. Es geht so gut zu Paß und zeigt sich mit dem Heimweg so vertraut, daß der Knecht schließlich abspringt.

„Un weiten S' wat, Herr Pastor, wat id mein?
Wi hewwen makt en schön Geschäft,
Wi heww'n den ollen Brunen wedder köfft.“

Ja, so was soll vorkommen beim Pferdehandel. In Ostpreußen stehen die polnischen Juden in dem Ruf, daß sie es verstehen, ein Pferd „ganz neu zu machen“. Sie mailachen es, d. h. sie puzen dem alten Gaul die schwärzlichen Zähne und feilen die Striche ein, an denen man das Alter erkennt. Dann füttern sie es auf, wobei ein Zusatz von gelöschtem Kalk sehr gute Dienste leisten soll. Eine kleine Beigabe von Arsenik macht das Fell glatt und glänzend. Und am Markttage erhält der Gaul öfter einige Bissen Brot, die in Branntwein getaucht sind. Dann wird er mutig und feurig. Das heißt, in Wirklichkeit ist er etwas angesäuelt.

Schon am Vorabend kamen die Juden über die Grenze. Ihre eigentümlich schmalen, langen Korbwagen waren mit einem Stangengerüst umgeben, an denen die Pferde angebunden waren. Schöne, glatte, mutige Tiere, denen die Mähnen und Schweife mit Bändern und Stroh festgeflochten waren, damit sie am andern Tage üppig und wellig ausfahen. Natürlich waren nicht alle Pferde „gemailacht“, sondern es waren sehr schöne Tiere darunter, besonders die Ukrainer, die von Händlern eifrig begehrt wurden und sofort eine weite Reise nach dem Westen antraten.

Aber die Nähe der Grenze begünstigte den Pferdediebstahl. Deshalb konnte man an jedem Markttage Russen sehen, die jedes der aufgetriebenen Tiere stark musterten. Ebenso fuhren masurische Grundbesitzer, denen Pferde von der Weide oder sogar aus dem Stall abhanden gekommen waren, zu den russischen Märkten, freilich meistens ohne Erfolg.

Verhältnismäßig am ruhigsten ging es dort zu, wo die Gutsbesitzer mit ihren Pferden standen. Die Händler gingen umher, besahen jedes einzelne Tier und ließen sich vom Knecht den Namen des Besitzers und den Preis sagen. Sie suchten meistens Paßpferde, d. h. solche, die nach Farbe, Größe und Alter ein passendes Gespann oder gar Viererzug abgaben. Dann boten sie ansehnliche Preise und handelten nicht lange, weil sie das Pferd eben brauchten und sicher waren, beim Verkauf des Gespanns einen Gewinn zu erzielen. Und die Besitzer ließen auch nicht viel mit sich handeln, denn sie verkauften ja nicht aus Not.

Voll Geschrei, aber auch voll drastischer Komik war der Standplatz der Bauernklepper. Dort wurde nicht nur gekauft, sondern auch getauscht. Bereits in den ersten Morgenstunden standen die Bauern unter der erregenden Wirkung des Alkohols. Da hielt es keiner auf seinem Platz aus. Den Zügel des Gauls über den Arm gestreift, so wanderten sie ruhelos umher, das heißt, sie drängten sich mühsam aneinander vorbei. Im Frühjahr und Herbst war der Platz meistens durch Regengüsse aufgeweicht, so daß man in einem Schmutzbrei watete, der tatsächlich bis über die Enkel ging. Viele zogen es dann vor, den Gaul zu besteigen und umherzureiten. Da konnte man groteske Gestalten sehen! Der Masur ist meistens hoch gewachsen, aber hager. Damals trug fast jeder einen unbezogenen Schafspelz, der seinem Alter entsprechend in leuchtendem Weiß prangte oder verschiedene Schattierungen eines schmutzigen Grau aufwies. Die Füße steckten in Holzschuhen, die man ihrer Form wegen auch Gänserümpfe nennt. Nun denke man sich solch eine Gestalt auf einem kleinen struppigen Gaul, der so klein ist, daß die Füße des Reiters beinahe den Erdboden berühren.

Hier begegnen sich zwei Bauern. Sie haben bereits die Erfahrung gemacht, daß wenig Kauflust vorhanden ist.

„Na, Bruder, wie geht's? Willst verkaufen?“

„Man möcht' ja . . . willst du auch verkaufen?“

„Verkaufen . . . vielleicht auch tauschen . . .“

„Na, denn können wir ja ein Geschäft machen. Wie alt ist deine Robbel?“

„Zujahr ist sie acht . . .“

„Ja, auf einer Seite . . .“

Das Mißtrauen ist auf beiden Seiten groß, aber noch größer die Lust, zu schachern. Sie reiten aus dem Gedränge hinaus auf den freien Platz, wo die Käufer sich die Pferde in allen Gangarten vorführen lassen. Darin sind die Juden Meister. Sie sollen es mit Hilfe von weißem Pfeffer, der an der geeigneten Stelle appliziert wird, erreichen, daß das Pferd beim Antraben stolz den Schweif hebt. Ein schwarzgelockter Jüngling, dem der Raftan um die Beine fliegt, führt das Pferd am Zügel; der eigentümlich scharfe Schrei, den er dabei in kurzen Zwischenräumen ausstößt, soll es so erregen, daß es den Hals wölbt und die Nüstern bläht . . .

Da sausen die beiden Bauern vorbei. Sie arbeiten mit Händen und Füßen, um ihre Säule anzutreiben, denn der Sieger im Wettlauf kann dann von dem anderen die Zuzahlung einiger „Dhaler“ verlangen. Sie werden natürlich sofort zum „Begießen“ des Geschäfts verwendet . . . Es ist vieles anders geworden in meiner Heimat, Gott sei Dank besser! Der Fusel hat mit der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse seine Macht verloren. Der

masurische Bauer ist in den letzten dreißig Jahren ein sparsamer, nüchterner Wirt geworden. Nur eins kann er nicht lassen, das Schachern und Tauschen mit den Pferden. Aus den unansehnlichen, struppigen Säulen, die bei kargem Futter nicht nur schwer arbeiten, sondern wöchentlich einmal, nämlich an jedem Markt, von des Morgens bis in die Nacht frieren und hungern mußten, ist durch Zuführung edlen Blutes eine Rasse entstanden, die sich durch Zähigkeit und Ausdauer auszeichnet.

Und masurische Runter wurden deshalb von unsern braven Reitern in Südwestafrika vor allen andern hochgeschätzt. Man hatte auch die Besten der Besten auswählen können, denn in dem ganzen Landstrich blieb wohl kaum ein Gaul im Stall, der nicht der Kommission vorgeführt wurde. Das waren doch wirkliche Festtage für die Bauern, „Peerdsheiligedage“. Denn neben dem offiziellen Markt wurde gehandelt und geschachert nach Herzenslust. Freilich — die Händler hatten den „Schmand“ abgeschöpft. Sie hatten von Pferden aufgekauft, was sie bekommen konnten. Glücklicherweise ist der masurische Bauer mit einem grenzenlosen Mißtrauen gegen alle Händler erfüllt, die zu ihm auf den Hof kommen. Er vermutet sofort einen außergewöhnlichen Anlaß und schlägt mit dem Preise auf.

Außerdem läßt er sich nur ungern das Vergnügen nehmen, das er auf dem Markt findet, obwohl er namentlich als Käufer in der greulichsten Weise übers Ohr gehauen wird. Denn auf den Märkten treibt sich stets eine Anzahl von Händlern herum, die man dort „Koppsheller“ nennt. Was der Name bedeutet, ob er etwa mit dem „Koppen“ oder „Krippenseken“ der Pferde zusammenhängt, habe ich nicht ergründen können. Jedenfalls bezeichnet er eine Klasse von Händlern, die durch Kauf oder Tausch einige „Dhaler“ zu ergattern bemüht sind.

Es wäre vergeblich, die Beredsamkeit, die Tricks, die Kniffe dieser Leute mit Worten zu schildern. Wie sie nacheinander demselben Bauern ein immer niedriger werdendes Angebot machen, erinnert an den Akt der Studenten, die dem Bauern einreden, daß sein Kalb, das er zu Markt führt, eine Gans sei. Nun gibt es ja auch unter den masurischen Bauern manche, die aus Dombrowken stammen. So heißen dort alle Orte, die man anderswo Schilda, Schöppenstedt oder Köpenick nennt. Und ein allbekannter masurischer Schildbürgerstreich erzählt von einem Bauern, den seine Frau mit einem Pferd und einem Hahn zum Markt schickt. Unterwegs verwechselt er den Kaufpreis der beiden Tiere und verkauft das Pferd für fünfzehn „Dittchen“.

In der Zeit, aus der ich schildere, wurde natürlich auch der Alkohol von den Händlern zu Hilfe gezogen. Die Bauern und noch mehr ihre Weiber wurden mit süßen Schnäpfen solange

traktiert, bis der Verstand zum Teufel war. Daß die gekauften Pferde sofort zum Verkauf mit allerlei Mitteln aufgezupft wurden, erscheint durchaus glaublich. Denn am Nachmittag mußten die Bauern, die vormittags verkauft hatten, unter allen Umständen kaufen, wenn sie nicht den Wagen selbst nach Hause ziehen wollten, also zu einer Zeit, in der sie schon sehr bedenklich unter der Wirkung des Alkohols standen.

Der interessanteste und amüsanteste Teil des Marktes war entschieden derjenige, wo die Zigeuner ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten. Rein Landstrich des Deutschen Reiches ist so reich an diesem fahrenden Volk, wie Ostpreußen. Sie sind zum größten Teil in Dörfern fest angesiedelt. Aber die Festigkeit hält nur für den Winter vor. Sowie das erste Gras sprießt, erwacht in ihnen die Wanderlust. Dann lassen sie das Haus, worin sie die kalte Zeit überdauert haben, leer stehen und ziehen davon mit Sack und Pack, mit Rind und Regel. Man darf aus der Zerlumptheit ihres Aufzuges keineswegs auf Armut und Entbehrungen bei ihnen schließen. Es ist nur das Milieu, in dem sie sich am wohlsten fühlen. Und wenn der Anlaß geboten ist, dann entwickeln sie einen Aufwand, namentlich im Essen und Trinken, der erstaunlich ist. In neuerer Zeit ist ja manches darüber bekannt geworden, weil eine große Zigeunerbande, die unter der Leitung eines Hauptmanns stand, auf den Pferdemarkten in der Umgegend der Reichshauptstadt eine rege Tätigkeit entfaltete.

Dort hinten an der Grenze war der Pferdehandel wohl der Nebenzweck. Die Hauptsache war, daß die Weiber mit Wahrsagen und die Männer mit dem Verkauf von Salben und Mixturen, die gegen jede Krankheit bei Tier und Mensch unfehlbar halfen, gut verdienten. Der Aberglaube der Bauern, der den Ziganis noch jetzt wundersame Kräfte und Kenntnisse beimißt, kam ihnen dabei zu Hilfe. Er wurde an Ort und Stelle durch die Vorführungen unterstützt, die von den Zigeunern mit ihren Säulen veranstaltet wurden. Ob es dabei auf einen Verkauf abgesehen war, erscheint mir jetzt zweifelhaft. Denn die mageren, elenden Klepper, die vor den verblüfft gaffenden Bauern ihre Kunststücke machten, auf einen Pfiff sich niedertaten wie ein gehorsamer Hund, oder gar allerlei Dinge apportierten, hatten als Zugtiere wirklich keinen Wert. Man mußte sich nur wundern, daß solch ein Gestell aus Haut und Knochen überhaupt noch imstande war, sich zu bewegen. Wenn die Zigeuner aus Not als Käufer auftraten, dann machten sie nur dem Abdecker Konkurrenz, der namentlich auf den Herbstmärkten die Todeskandidaten aufkaufte.

Einen ganz anderen Charakter trugen von jeher die Pferdemarkte in Litauen. Dort hat der große, starkknochige Schlag bekanntlich die Unterlage für die staatlich geförderte Remontezucht

abgegeben. Und jeder Bauer zieht von seinen Stuten Fohlen, die kurz nach dem Absetzen zu wirklich guten Preisen Abnehmer finden. Kein Wunder, da die Fohlen einen tadellosen, über jeden Zweifel erhabenen Stammbaum aufzuweisen vermögen. Nur sehr selten findet man noch Mutterstuten, die nicht auf dem Schenkel die eingebraunte Krone, das Wahrzeichen des edlen Halbbluts aus königlichem Gestüt, tragen. Deshalb erscheinen auf den litauischen Fohlenmärkten Händler, nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus anderen Ländern. Der größte und bekannteste Fohlenmarkt wird in Wehlau abgehalten. Das Menschengewühl, das sich dort während einiger Tage entwickelt, ist geradezu unbeschreiblich. Und die Preise, die gefordert werden, nehmen natürlich ein gut Teil der Zukunftshoffnungen, die auf ein Fohlen von guter Abstammung gesetzt werden, vorweg.

Die Hauptkäufer sind und bleiben naturgemäß die Großgrundbesitzer der Provinz. Es ist eine gesunde Entwicklung, daß der Kleinbesitz seine Absatzfohlen zum Verkauf bringt und das Risiko von sich abwälzt, das mit der Aufzucht verbunden ist. Das Fohlen kann zu Schaden kommen, es kann kleine Fehler ausbilden, die es zur Remonte untauglich machen. Und die Remonte-Ankaufskommission ist sehr wählerisch und wird immer wählerischer, seitdem auch in Westpreußen, Pommern, Posen und Brandenburg Warmblüter ostpreußischer Herkunft gezüchtet werden. Dann bleiben nur die Sachsen und Bayern oder die großstädtischen Händler. Aber auf sie ist sozusagen kein Verlaß. Die Händler sind Feinschmecker, die meist nur nach Paßpferden mit ganz bestimmten Abzeichen suchen, und die Kommissionen aus Sachsen und Bayern suchen, wahrscheinlich weil sie keine öffentlichen Märkte ausschreiben können, die großen Privatgestüte auf, in denen sie genügende Auswahl finden. Und was die preußische Remontekommission verschmäht hat, wird ihnen durch Händler zugeführt.

Auf dem Jahrmarkt in Lyck, Bialla, Johannsburg, Arys, Nikolaiten, Widminnen, Löben usw. war vor Jahren regelmäßig ein Mann zu finden, der auf eine merkwürdige Art seinen Unterhalt erwarb. Er besaß die Fähigkeit, wie man so zu sagen pflegt, seinem Nebenmenschen ein Loch in den Kopf zu reden. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wanderte er auf dem Markt umher. Wo ernsthaft um ein Pferd gehandelt wurde, war er dabei. Den Händler hatte er auf das Pferd aufmerksam gemacht und sich für seine Beihilfe einen „Dhaler“ versprechen lassen. Dem Bauern hatte er dieselbe Bedingung gestellt. Und stets kam der Kauf zustande. Das Tragische an der Sache war nur, daß er als Erbe eines großen, ziemlich schuldenfreien Rittergutes all sein Hab und Gut durch die Leidenschaft für Pferdeschacher vertan hatte. Ich

habe ihn gekannt, als er noch mit sechs forsch'n Kruggen zu Markt fuhr, ich habe ihn gekannt, als er mit zwei elenden Kleppern ankam, um mit zwei noch elenderen nach Hause zu fahren, ich habe ihn gekannt, als er zu Fuß angewandert kam. Und ich bewahre ihm noch heute ein freundliches Andenken. Denn jedesmal, wenn er in meinem Elternhause einkehrte — er war so ein Verwandter, den man Ohm nennt —, erfreute er uns Jungen durch die Spende eines Achtehalbers.

Er würde staunen, wenn er heute einen masurischen Pferdemarkt sehen würde. Die komischen Gestalten von ehedem sind verschwunden. Nüchtern wird gehandelt, und die Tauschgeschäfte, die keinen andern Zweck hatten als den Kauftrunk, sind sehr selten geworden. Die Zeiten und die Menschen sind eben anders geworden. So steckt auch in der Entwicklung des Pferdemarkts ein Stückchen Kulturgeschichte.

6. Studienzeit in Königsberg

Die Alma mater Albertina in Königsberg ist 1544 von Herzog Albrecht I. als eine „echt lutherische“ gegründet worden. Sie lag zuerst im Kneiphof gegenüber dem Dom, erst Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde der schmutze Neubau auf Königsgarten aufgeführt. Sie war die richtige kleine Provinzialuniversität, denn sie wurde fast nur von Ostpreußen besucht. Selten kamen Studenten aus dem Reich. Die Zahl der Studierenden ging meist nicht über 600 heraus und erreichte die 1000 erst in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg. Sie war von ihrem Stifter mit reichen Mitteln zu Stipendien für arme Studenten, die außerdem noch Freitisch und Bücher erhielten, ausgestattet. 1811 erhielt sie eine Sternwarte, die durch Bessel einen großen Ruf genoß, 1819 wurde von Karl von Baer ein zoologisches Museum gegründet. Zu meiner Zeit traten dazu eine Anzahl von Kliniken, Laboratorien und Seminaren, bedeutende Sammlungen und vor allem eine reichhaltige Bücherei, die über 220 000 Bände zählte. Noch lag auf der Alma mater der Abglanz Rants, der ihr für Jahrzehnte eine überragende Stellung unter allen deutschen Hochschulen verlieh.

Als ich im April 1878 nach Königsberg kam, umfaßte die philosophische Fakultät ungefähr die Hälfte aller Studierenden, ein Drittel war in der medizinischen Fakultät eingeschrieben, die durch berühmte Lehrkräfte auch einige Studenten aus dem Reich nach Ostpreußen zog. Die Juristen waren wenig zahlreich, und die Theologen zählten damals kaum 50 Mann. Das Verbindungswesen war stark entwickelt. Es gab vier Korps: die Masuren, die meist 30 bis 40 Aktive zählten, die Balten, die Hanseaten und Normannen, die später wegen Mangel an Aktiven aufflogen; ferner zwei Burschenschaften: die Goten und Germanen, und eine sehr starke Landsmannschaft, die Litauer, die sich später in ein Korps umwandelten. Auch die Turner trugen Farben. Zwischen den farbentragenden Verbindungen herrschten scharfe Gegensätze. Die Finkenschaft war gar nicht organisiert.

Mein Abgang zur Universität legte den Eltern schwere Sorgen auf. Die Mutter hatte Wäsche und einen neuen Anzug rechtzeitig beschafft, der Vater verkaufte zwei Lebrochsen und erlöste hundert Mark dafür, die er mir einhändigte. Auch die alten Damen

drückten mir zum Abschied einen Goldfuchs in die Hand. Nicht gerade leichten Herzens stieg ich in den Zug, der mich nach Königsberg bringen sollte. Ich wußte, daß ich fortan auf meine eigenen Kräfte gestellt war und mir mein Studium verdienen mußte. Und das Bewußtsein lag schwer auf mir, denn bisher hatte ich ohne jede Sorge ein Herrenleben geführt. Für einen Unterschlupf war bereits gesorgt. Eine Jugendfreundin, die an einen Schutzmann in Königsberg verheiratet war, nahm mich auf und gab mir für dreißig Mark monatlich Wohnung — ein kleines, nicht heizbares Kämmerchen — und Beköstigung.

Ich erinnere mich noch genau, daß Königsberg, wo damals ein reiches Wirtschaftsleben flutete, auf mich einen beklemmenden Eindruck machte. Das Treiben und Hasten auf den Straßen, die vielen Wagen, alles das machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mir ganz verlassen vorkam. Doch die Herzlichkeit, mit der mich meine Jugendfreundin, die in meinem Elternhaus viel Liebe und Freundlichkeit genossen hatte, empfing, brachte meine Stimmung wieder ins Gleichgewicht. Am nächsten Morgen stürzte ich mich, allerdings etwas zaghaft, in das Gewühl der Straßen, um auf drei Stellen Empfehlungsbriefe meines Direktors abzugeben. Es stand darin, daß ich über tüchtige Kenntnisse verfüge und auch im Unterrichten nicht mehr ganz unerfahren sei. Die Empfehlungen haben mir sehr viel geholfen.

Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich bereits einen Schüler vor. Das kam folgendermaßen. Meine Freundin, die mehrere Zimmer vermietete, hatte einen neuen Mieter bekommen und erfahren, daß er sich in Königsberg immatrikulieren lassen wolle, um Medizin zu studieren, aber erst ein Nachexamen in Latein und Griechisch bestehen müsse, weil er auf einem Realgymnasium das Examen gemacht hatte. Darauf hatte Marie Jasch sofort mich als Lehrer empfohlen. Der junge Mann hieß Karl Neufeld und ist später als Gefangener des Mahdi zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Er war ein hochbegabter, etwas exzentrisch veranlagter Jüngling, der nach einem halben Jahr schon das Examen bestand. Er machte schon nach wenigen Tagen zwei junge Studenten, die in derselben Lage wie er waren, auf mich aufmerksam, und ich konnte alle drei gemeinsam unterrichten.

Kurze Zeit später erschien bei mir ein frischer, lebhafter Bube von elf Jahren, der mich aufforderte, ihn zu seinem Vater zu begleiten. Unterwegs erzählte er mir, daß er nicht von Quinta nach Quarta versetzt worden sei. Die Lehrer seien alle Schafsköpfe. Ich versicherte ihm, das hätte er bei mir nicht zu befürchten; ich wüßte mehr als genug, um ihn in die Quarta hinüberzubringen. Sein Vater, Justizrath Meißner, fragte mich ganz kurz, ob ich es unternehmen wolle, seinen Sohn Ulrich zu unterrichten. Ich

könnte mir die Stunden nach meinem Belieben legen, denn er habe den Jungen für ein Jahr aus der Schule genommen. Als Honorar bot er mir 100 Mark monatlich an. Ich hatte Mühe, meine Freude zu verbergen. Nun war ich nicht nur all meiner Sorgen ledig, sondern konnte leben wie ein Graf, was ich, nebenbei bemerkt, auch getan habe. Mit Ulrich kam ich bald in ein päpstliches Verhältnis, nachdem ich ihn einmal, aber gründlich mit ungebrannter Asche eingerieben hatte. Er hing bald mit großer Liebe an mir und lernte fleißig, weil er mußte. Als die großen Studentenferien begannen, gaben die Eltern ihn mir mit und zahlten meinen Eltern Pension. Tüchtig gewachsen und braun gebrannt kam er Ende Oktober ins Elternhaus zurück. Auf meinen Wunsch wurde er geprüft und bestand glänzend. Im nächsten Frühjahr wurde er in die Untertertia aufgenommen.

In den ersten Semestern besuchte ich fleißig Collegia. Ich studierte Geschichte und Geographie und schwelgte in den Schätzen der Bibliothek. Fast jeden Abend las ich bei Licht bis tief in die Nacht hinein all die großen Geschichtswerke, die mich mächtig anzogen. Ich las sie mit der Feder in der Hand und machte mir von jedem Kapitel stenographische Notizen. Mein Fleiß wurde auch von der Nachbarschaft bemerkt. Zu meinem Erstaunen erschien kurz vor den Weihnachtsferien ein Diener bei mir und brachte mir eine Kiste Zigarren mit einem schönen Gruß von einer Dame und einer Karte, worauf geschrieben stand: „Dem fleißigen Studenten zum Weihnachtsfest.“

Schon sehr bald gewann ich indes die Ansicht, daß die akademischen Vorlesungen eine überlebte Form seien, die durch eine bessere ersetzt werden sollte. Dagegen halte ich die Seminarübungen, in denen der junge Student zu selbständigem Studium aller Urkunden und zu ihrem Verständnis angeleitet wird, für sehr wertvoll und praktisch und habe eifrig sowohl im historischen wie im geographischen Seminar gearbeitet. Ich beklage ferner, daß dem jungen Studenten kein Leitfaden in die Hand gegeben wird, nach dem er sich sein Studium einrichten und betreiben kann. Wie ein Ochse vorm blauen Tor steht der junge Studiosus vor dem schwarzen Brett, liest verständnislos die Ankündigungen und belegt aufs Geratewohl einige Vorlesungen. Ich hatte zum Glück in einem älteren Schulkameraden einen guten Berater. Er begann mit der Gottesgelahrtheit, schwenkte jedoch bald ab und versuchte es mit der Medizin, und als er auch noch einige Semester Juristerei betrieben, kehrte er reumütig zur Theologie zurück. Er brachte mich mit einem Historiker zusammen, der schon an seinem Examen haute und mir aus seinen Erfahrungen heraus einen brauchbaren Studienplan aufstellte. Er sagte mir auch, was für Collegia ich unter allen Umständen hören müßte. Da war eins bei dem

Germanisten Schade, das jeder Philologe belegte. Infolgedessen mußte der alte Herr für seine erste Vorlesung stets das größte Auditorium nehmen. Er machte unabänderlich zu Beginn jedes Semesters zwei Wize. „Ich freue mich, meine Herren Romilitonen, daß Sie so zahlreich erschienen sind und das Sprichwort beherzigen: „Durch Schaden wird man klug.“ Hestiges Beifallsgetrampel. Und zu denen, die keinen Sitzplatz gefunden hatten, sagte er: „Trösten Sie sich, Zeit ist nicht nur Geld, sondern auch Raum, und mit der Zeit werden Sie alle Raum haben.“ Diese weise Voraussicht ging bald in Erfüllung, denn sobald das Abtestieren vorüber war, schrumpfte die Hörerzahl soweit zusammen, daß ein sehr kleiner Raum sie faßte. Erst wenn das Abtestieren begann, siedelte Schade wieder nach dem größten Auditorium über.

Zunächst wandte ich mich der alten Geschichte zu und hörte bei Professor Rühl ein Kolleg, das man gehört haben mußte, weil es noch kein Buch darüber gab und weil der alte Herr es bei jeder Prüfung ritt. Es behandelte die alten griechischen und römischen Schriftsteller, von denen nur Bruchstücke vorhanden sind. Ich schrieb es stenographisch getreulich nach und lernte es auswendig, was mir später sehr zustatten kam. Bald jedoch kam ich zu der Überzeugung, daß die alte Geschichte schon zu sehr abgegrast wäre, und wandte mich der mittleren Geschichte und damit dem Professor Hans Prutz zu. Er war ein Sohn des bekannten Dichters und Literaturhistorikers Robert Prutz. Ein kleiner Mann mit einem mächtigen dunklen Vollbart. Sein Vortrag, formvollendet und vorzüglich gesprochen, zog mich stark an. Auf den Rat meines alten Schulkameraden machte ich bei jedem Professor, den ich hörte, meinen Besuch. Natürlich auch bei Prutz. Er empfing mich sehr freundlich und nahm mich in sein Seminar auf.

Auf diese Weise wurde ich auch mit Professor Lohmeyer bekannt und befreundet. Er las alle Nebenfächer der Geschichte, Diplomatie usw. Er war als Kind armer Eltern ohne Arme geboren und auf Kosten Friedrich Wilhelms IV. erzogen worden. Den Mangel der Arme hatte er durch eiserne Energie überwunden. Er schrieb, schnob sich die Nase usw. mit dem rechten Fuß. Er pflegte seine wenigen Hörer öfter zu sich nach Hause einzuladen und zu bewirten. Er war sehr glücklich verheiratet, und ich habe in seinem Hause viele frohe Stunden verlebt. Er liebte einen guten und nicht zu kleinen Trunk, und ich war besonders geschickt darin, ihm das Glas zum Munde zu führen, wahrscheinlich, weil ich selbst darin eine gewisse Übung hatte.

Auf seinen Rat trat ich dem Verein für die Geschichte Ost- und Westpreußens bei, der in jedem Monat einen Vortragsabend veranstaltete. Dort lernte ich Felix Dahn kennen, dessen „Kampf um Rom“ ich eben verschlungen hatte. Ich machte ihm einen Besuch,

wurde freundlich aufgenommen und öfter zu seinen Abendgesellschaften eingeladen. Später traf ich ihn in Breslau wieder, wo wir im Jahre 1897 manchen guten Trunk miteinander geschöpft haben. Dort traf ich auch den Professor und Konsistorialrat Karl Alfred v. Hase wieder, den ich in Königsberg im Geschichtsverein kennengelernt hatte. Ich habe ihm in edler Dreistigkeit natürlich auch meinen Besuch gemacht und bin von ihm öfter eingeladen worden. Meine Einnahmen gestatteten mir, mich gut zu kleiden, und ich verstand mich, dank meiner guten Kinderstube, die ich nicht nur zu Hause, sondern auch in der Villa Böhm genossen hatte, bescheiden und manierlich zu benehmen, wenn ich auch zeit meines Lebens den Naturburschen nicht abgestreift habe. Ich konnte auch damals schon lustig und mit Humor plaudern und unterhielt manchmal die ganze Gesellschaft mit meinen drolligen Schilderungen Masurens, das damals in der Provinzialhauptstadt für ein Land galt, wo Bären und Wölfe wild umherliefen und Hasen und Füchse sich Gute Nacht sagten. ✓

Auch mit dem damaligen Oberpräsidenten von Ostpreußen, v. Horn, der zugleich Procurator der Universität war, wurde ich durch einen ganz besonderen Anlaß bekannt. Ich ließ mich durch einen Freund, der als Kaufmann einen plattdeutschen Verein gegründet hatte und leitete, überreden, die Schriftleitung eines Wochenblättchens zu übernehmen, das den stolzen Titel „In Reih und Glied“ führte. Darunter stand der Spruch: „Dit und dat, hoch und platt, für jeden wat.“ Das Blättchen entschlief unsanft nach einem Vierteljahr. Es verschaffte mir aber zwei sehr angenehme Bekanntschaften. Ich wurde, da ich verantwortlich das Blatt zeichnete und darin politische Artikel verbrach, vor den Herrn Procurator geladen. In väterlichem Ton belehrte mich Erzellenz v. Horn, daß ich als Student nicht befugt sei, ein Blatt, noch dazu ein politisches, verantwortlich zu zeichnen. Ich wehrte mich bescheiden, aber energisch dagegen, daß ich als Student weniger Recht haben sollte als jeder andere Deutsche und stellte dem freundlichen alten Herrn das Ansinnen, er möchte ein Auge zudrücken, das Blatt werde wahrscheinlich nur noch kurze Zeit bestehen.

Erzellenz lachte und fragte mich nach meiner Herkunft usw. Als ich ihm antwortete, daß ich in Masuren aufgewachsen sei, stellte er eine ganze Reihe von Fragen, die sein Interesse als Oberpräsident verrieten. Ich beantwortete sie freimütig und wurde sehr wohlwollend mit einem Händedruck entlassen. Das gab mir den Mut, bei Erzellenz v. Horn zwei Karten abzugeben. Zu meinem freudigen Erstaunen wurde ich bald darauf eingeladen und lernte u. a. auch den späteren Feldmarschall v. Mackensen kennen, der damals mit der ältesten Tochter des Hauses, Doris, verlobt war.

Die zweite Bekanntschaft, die mir unser Blättchen verschaffte, war die mit den Leitern der kurz vorher von ihnen gegründeten „Königsberger Allgemeinen Zeitung“, Hausbrand und Alexander Wyneken. Ich wollte sie um Übernahme des Druckes bitten. Ich geriet in eine fröhliche Gesellschaft alter Germanen, die bereits am Vormittag den ersten Bezieher des Blattes feierte. Ich wurde zur Teilnahme eingeladen, fand jedoch im Laufe des Tages Gelegenheit, Hausbrand mein Anliegen vorzutragen. Er schlug es mir ab, indem er mir eine Vorlesung darüber hielt, daß Geld aufgespeicherte Arbeit sei, die man nicht vergeuden dürfe. Aber ich hatte Beziehungen angeknüpft, die mir zum Absatz kleiner Artikel über Masuren verhelfen. Eine Erzählung gab mir Wyneken zurück. Er war es auch, der mich davon abhielt, mein Studium abzubrechen und mich der Journalistik zuzuwenden. Ich war damals schon verlobt, und das Ziel, mir als Redakteur bald eine Stellung zu verschaffen, in der ich heiraten konnte, erschien mir sehr verlockend.

Ich hatte ein ziemlich großes Familienstipendium, das von der Loge Johannisburg, der mein Großvater mütterlicherseits angehört hatte, bei ihrer Auflösung gestiftet worden war. In der philosophischen Fakultät, die die meisten Köpfe zählte, war es mit Stipendien schlecht bestellt. Dagegen schwamm die theologische Fakultät in Stipendien, und wer gar Litauisch oder Masurisch beherrschte, schwamm nicht nur im Überfluß, sondern war auch sicher, sofort nach bestandnem Examen eine fette Pfründe zu erwischen.

In späteren Semestern arbeitete ich dann fleißig im Historischen Seminar. Als erste selbständige Arbeit lieferte ich eine Darstellung der englischen Politik während des griechischen Aufstandes. Sie wurde mit einem Preis von 100 Mark, was damals ein großes Stück Geld war, belohnt. Dann wies mich Pruz auf ein neuerschienenes Buch hin, das zum erstenmal die ganze Korrespondenz Wallensteins veröffentlichte. Alle seine Papiere waren nach seiner Ermordung beschlagnahmt und in einem Kellerraum des kaiserlichen Schlosses in Wien verwahrt und zugemauert worden. Durch Zufall wurde das Gewölbe entdeckt, geöffnet und auf seinen Inhalt untersucht. Der österreichische Kaiser gab seine Erlaubnis, den Nachlaß zu sichten und zu veröffentlichen. Es war keine leichte Arbeit, an die ich mich machte. Erst mußte ich mich mit allen Einzelheiten der damaligen Epoche vertraut machen und die bestehende Auffassung der Historiker von der Schuld Wallsteins feststellen. Dann erst konnte ich an der Hand der Briefe die abweichende, zuerst von mir vertretene Ansicht begründen, daß Wallenstein kein Verräter in dem Sinne war, wie er bis dahin geschildert wurde. Auch diese Arbeit, die Pruz unter den Professoren herumgehen ließ, wurde mit einem Preis ausgezeichnet. Inzwischen war ein Buch des österreichischen Gelehrten Schebeck erschienen, das der

Wallensteinforschung einen neuen Anstoß gab. Der Verfasser veröffentlichte darin sieben gegen Wallenstein in lateinischer Sprache gerichtete Flugschriften und stellte die Behauptung auf, daß sie alle von dem böhmischen Staatsrat Slavata verfaßt seien, der bekanntlich mit seinem Kollegen Martiniz aus den Fenstern des Prager Schlosses geworfen wurde und zu seinem Glück auf einen Misthaufen fiel. Er sollte als erbitterter Feind Wallensteins das Haupt der gegen den Fürsten arbeitenden Hofkamarilla gewesen sein.

Pruß übergab mir das Buch mit dem Bemerkten, wenn ich Glück hätte, könnte ich aus einer geschickten Erwiderung meine Doktorarbeit bauen. Ich machte mich mutig und energisch an die Arbeit, wobei mir meine guten Kenntnisse im Lateinischen zufließen kamen. Ich studierte erst die sieben Flugschriften und kam bald zu der Überzeugung, daß sie sprachlich und gedanklich so große Verschiedenheiten aufwiesen, daß sie unmöglich von ein und demselben Verfasser herrühren konnten. Bei meinem Herumsuchen in zeitgenössischen Autoren stieß ich bei Aretin, der als bayerischer Kanzler am kaiserlichen Hofe wirkte, auf eine Stelle, worin er berichtet, daß der Kaiser von seinem Hofkriegsrat ein Gutachten über das verräterische Verhalten Wallensteins eingefordert habe. Das war der Lichtstrahl, der mir den weiteren Weg erhellte. Ich stellte ohne Mühe fest, daß der Hofkriegsrat sieben Mitglieder hatte, als erstes den Beichtvater des Kaisers Pater Lamormain. Sofort schrieb ich ihm eine der Flugschriften auf den Leib, in der sich der Verfasser als Angelus provincialis bezeichnet und darüber klagt, daß ihm der böse Feind Unkraut unter den Weizen gesät habe. Lamormain war Jesuit und Provinzial des Ordens! Nun tastete ich mich weiter und schrieb jedem der sieben Mitglieder des Hofkriegsrats eine Flugschrift auf die Hofe.

Noch rechtzeitig vor Semesterschluß reichte ich die Arbeit ein und erhielt den ersten Seminarpreis von 150 Mark. Pruß befand meine Arbeit für so gut, daß er mir riet, sie sofort als Doktordissertation einzureichen, was ich auch tat. Und das war sehr gut. Denn wenige Wochen danach veröffentlichte ein Dr. Hallwich im „Daheim“ einen Artikel, worin er mitteilte, daß er im Archiv des Grafen Schaffgotsch sieben gegen Wallenstein gerichtete, von den sieben Mitgliedern des Hofkriegsrats verfaßte Flugschriften gefunden habe, womit die Hypothese Schebecks von dem einen Verfasser Slavata erledigt wäre.

Sofort setzte ich mich hin und schrieb dem Dr. Hallwich, daß ich zu demselben Resultat nur durch Quellenkritik gekommen wäre. Umgehend erhielt ich von ihm Antwort, worin er mein Resultat als richtig bezeichnete. Ich zögerte natürlich nicht, diesen Brief sofort Pruß zu übergeben, der sich außerordentlich darüber freute und meiner Arbeit den Titel gab: „Quellenkritische Beiträge zur

Wallensteinfrage.“ Auf Schleichwegen erfuhr ich hinten herum, daß meine Arbeit einer ganzen Anzahl Professoren vorgelegt und von ihnen außerordentlich gut beurteilt worden war. Nun trat an mich die Frage heran, wie ich die Kosten der Promotion aufbringen sollte. Der richtige Onkel meiner Mutter Dalkowski war der Besitzer der Universitätsdruckerei. Aber er war vor kurzem gestorben, und mit seinem Sohn, der ein menschen scheuer, finsterner Sonderling war, mochte ich nichts zu tun haben. Da wandte ich mich mit einer Bitte an den Bankier Samter, der mir in großherziger Weise die Kosten der Drucklegung vorstreckte. Was ich sonst noch brauchte, borgte mir eine Freundin, die Schulpflegerin Berta Göde, mit der mich noch jetzt treue Freundschaft verbindet und die mir auch in Berlin in schweren Zeiten oft beigehtanden hat.

Am 25. Juli stieg ich ins Rigorosum, das zwei volle Stunden dauerte. Es ist seit alters her allgemeiner Brauch, daß der Doktorandus vorher den Professoren, die ihn prüfen, das Gebiet nennt, auf dem er gut beschlagen ist. Professor Böpprich, von dem ich in Himmelsgeographie geprüft werden sollte, kehrte sich nicht daran und zwiebelte mich mit Fragen, wie sie jeder einigermaßen gut beschlagene Primaner beantworten kann. Er war erst vor kurzem nach Königsberg gekommen, und ich hatte bei ihm keine Vorlesung mehr belegen können. Trotzdem bestand ich die Prüfung cum laude. Am 5. August war die feierliche Promotion in der Aula mit dem Possenspiel, daß ich über zwei Thesen mit zwei Segnern debattierte. Dann erhielt ich vom Prorektor — einen Rektor gab es nicht, denn diese Würde haftete erblich an dem jeweiligen Kronprinzen von Preußen — das Diplom ausgehändigt und zog als vir eloquentissimus, Doktor und Magister der freien Künste, von dannen.

7. Noch allerhand aus der Studentenzeit

Aus meiner Studentenzeit habe ich noch allerlei zu berichten. Der Erfolg, den ich mit meinem Schüler Ulrich Meitzen erzielt hatte, brachte mir im nächsten Sommer den Auftrag ein, eine Hauslehrerstelle bei Herrn v. Reichel auf Terpen anzunehmen. Es war Mitte August, die Collegia waren beendet, und ich war nur von meinem Herzen noch in Königsberg zurückgehalten worden. Ohne Zögern nahm ich an, nachdem ich mir die Erlaubnis, auf Jagd zu gehen und ein Reitpferd ausbedungen hatte, was bei Herrn und Frau v. Reichel ein nicht gelindes Erstaunen erregt haben soll. Aber das gerade erregte bei ihnen auch die Hoffnung, daß es mir gelingen würde, ihren Horst zu bändigen. Auf dem Bahnhof in Gildenboden, wo ich auf das Fuhrwerk warten mußte, das mich abholen sollte, wurde ich von dem Wirt bedauert, als er erfuhr, zu welchem Zweck ich nach Terpen fuhr. Von dort käme jeder Hauslehrer nach spätestens einem Vierteljahr zurück. Ich riet ihm, abzuwarten, wann ich zurückkommen würde.

Mein Erscheinen war allerdings geeignet, in Terpen Erstaunen zu erregen. Ich trug einen Jagdanzug und brachte zwei Gewehre sowie einen Geigenkasten mit. Ich sah mir meinen Zögling an: ein bildhübscher Junge von zwölf Jahren, der jedoch maßlos verwöhnt und übermütig war. Gleich am zweiten Tage wurde er ungezogen zu mir, wofür er ein paar Maulschellen erhielt, die nicht von schlechten Eltern waren. Als er noch ungezogener wurde, legte ich ihn übers Knie und rieb ihn gehörig ein. Heulend stürzte er davon und verklagte mich bei seiner Mutter. Ich hatte mit ihr einen heftigen Zusammenstoß, aus dem ich als Sieger hervorging. Ich verlangte nachdrücklich völlige Strafgewalt. Erst mußte ich den Jungen vollkommen in meine Hand bekommen, dann könnte und würde ich aus ihm einen tüchtigen Kerl machen. Anderenfalls bäte ich um das Fuhrwerk zur Bahn. Nun mußte die Sache dem Vater vorgetragen werden, der krank lag und schon in wenigen Tagen zur Winterkur nach Meran abreisen wollte. Ich wurde an sein Bett gerufen. Durch die Unterredung faßte er solch ein Zutrauen zu mir, daß er mir nicht nur die volle Strafgewalt gab, sondern mich auch bat, seiner Frau bei der Beaufsichtigung und Rechnungsführung des Gutes zur Seite zu stehen.

Nun gab Horst klein bei, so daß ich mich ihm bald von einer anderen Seite zeigen konnte. Wir wurden bald sehr gute Freunde, und er lernte nicht aus Furcht, sondern aus Liebe zu mir, um sich keinen Tadel zuzuziehen. Auch Frau v. Reichel lernte mich allmählich besser einschätzen. Wir musizierten zusammen, ich lieferte Wildbret und Fische in die Küche und kümmerte mich auch um die Wirtschaft des 4000 Morgen großen Gutes. Die Leute waren schlecht und auffällig, und die Inspektoren ließen alles hingehen, bis ich mal durchgriff und zwei der schlimmsten Burschen die Treppe vom Speicher hinunterwarf. Seitdem herrschte Ruhe und Ordnung im Betrieb. Ich ritt viel auf dem Felde umher und brachte auch die Inspektoren dazu, energisch aufzutreten. Auf den Gütern in der Nachbarschaft hatte ich sehr angenehmen Verkehr. Und in dem Kirchdorf Maldeuten gab's öfter auch ein Tanzvergnügen. Im nächsten Frühjahr, als Frau v. Reichel ihren kranken Gatten in Meran für längere Zeit besuchen wollte, wurde ich mit meinem Bögling zu seiner an den Grafen Bülow v. Dennewitz in Grünhof verheirateten Schwester geschickt. Das große Gut liegt eine halbe Meile von der See und eine Meile von Cranz entfernt. Wir verlebten dort herrliche Tage. Am Nachmittag saß ich im Park an einem der reichbesetzten Karpfenteiche und angelte. Horst saß neben mir und übersezte Französisch und Lateinisch, oder ich erzählte ihm ein Stück Geschichte.

Mitte Oktober gab ich meinem Horst vierzehn Tage Herbstferien und fuhr nach Königsberg, um Collegia zu belegen. Der Bahnhofswirt in Süldenboden begrüßte mich mit der höhnischen Bemerkung, ich hätte es ja sehr lange in Terpen ausgehalten. Meine Erwiderung, daß ich nur auf einige Tage nach dem „Städtchen“ fahre und zurückkehre, wollte er nicht glauben. Ich sah mir am Schwarzen Brett die angekündigten Vorlesungen an und belegte einige, die mir gestundet wurden, da ich von der Schule schon das testimonium paupertatis, das Zeugnis meiner Bedürftigkeit, mitgebracht hatte. Dann ging ich auf die Bibliothek, wo ich mir die Bücher geben ließ, die mir die nicht gehörten Vorlesungen ersetzen konnten. — Schon als ganz junger Mensch von 21 Jahren habe ich mich verlobt. Es war an einem schönen Frühlingsabend, als ich nach Königsgarten ging, um dort eine Weile herumzuschlendern. Es war der Ort und die Zeit, wo die junge Welt ihre Spaziergänge abhielt. Der Zufall führte mir ein junges Mädchen entgegen, das ich schon von der Schule her kannte. Sie war eine entfernte Verwandte der Villa Böhm und hatte auch so eifrig in meinem Elternhause verkehrt, daß meine Mutter mich mit ihr neckte. Ich grüßte und sprach sie an, weil das junge Mädchen, das an ihrer Seite ging, mich vom ersten Moment an fesselte.

Es war ein niedliches, zierliches Persönchen, erst 16 Jahre alt, mit frischen Farben und einem interessanten Gesicht. Natürlich schloß ich mich den beiden Mädeln an und wandelte mit ihnen nicht nur zehn-, zwölfmal den Paradeplatz auf und nieder, sondern begleitete sie auch bis nach Hause. Es war nicht schwer, ein erneutes Zusammentreffen für den nächsten Tag zu verabreden.

Mich hatte es gefaßt. Ich hatte keinen anderen Gedanken als an die kleine Lotte. Am dritten Tage, es war ein Sonntag, machte ich schon einen Besuch bei ihrer Mutter; der Vater war schon lange tot. Die alte Frau gefiel mir sehr gut, sie war sehr gebildet und klug. Mit den materiellen Gütern war es bei ihr weniger gut bestellt. Sie besaß ein kleines Häuschen mit einem wüsten Garten und schlug sich mühsam durchs Leben. Doch danach pflegten junge Leute, die sich ehrlich und unrettbar verlieben, meistens nicht zu fragen. Außer Lotte waren damals noch drei Töchter zu Hause. Die eine bereitete sich zum Lehrerinnenexamen vor, eine andere war in einem Geschäft als Buchhalterin tätig, die dritte war aus Hamburg, wo sie in einem reichen Hause zwei Mädels erzog, zu den Ferien gekommen.

Ich wurde freundlich aufgenommen und zum Wiederkommen aufgefordert. In den nächsten vierzehn Tagen war ich öfter mit Lotte zusammen. Als ich an einem schönen Nachmittag sie abholen kam, fand ich nur ihre älteste Schwester zu Hause. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich nahm die Gelegenheit wahr, sie zu fragen, ob sie wüßte, aus welcher Ursache ich so oft ihr Haus besuche. Sie lächelte fein und erwiderte, sie glaube die Ursache zu kennen. „Und wie stellen Sie sich dazu?“ — „Gut.“ Ich reichte ihr die Hand und dankte ihr. Am nächsten Sonntag vormittag bewaffnete ich mich mit einem Strauß und ging mit dem festen Entschluß weg, bei der Mutter um Lotte anzuhalten. Ich fand die alte Dame im Gärtchen, wo unter dem einzigen Baum ein Tisch mit mehreren Stühlen stand. Schüchtern bin ich nie gewesen. Ich stammelte nicht, sondern ich sprach frei von der Leber, in diesem Fall wohl richtiger gesagt vom Herzen weg. Die alte Dame erwiderte, wir wären beide noch sehr reichlich jung, aber sie hätte durch eine Bekannte so viel Liebes und Gutes von meinen Eltern gehört und auch ich gefiele ihnen.

In diesem Augenblick kam Lotte, die zum Einkauf ausgegangen war, nach Hause und trat ahnungslos in das Gärtchen. Ich sagte nur mit tiefer Bewegung: „Lotte“, und öffnete die Arme, in die sie ohne Besinnen hineinflug. Dann küßte ich die Schwestern ab, die nacheinander erschienen. Wir saßen noch keine Viertelstunde in froher Erregung beisammen, als es klingelte. Lotte ging, um die Tür zu öffnen, und kehrte nach einer Minute mit einem jungen Mann, dem Referendar v. B. . . , zurück, der,

in festlichem Gewande, einen riesigen Blumenstrauß trug. Ich sah ihn in tödlicher Verlegenheit erbleichen, als die alte Dame ihm entgegentrat und ihm erklärte, er käme gerade recht, ein junges Brautpaar zu begrüßen, Lotte habe sich soeben mit dem Studiosus S. verlobt. Mit großer Beherrschung sprach der junge Mann, der schon ein Jahr in dem Hause verkehrte und um eine Viertelstunde zu spät gekommen war, allen seinen Glückwunsch aus, nahm für fünf Minuten Platz und zog sich dann zurück.

Es fällt mir nicht ein, meine Brautzeit ausführlich zu schildern. Diesen Zustand haben ja die Dichter aller Zeiten und Völker oft und ausführlich genug beschrieben, ich will nur sagen, daß die tiefe Liebe zu dem kleinen lieben Mädclen mich vor vielen Torheiten und anderem bewahrt hat, die von Studenten ja manchmal verübt werden sollen. Es blieben uns natürlich Unstimmigkeiten und Kämpfe nicht erspart, denn wir waren beide noch sehr jung und mußten uns erst durch Reibungen aneinander abschleifen. Aber immer wurde die Verstimmung durch die Liebe überwunden. Meine Eltern nahmen die frühzeitige Verlobung ihres Ältesten ziemlich gefaßt auf. Meine Mutter hatte sich freilich bereits unter den Töchtern Lyds für mich eine Zukünftige ausgesucht, ein stilles, freundliches Mädchen, das in der Wahl seiner Eltern sehr vorsichtig gewesen war. Als der Vater jedoch meinte, die Verlobung wäre eine Dummheit, wir müßten noch Jahre warten, da erinnerte sie ihn daran, daß sie mit ihm ja auch neun Jahre verlobt gewesen wäre. Lotte fuhr beim Beginn der großen Ferien mit mir zu meinen Eltern und eroberte sie völlig.

Nach fast fünf Jahren trennten wir uns. Es waren zwischen uns und noch mehr zwischen mir und ihrer Mutter schwere Meinungsverschiedenheiten über meinen zukünftigen Beruf entstanden. Ich wollte zuerst Redakteur werden und hätte das Ziel, das mir die Gründung eines Hausstandes erlaubte, auch erreicht. Aber dagegen erhob die Mutter und von ihr beeinflusst auch Lotte heftigen Widerspruch, dem ich mich fügte. Dann wollte ich in den Dienst des Fischereivereins treten, aber dieser Plan wurde noch schärfer verworfen. In tiefer Verstimmung fuhr ich von Königsberg nach Hause. Einen Tag später kam ein Brief von Lotte, durch den sie das Verhältnis löste.

Ich habe diesen ersten Schlag des Schicksals sehr schwer verwunden, und ich will hier eingestehen, daß ich öfter und länger den Becher geschwungen, um mir für einige Stunden ein Vergessen der Pein zu verschaffen.

Nach einer ganzen Reihe von Jahren, als ich schon lange glücklich verheiratet war, unternahm ich eine Vortragsreise durch Ostpreußen. Das Vortragen eigener Dichtungen war damals eben Mode geworden, und ich war von der Kritik überaus hoch

eingeschätzt worden, so daß ich mich entschloß, auf einer Fahrt durch Ostpreußen einige meiner ernstesten und lustigen Geschichten meinen Landsleuten vorzulesen. Und erzählen und vorlesen konnte ich, das hatte ich schon oft genug im kleinen Kreise erprobt. Ich setzte mich kurz entschlossen mit einer Buchhandlung in Königsberg in Verbindung, die mir den Saal des „Deutschen Hauses“, der damals als der feinste galt, mietete.

Die Vorbereitungen waren gut getroffen, der Saal war gefüllt. Als ich an das Rednerpult trat, sah ich vor mir in der ersten Reihe Lotte sitzen. Ich grüßte sie mit den Augen und las mit großem Beifall. Als nach Beendigung des Vortrags sich der Saal geleert hatte und ich ihn als letzter verließ, erwartete mich Lotte an der Tür. Sie fiel mir ohne weiteres um den Hals und gab mir einen Kuß. „Wie geht's, alte Lotte?“ — „Mir schlecht. Ich habe einen kranken Mann geheiratet, der auf den Tod liegt.“ — „Hast Kinder?“ — „Ein liebes Mädelchen von zehn Jahren. Du bist auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden, bist glücklich verheiratet, hast schon mehrere prächtige Kinder. Ich weiß alles von dir.“

Wir blieben noch ein halbes Stündchen im Restaurant zusammen, dann begleitete ich sie bis nach Hause und ging zu meinen Freunden, die mich schon erwarteten, um kräftig mit mir das Wiedersehen zu feiern. Am nächsten Tage fuhr ich mit drei sehr guten Besprechungen meines Vortrags bewaffnet weiter ins Land.

In den letzten Jahren, als ich in der Heimat für die Heimat wirkte, habe ich Lotte ab und zu in Königsberg besucht, um mit ihr Erinnerungen aus der seligen Zeit der ersten Liebe und an gemeinsame Freunde auszutauschen. Ich fand eine ergraute alte Dame, klug und geistreich, mit der es sich gut plaudern ließ. Und wir hatten beide das Gefühl, als wären wir Bruder und Schwester.

Im dritten Semester lernte ich auch das Verbindungswesen kennen. Ich hatte mich dem naturwissenschaftlichen Verein angeschlossen, wo ich manche Anregung fand. Da trat der akademisch-pharmazeutische Verein mit dem Ansinnen an uns heran, eine Verschmelzung vorzunehmen und Farben zu tragen. Der Vorschlag wurde angenommen. Wir flaggten aus, schwarz-rot-gold, und ich war der erste, der schon am folgenden Tage die neuen Farben stolz nach Königsgarten spazieren führte. Die neue Verbindung trat mit einer großen Anzahl alter Herren ins Leben, die fleißig auf der Kneipe erschienen und manches Faß Bier auflegen ließen. Aus der Zeit erinnere ich mich an eine prächtige Feier. Die alten Herren hatten einen Dampfer gemietet, auf dem wir einen Ausflug über das Haff nach Rosenthal bei Fischhausen machten. Dazu hatten mir einige alte Herren einen Schnürrock und Cerevis geschenkt. Mit dem Schläger an der Seite, langen

Stiefeln und Sporen daran holte ich Lotte in vollem Wicks ab und führte sie zum Dampfer. Es war ein köstlicher Tag. Auf dem Rückweg fuhr sich der Dampfer im Haff fest und kam erst nach einigen Stunden los, so daß wir Königsberg erst am Morgen des nächsten Tages erreichten, wo ich sofort nach dem Hufen hinaus mußte, um die Vorbereitungen für den Katerschoppen zu treffen. Nach drei Semestern traten Unstimmigkeiten in der Verbindung ein, die zur Auflösung führten.

Mehrere Semester später wurde mein jüngerer Bruder Richard bei den Balten aktiv, was zur Folge hatte, daß auch ich dort eifrig zu verkehren begann. Die Königsberger Korps haben nie das Befessen, was man als Auswüchse des Korpsstudententums zu tadeln pflegt. Nur die damals noch existierenden Normannen versuchten etwas die Feudalen zu markieren. Die übrigen Korps unterschieden sich kaum von den anderen Verbindungen, den Burschenschaften und Landsmannschaften. Es wurde allerdings heftig gekneipt und sehr scharf gefochten. Das Pauklokal der Korps befand sich damals in einem Biergarten, in dem auch eine fromme Sekte ihre Zusammenkünfte abhielt. Deshalb war der Raum mit frommen Inschriften geschmückt, die zu dem Scharffechten wie die Faust aufs Auge paßten. Was ich sonst von dem Leben im Korps gesehen habe, gefiel mir durchaus. Die jungen Leute übten unter sich strenge Zucht, und auch die Bestimmungsmensuren wirkten erzieherisch. Daß die nationale Gesinnung damals mit konservativ verwechselt wurde, lag im Wesen der Zeit. Ich hielt es schon damals für kein Unglück, obwohl ich politisch in einem anderen Lager stand, und jetzt, wo es nicht auf die politische Stellung, sondern allein noch auf die Liebe zum Volke und Vaterlande ankommt, betrachte ich es als ein Glück, daß es auf den Hochschulen Verbindungen gibt, die ihre Mitglieder in Liebe und Treue zum Vaterland erziehen.

Daß ich kein Freund von Traurigkeit war und auf der Universität ein ganz vergnügtes Leben führte, brauche ich wohl kaum mehr zu versichern. Ich hatte immer gutbezahlte Stunden. Ein alter Kandidat, der mit Ausdauer Mathematik studierte, bereitete schon seit Jahren junge Offiziere für das Examen zur Kriegsakademie vor. Als wir uns näher kennenlernten, wies er mir auch einige Offiziere zu. Ich unterrichtete in Geschichte, Geographie und deutschem Auffsatz. Mir wurde gesagt, daß bei den Prüfungen Thematata ausgewählt würden, die mit den politischen Ereignissen sich berührten. Es galt also, jedesmal das Land und womöglich auch eine Zeit in der Geschichte ausfindig zu machen und einzupauken, aus der man Vergleiche für die Gegenwart herleiten konnte. Dies ist mir fast immer gelungen. Es sprach sich in den Regimentern herum, und ich bekam so viele Schüler, daß ich manche abweisen mußte.

8. Ostpreußische Seen=Bereisungen

Im Wintersemester 1882/83 las ich einen Anschlag am Schwarzen Brett, daß ein der polnischen Sprache durchaus kundiger Student zum Übersetzen polnischer Bücher gesucht würde. Ich meldete mich sofort. Ich sprach ja vom Elternhause her fertig masurisch und hatte schon auf der Schule, weil ich mal Pastor werden sollte, auch polnischen Unterricht genommen. Am Abend ging ich zu Professor Lohmeyer und erzählte ihm von dem Anschlag. „Das ist mein Freund, Dr. Tischler, der Direktor des Provinzialmuseums, der den Polen sucht. Gehen Sie morgen früh gleich zu ihm mit einem Gruß von mir.“ Ich tat es und fand einen stattlichen Mann mit dunklem Vollbart, der gerade dabei war, ein Schock Briefe mit den Angeboten zu öffnen. Er gab mir ein Buch in die Hand. Es war ein von der Akademie in Krakau herausgegebener Band mit Berichten über die Höhlenfunde in den Karpathen. Ich übersetzte ziemlich flott und war nach fünf Minuten angenommen. Jeden Morgen trat ich um 8 Uhr an, übersetzte laut, während Dr. Tischler sich nur Notizen machte. Die meisten Fachausdrücke waren lateinisch wiedergegeben, und wo mir mal ein Wort fehlte, wurde es im Lexikon aufgesucht.

Eines Morgens wurden wir durch einen Besuch gestört. Es war Professor Benecke, der erste Mann und Lehrer, der die Wissenschaft mit der Praxis der Fischerei vereinigte. Ich hatte bei ihm einige Vorlesungen gehört, war ihm jedoch nicht nähergetreten. Er lud uns ein, die soeben eröffnete erste Fischbrutanstalt, die zwischen dem Oberteich und Schloßteich lag, zu besuchen. Wir kamen ins Gespräch, und als er hörte, daß ich die Praxis der Fischerei völlig beherrschte, lud er mich zu sich ein. Er schlug mir vor, ihm zur Probe einen See zu zeichnen. Ich ging nach Hause, spannte mir einen Bogen Zeichenpapier auf und zeichnete den Lycksee. Ich erfand Zeichen für Rohr, Binsen, Kalmus usw., tuschte den Lehm Boden braun, den Sandboden gelb und den Moorboden bläulich. Ich schrieb auch sofort nach Hause und bat den Vater — es war anfangs März —, den Lycksee vom Eise aus zu messen. Das tat der Vater mit Stomber und trug die gefundenen Tiefen in die Karte ein, die ich ihm geschickt hatte. Nun zeichnete ich die Karte sehr sauber ins Reine, und sie gefiel Professor Benecke so gut, daß er sie auf die damals in Bergen soeben eröffnete Erste

Fischereiausstellung schickte, wo sie mit einem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Bald darauf machte mir Professor Benecke den Vorschlag, im Auftrag des Ostpreussischen Fischereivereins die masurischen Seen zu bereisen und solche Karten wie die preisgekrönte zu zeichnen.

Nach einer langen Besprechung mit Professor Benecke fuhr ich nach Hause. Mein Auftrag bestand darin, daß ich nicht nur die Tiefe der Seen zu messen, sondern alles Wissenswerte festzustellen und zu beschreiben hatte. Vor allem die Flora und Fauna sollte ich genau feststellen. Ich bekam ein schweres Bleistück mit, dessen unteres Ende ausgehöhlt und mit Talg zu vier Fünfteln ausgefüllt war. Damit holte ich die Grundproben herauf. Außerdem sollte ich die Anzahl der Anwohner feststellen, die berechtigt war, zu Tisches Notdurft zu fischen. Ferner, ob der See als reich oder arm anzusprechen sei usw. usw.

Der Winter war sehr streng gewesen. Das meterdicke Eis lag noch fest auf dem See, so daß ich eine ganze Anzahl Seen der nächsten Umgebung noch vom Eise messen konnte. Der Vater gab mir einen Einspannerschlitten und einen langschinkigen Braunen mit, der schon ziemlich bejahrt war und den merkwürdigen Namen Raiphas trug. Die Regierung, die an meiner Reise ein erhebliches Interesse hatte und auch einen Teil der Kosten trug, hatte durch ein Rundschreiben die Fischmeister und Aufseher angewiesen, mir überall, wo ich erschien, behilflich zu sein. Ebenso hatte der Fischereiverein seine Mitglieder gebeten, mich in jeder Weise zu unterstützen. Das verschaffte mir überall freundliche Aufnahme.

Bis zum Aufgang des Eises baute mir Vater einen leichten, aber stabilen Rahn, den ich mit Mast und Segel versah, wozu mir Mutter einige Gesindelaken stiftete. Aus dem Dorf wählte ich mir zwei junge Burschen, die ich meine Kirgisen nannte. Der eine, lang und dünn, wurde „die große Horde“, der andere, kurz und rundlich, „die kleine Horde“ genannt. Wohl ausgerüstet fuhr ich an einem rauh windigen Tage ab. Die masurischen Seen sind fast alle durch Flußläufe miteinander verbunden. Wo mir eine Wassermühle den Weg versperrte, bekam ich vom Müller gern ein Pferd geliehen, das meinen leichten Rahn ins Oberwasser hinüberschleppte. Ab und zu lud ich meinen Rahn auf einen leichten Wagen und fuhr ihn zum nächsten See.

Für die Tiefenmessung hatte ich mir eine Rolle hergestellt, auf der sich hundert Meter dünne Hanfschnur befanden, die, von einem kleinen Bleigewicht gezogen, schnell abließen. An farbigen Tuchfädchen, die von Meter zu Meter an die Schnur geheftet waren, las ich ohne Mühe die Tiefe ab. Trotzdem war das Messen bei starkem Wind, der den Rahn trotz aller Anstrengungen meiner Kirgisen abtrieb, ein schwieriges Geschäft. Ich benutzte deshalb

dazu meistens die frühen Morgenstunden, ehe der Wind aufstand, und die schönen Abende, wenn der Wind eingeschlafen war. Meine Haupttätigkeit fiel in die Abendstunden, wenn sich die Bauern von Neugier getrieben im Dorfstrug einfanden. Der Name meines Vaters, der ihnen wohlbekannt war, überwand ihr Mißtrauen, das jeder Bauer jedem Fremden entgegenbringt, und durch reichliche Spenden von Kartofflinski löste ich ihnen die Zunge. Trotzdem logen sie mich nach Strich und Faden an. Da ich jedoch fertig Masurisch sprach und ein bereits mit allen Hunden gehezter Fischer war, konnten sie mir kein K für ein U vormachen. Und ich übte Wiedervergeltung. Nach dem Zweck meiner Fahrt und der Messung gefragt, erzählte ich ihnen, die Regierung beabsichtige, an den Seen kleine Sperrforts zu bauen. Sie glaubten so fest daran, daß ich überall den erforderlichen Grund und Boden angeboten bekam. Ja ich wurde von den Bauern zu Gast geladen, gut bewirtet und erhielt Gastgeschenke in Form von Butter, Eiern, Speck und Schinken. Das waren sehr willkommene Geschenke, denn die Dorfstrüge in den von jeder Verbindung abgeschnittenen Winkeln Masurens waren damals noch in sehr trauriger Verfassung. Zu trinken gab es nur den landesüblichen Fusel, zu essen noch weniger.

Doch wie mein Vater zu sagen pflegte: der Mensch kann so dumm sein, wie er will, er muß sich nur zu helfen wissen; und das wußte ich. Erstens führte ich Lebensmittel in reichlicher Menge bei mir, zweitens ein Fäßchen mit reinem Spiritus und drittens zwei Kochtöpfe und eine Pfanne. Segen Mittag landeten wir auf einer Insel oder irgendwo am Ufer, wo wir dürres Holz fanden. Zuerst stellten wir aus einigen Stangen und dem Segel ein Zelt her. Dann wurde ein Feuer angezündet und ein Topf mit Kartoffeln darüber aufgehängt. Von dem letzten Nachtquartier nahm ich mir stets einige junge Hühnchen, die ich sauber zurichten ließ, mit oder auch ein Stück Fleisch, das auf der Pfanne gebraten wurde. Außerdem gab es fast jeden Tag ein bis zwei Schock der allergrößten Krebse. Entweder waren sie von meinen Kirgisen gefangen, die darin eine große Fertigkeit besaßen, oder ich hatte sie von den Krebsfängern für ein halbes Liter Spiritus erstanden.

Die masurischen Seen waren damals noch überreich an Krebsen. Das Schock der allergrößten kostete damals noch nicht mehr als vierzig Pfennig. Ich traf an jedem Tag die Krebsler, die für eine Großhandlung die schmackhaften Kruster in Reusen fingen. Die größten wurden Pariser genannt, weil sie in der That über Berlin und Köln, wo sie gefüttert wurden, nach Paris kamen. Leider wurde dieser Reichtum in den Jahren 1887 und 1888 durch die Krebspest vernichtet, die von Frankreich her nach dem Osten zog. Die

erkrankten Krebse krochen aus dem Wasser ans Ufer, wo sie verendeten und bald einen fürchterlichen Gestank verbreiteten. Der Erreger dieser Pest ist inzwischen von Frau Dr. Marianne Plehn in München entdeckt worden, aber das Mittel, das die Krebse gegen die Pest schützen könnte, ist noch nicht gefunden. Im Laufe der Jahre hat sich ja, obwohl durch mehrere minder heftig auftretende Epidemien unterbrochen, wieder ein Bestand von Krebsen angefundem; aber der frühere Reichtum ist noch lange nicht erreicht.

Wo es irgend anging, suchte ich mir für das Nachtquartier ein gutes Haus. Ich wurde überall so freundlich aufgenommen, weil es sich bald herumgesprochen hatte, daß ich ein lustiger Gesellschafter wäre und vor allen Dingen bei jedem Kartenspiel den dritten oder vierten Mann stellen konnte. So kam ich eines Abends durch den Haaschnenfluß zur Domäne Polommen, wo ein fester Steg mir die Weiterfahrt versperrte. Ich stieg aus und ging auf den Hof, um mir Hilfe zur Beseitigung des Hindernisses zu suchen. Zuerst fand ich den Inspektor, einen lieben Schulkameraden, der mich sofort ins Gutshaus zu Oberamtmann Reichel führte. Seine erste Frage war: „Können Sie L'hombre spielen?“ — „Abends immer,“ erwiderte ich bescheiden. Der alte Herr ließ sofort anspannen und fuhr mit mir zur Wassermühle Polommen, wo uns der Besitzer Leutnant Ritter mit großer Freude aufnahm, als er hörte, daß ich das ziemlich seltene Spiel beherrschte. Sehr viel habe ich in diesen Monaten für die Ausbreitung des Staks getan, der damals schon nach Masuren vorgeedrungen war. Eines Abends wurde ich auf der Rückfahrt zu meinem Quartier vom Ufer aus angerufen. Es war ein Gutsbesitzer, der mich einlud, sein Gast zu sein. Ich nahm gern die Einladung an, bat jedoch, meine dürstige Fischerkleidung zu entschuldigen. Ich trug damals ein kurzes Wams aus masurischem Wand (Loden) und lange Zuchtenstiefel. Einen weißen Kragen hielt ich bei der Arbeit für überflüssig. Bei der Anfahrt auf den Hof erlah ich aus den erleuchteten Fenstern, daß eine große Gesellschaft mich erwartete. Aber nun half mir meine Weigerung nichts. Ich mußte hinein, bekam zur Ausschmückung meines Äußeren vom Gutsherrn einen weißen Kragen geliehen und verlebte nicht nur sehr frohe Stunden, sondern tanzte in meinen langen Stiefeln die ganze Nacht hindurch.

Bei schlechtem Wetter zeichnete ich meine Karten und schrieb zu jeder einen ausführlichen Bericht. So habe ich mal acht Tage in einem elenden Dorfstrug zugebracht, weil es unaufhörlich regnete und stürmte. Ich hatte ja reichliche Arbeit, aber meine Kirgisen wußten vor Langerweile nicht, was sie beginnen sollten. Um sie zu beschäftigen, stellte ich ihnen die Aufgabe, meine langen Zuchtenstiefel, die stets nur mit Tran eingeschmiert wurden,

spiegelblank zu wischen. Und sie brachten es wirklich fertig, nachdem ich ihnen den Rat gegeben, den Eran durch heißes Wasser auszulaugen.

Ab und zu fuhr ich mit der Bahn zum Sonntag nach Hause und einmal auch nach Königsberg, um Professor Benedek die in kleinen Blechkästen gesammelten Grundproben zu überbringen. Ich mußte ihm bei der mikroskopischen Untersuchung helfen und lernte dabei die Kleintierwelt des Wassers kennen, die zur Ernährung der Friedfische dient. Meine Berichte und Karten fanden große Anerkennung. Sie gaben ohne Zweifel ein wahrheitsgetreues Bild des Gewässers. Überall ließ ich die Bauern, die berechtigt waren zu fischen, unter meiner Aufsicht mit Zugnetz, Staknez und Reusen fischen. Ich besuchte die Fischereipächter und begleitete sie zum Fischfang. Ich selbst legte an schönen Abenden eine Schnur von hundert Haken aus und fing mir manchen schönen Aal.

Ich kann wohl sagen, daß meine Berichte viel zur richtigen Bewertung der Wasserwirtschaft beigetragen haben. Bis dahin bestand nur eine von Professor Mezger stammende Schätzung der Fischereierträge, die viel zu niedrig war. Die Folge davon war, daß unsere Fischwirtschaft von der Regierung in greulicher Weise vernachlässigt wurde. Erst nach vielen Jahren ununterbrochenen Kampfes gelang es mir, dem volkswirtschaftlich so wichtigen Gewerbe der Berufsfischer die ihm gebührende Wertschätzung und Fürsorge zu erstreiten, worüber ich noch ausführlich berichten werde.

Von einer interessanten Entdeckung muß ich noch sprechen. Beim Dorf Malkiehn machte ich die Beobachtung, daß in dem See an der Ostseite einer langgestreckten Insel sich eine mehrfache Reihe von Eichenpfählen befand. Ich vermutete sofort einen Pfahlbau und fand meine Ansicht bestätigt. Ich schrieb meine Entdeckung an Dr. Tischler, der mir Anweisung gab und Geräte schickte. Ich zog mit Hilfe zweier großer Rähne und einer Winde mehrere der Eichenpfähle aus, die in nasses Moos verpackt nach Königsberg geschickt wurden, wo sie mit Öl getränkt und dem Provinzialmuseum einverleibt wurden. Mit Zangen und Schaufeln förderte ich noch einige Geweihstangen und Scherben zutage. Die weitere Erforschung übernahm ein Landgerichtsrat aus Lyck.

Die Karten sowie meine ausführlichen Berichte ruhen noch jetzt im Archiv des Ostpreussischen Fischereivereins. Der ostpreussische Provinziallandtag hatte eine Geldbeihilfe für den Druck in Aussicht gestellt. Aber im Jahre 1886 starb Professor Benedek ganz plötzlich, und seine Nachfolger zeigten kein Interesse für ein Werk, das auf seine Anregung hin entstanden war. Mir ist dadurch ein großer Schaden erwachsen, denn erst 20 Jahre später gab

Professor Edstein-Eberswalde eine Beschreibung der märkischen Gewässer heraus, deren Karten viel kleiner und weniger eingehend waren als meine Arbeit, und erntete dafür große Anerkennung. Wären meine masurischen Seenkarten damals veröffentlicht worden, wer weiß, ob ich jetzt nicht eine ehrenvolle und erfolgreiche Laufbahn im Staatsdienst hinter mir hätte, in der ich für unsere Fischwirtschaft kräftiger hätte wirken und mehr erreichen können, als ich das als freier Schriftsteller vermochte, der doch immer als Außenseiter angesehen wird!

9. Einjährigzeit

Als der Herbst 1883 herankam, mußte ich die prachtvolle Freiheit und mich sehr befriedigende Tätigkeit aufgeben, um mein Militärjahr abzudienen. Ich wählte das Grenadierregiment Kronprinz (1. Ostpreussisches Nr. 1), bei dem schon mein jüngerer Bruder sein Jahr abgedient hatte. Durch den Bruder meiner Mutter, der damals Major war, hatte ich gute Empfehlungen. Er war schon Direktor der Gewehrfabrik in Danzig gewesen und bekleidete jetzt den gefürchteten Posten eines Inspizienten der Hand- und Schußwaffen bei der Infanterie; später leitete er die Gewehrfabrik in Erfurt und zuletzt als Generalmajor die Fabrik in Spandau, wo die von Ahlwardt so heftig verleumdeten Judens Flinten hergestellt wurden, an deren Konstruktion mein Onkel einen hervorragenden Anteil hatte. Es war doch die größte und durchgreifendste Verbesserung unserer Handschuwaffen!

Ich stand bei der Vorstellung mit 1,80 m Größe als zweiter in der Reihe, wurde jedoch der 11. Kompagnie zugeteilt, deren Hauptmann Giesche ein Freund meines Onkels war; auch mein Bruder Richard hatte bei derselben Kompagnie gestanden. Ich hatte mir bei der Bereisung der Seen einige hundert Mark erspart, die jetzt durch die Beschaffung der Ausrüstung usw. wie Butter an der Sonne schwanden. Ich hatte auch sofort wieder drei Offiziere als Schüler erhalten. Aber dennoch war ich in großer Sorge, wie ich das Jahr durchhalten würde.

In meiner Not wandte ich mich brieflich an einen Freund meines Vaters, den Bauunternehmer Heinrich Örtel, dem ich noch bis über sein allzu frühes Grab hinaus unauslöschliche Dankbarkeit bewahre. Er war ein Selbmademan in der besten Bedeutung des Wortes. Als Sohn eines Gutsarbeiters hatte er nach dem Tode der Eltern mit vierzehn Jahren nicht nur selbst den Kampf mit dem Leben aufgenommen, sondern auch für drei jüngere Geschwister sorgen müssen. Jahrelang schob er bei den Fortbauten bei Königsberg die sandbeladenen Karren. Mit zwanzig Jahren wurde er schon Schachtmeister. Von da ab ging es schnell aufwärts. Er hatte sich soviel erspart, daß er die Baugewerkschule besuchen konnte. Dann wurde er selbst Bauunternehmer, fing erst mit einem kleinen Los an und war nach zehn Jahren ein gemachter Mann, der die größten Aufträge übernahm und ausführte. Damals baute

er gerade eine Eisenbahn in Pommern. Mit banger Sorge wartete ich auf Antwort. Wir kloppten gerade Griffe, als Heinrich Ortel auf dem Kasernenhof erschien. Ein freudiger Schreck durchzuckte mich. Ich sah ihn zu unserem Ausbildungs-offizier herangehen. Im nächsten Augenblick wurde ich gerufen. Mein „Onkel“ hatte mir für den Tag Urlaub erwirkt. Um mich kurz zu fassen: er setzte mir einen reichlichen Monatswechsel aus und sagte mir auch für außergewöhnliche Ausgaben seine Hilfe zu. Am Abend nahm Richard mich und ihn auf die Baltentkneipe mit, wo er auf studentische Weise energisch gefeiert wurde, nachdem er als Onkel eines Korpsburschen eine halbe Tonne Bier gespendet hatte, was damals noch ein billiges Vergnügen war. In seiner großzügigen Herzengüte hat der prächtige Mann aus freien Stücken manchem unserer Freunde geholfen, deren Notlage wir ihm offenbarten, und er verstand es, in einer so zarten liebevollen Form zu geben, daß eine Weigerung ausgeschlossen war. Ehre deinem Andenken, du lieber guter Mensch, du!

Das Soldatenleben schmeckte mir in der ersten Zeit gar nicht. Der rauhe, aber nicht herzliche Ton ließ mich kalt, denn ich schätze die Grobheit, wo sie am Platz ist. Aber gegen den geistlosen kleinen Samaschendienst empörte ich mich und rasselte gleich zu Anfang mit einem Sergeanten zusammen, der mich meldete. Der Hauptmann hielt mir eine große Standpauke, sah aber von meiner Bestrafung ab, weil ich noch nicht vereidigt war. Im übrigen ermahnte er mich, die Ohren anzutneifen und lieber zu viel als zu wenig zu tun: damit würde ich das Jahr am besten überstehen. Den Rat habe ich dann auch befolgt.

Unser Hauptmann war ein ganz vorzüglicher Führer seiner Truppe. Die Leute seiner Kompagnie hingen mit begeisterter Verehrung an ihm. Und mit Recht, denn er schund sie nicht. Während die anderen Kompagnien sechs, sieben Stunden geknutsch wurden, waren wir in zwei Stunden fertig. Jeder Mann bestrebte sich, sein Bestes zu tun. Und wenn dann alles klappte, sagte Sieschechen: „So, Kinder, das habt ihr wieder gut gemacht. Jetzt wollen wir aufhören. Feldwebel, ziehen Sie die Kompagnie auseinander. Guten Morgen, Füsilier!“ — „Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ Am 31. März wurden wir drei Einjährigen zu Gefreiten befördert, traten aus der Front und taten Unteroffizierdienste.

Ich hatte schon seit Monaten die Erlaubnis, in Zivil auszugehen; das kam daher, weil ich damals drei Offiziere für die Kriegsakademie vorbereitete. Da blies ich einmal einen verheirateten Premierleutnant, der seine Aufgabe nicht gelernt hatte, energisch an. Darauf stellte er meinem Hauptmann vor, daß es doch nicht anginge, von einem gemeinen Soldaten, wenn er auch Einjähriger wäre, angelappt zu werden wie ein Schuljunge, und die Folge war, daß

ich die Offiziere nur in Zivil besuchen durfte. Durch diesen Vorfall wurde ich übrigens mit dem Premierleutnant näher bekannt und befreundet und habe mit ihm manche frohe Stunde verlebt. Wir spielten Trios miteinander. Ich gogte die Geige, er schabte das Cello, und seine reizende Frau begleitete uns auf dem Klavier.

Mitte des Sommers nahm unser lieber Hauptmann leider Urlaub. Er erwartete jeden Tag seine Beförderung zum Major. An seine Stelle trat ein Premierleutnant, der sich als neuer Besen benahm. Nach seiner Ansicht war die Kompagnie völlig verlottert. Er strafte viel und scharf. Auch mich ereilte das Schicksal. Ich hatte mich eines Tages, als ich die Kompagnie zum Baden führen sollte, vertreten lassen. Zweitens war ich nicht zum Zielen und Turnen erschienen. Davon hatte mich unser Hauptmann befreit, als ich bei dem Prüfungsschießen vor dem „Bau Bau“, dem Kommandierenden General, glänzend abgeschnitten hatte. Und drittens fügte es der Zufall, daß ich dem gestrengen Kompagnieführer in Zivil auf der Straße begegnete. Er hielt mich an und fauchte mich heftig ins Gesicht. Vergebens entschuldigte ich mich, daß ich die Erlaubnis vom Herrn Major erhalten hätte. Acht Tage Latten! Ich wanderte traurig zu Frau Hauptmann Giesehe und klagte ihr mein Leid. Sie begab sich zu Frau Major, und auf diese Weise erhielt unser Bataillonskommandeur Kunde von dem mir drohenden Unheil. Zu meinem Glück hatte „Vater Philipp“ gerade kein Zimmer für mich frei. Am nächsten Tage zog unser Bataillon auf Wache. Ich sollte als Gefreiter mit drei Männlein in das Fort Beidritten ziehen, um es zu bewachen. In trüber Stimmung stand ich mit dem Wachtkommando auf dem Kasernenhof, als der Major v. Schack erschien. Er sprach erst sehr angelegentlich mit unserem Kompagnieführer, dann rief er meinen Namen. Ich nahm Gewehr auf und marschierte im Parademarsch aut ihn zu. Er eröffnete mir, daß durch seine Fürbitte meine Strafe in drei Tage Kasernenarrest umgewandelt sei. Wenige Tage darauf brach unser lieber Hauptmann seinen Urlaub ab und übernahm wieder die Kompagnie. Der Premierleutnant benahm sich bei der Übernahme so — unvorschriftsmäßig, daß er sich eine schwere Strafe zuzog. Er soll nach einigen Jahren in Geistesumnachtung gestorben sein.

Am Schluß des Jahres wurde ich nicht befördert. Ich war darüber durchaus nicht traurig, denn erstens war ich froh, daß ich keine Übungen mehr zu machen brauchte, und zweitens hatte ich bei der mir eigenen politischen Gesinnung, aus der ich kein Hehl machte, doch keine Aussicht, zum Offizier befördert zu werden. Zwei Jahre später, als ich als designierter Kreis Schulinspektor zur Provinz Posen gehörte, wurde ich nach Glogau zu einer achtwöchigen Übung eingezogen und schon nach einer Woche zum Unteroffizier befördert.

10. Vor der Lebensentscheidung

Nach der Einjährigzeit kehrte ich im Oktober 1884 nach Hause zurück und übernahm am Gymnasium in Lyck die Vertretung eines erkrankten Lehrers, die bis zum nächsten Frühjahr dauerte. Während dieser Zeit ließ ich mich von Oberlehrer Kalanke bestimmen, mich der Regierung in Posen zur Verfügung zu stellen. Ich tat es, wurde angenommen und zum Kreis Schulinspektor vorgemerkt, „designiert“, wie der amtliche Ausdruck lautete. Da es mir als wünschenswert und förderlich bezeichnet wurde, fuhr ich zu Anfang Mai nach Königsberg und legte dort die Mittelschullehrerprüfung ab. Um für die Wartezeit nicht meinen Eltern zur Last zu fallen, nahm ich eine Hauslehrerstelle bei Frau Baron von Braun auf Annawalde im Kreise Serdauen an, wo ich ihren zweiten Sohn Max zu unterrichten hatte.

Mitte Mai 1885 rückte ich in Annawalde ein und brachte ein starkes Wechselfieber mit, das mich jeden zweiten oder dritten Tag heftig schüttelte. Sobald Frau Baron meine Krankheit erkannt hatte, schickte sie mich im geschlossenen Wagen nach Serdauen. Ich kehrte dort im ersten Hotel ein, in dessen Besizer ich einen alten Bekannten aus Lyck wiederfand. Der Arzt verschrieb mir Chinin in flüssiger Form. Mit dem kleinen Fläschchen, das für längere Zeit reichen sollte, kehrte ich in den Gasthof zurück, wo sich ein dritter Mann zum Skat eingefunden hatte. Eine Flasche Rotwein war auch schon angewärmt. In das erste Glas tat ich ein Drittel der Medizin, mit der zweiten Flasche trank ich das zweite Drittel der Medizin aus und mit der dritten den Rest. Dann fuhr ich nach Hause, wo ich gegen Morgen ankam. Ich legte mich ins Bett, durchschlief den nächsten Tag und die darauffolgende Nacht, ohne aufzuwachen, und als ich dann erwachte, war das Fieber weg.

Das stille Leben auf dem Gutshof gestaltete sich bald für mich sehr vergnüglich. Frau Baron führte mich in ihrem Bekanntenkreise ein, und ich hatte bald die Erlaubnis, mit der Flinte oder Büchse umherzuschweifen, soweit der Himmel blau war. Eine kurze Strecke von dem Gut schlängelte sich ein Fließchen durch das Land, das reich an Fischen und Krebsen war, denen ich mit vielem Eifer und großem Erfolg nachstellte. Ich fand einen Bestand von etwa 70 Bienenvölkern vor, die gänzlich verwahrlost waren. Da ich von meinem Elternhause her genügende Kenntnisse als Imker

befah, nahm ich mich der Bienen an, trommelte die Völker aus den verlotterten Körben in neue um, vernichtete die ganz wertlosen und hatte die Freude, daß der Bestand sich durch Schwärmen kräftig vermehrte. Sehr oft wurde der Unterricht dadurch unterbrochen, daß ich zum Einfangen eines Schwarmes in den Garten gerufen wurde. Der Unterricht litt darunter nicht, denn ich behandelte meinen Zögling, der kein Blender, aber ein prächtiger Junge war, nach der Volksschulmethode, d. h. ich nahm jedes Pensum mit ihm solange durch, bis es fest saß, und ließ ihn auch alle schriftlichen Aufgaben in meiner Gegenwart während der Schulstunde anfertigen. Das förderte ihn so, daß er schon im Herbst eine vorläufige Prüfung sehr gut bestand.

Dadurch gewann ich auch viel freie Zeit. Wir hatten jeder ein Reitpferd. An jedem Nachmittag ritten wir aus. Oder ich ging zur Jagd oder fuhr abends im Einspanner zu einem der umliegenden Gutshöfe, wo sich bald hier bald dort eine Whistpartie zusammensand. In der Oberförsterei Astrawischken fand ich in dem Oberförster Schrage einen allerdings viel älteren Schulkameraden vom Lycker Gymnasium und in dem ihm gegenüber wohnenden Förster Schulemann einen Freund meines Vaters. Seitdem dehnte ich meine Streifzüge bis in die große prächtige Forst aus. Das war ein Leben, wie es mir behagte! In den Weihnachtsferien fuhr ich zu meinen Eltern und machte zwischen Weihnachten und Neujahr eine Bauernhochzeit bei nahen Verwandten mit. Meine Brautjungfer war eine Tochter meines Veters Gottlieb. Er war der Sohn des ältesten Bruders meines Vaters und fast dreißig Jahre älter als ich. Das frische natürliche Mädchel, das ich erst vor der Kirchentür kennenlernte, gefiel mir vom ersten Augenblick an so, daß ich sie nicht mehr aus den Händen ließ. Sie ließ sich meine Schuldigungen und Bärtlichkeiten, die ich als Onkel reichlich in Anspruch nahm, gern gefallen. War ich doch durch meine akademische Würde das hervorragendste Mitglied des Geschlechts.

Zu Ostern lehrte mein Zögling nach gutbestandener Aufnahmeprüfung auf die Untertertia des Gymnasiums zurück, und meine Tätigkeit war zu Ende. Ich fuhr zunächst nach Königsberg. Aber Professor Benedekes Stellung als Schriftführer des Fischereivereins war schon anderweit besetzt. Doch gelang es mir, einen Auftrag zur Bereisung des Spirding zu erhalten, der mir sehr lieb war, weil er mich in das Haus meines Veters Gottlieb führte. Er war ein starker, eigenartiger Charakter. In seiner Jugend hatte er sich schwer durchringen müssen. Er hütete Schafe und Schweine und bildete sich mit Hilfe eines alten Lehrers, dessen Schule er im Winter besuchte, so weit aus, daß er dreist und gottesfürchtig als 16jähriger Jüngling zum Superintendenten ging und sich als Lehrer anbot. Zur Unterstützung seines Gesuchs hatte er ein Schock

Eier mitgenommen. Unterwegs erschien ihm das Geschenk zu groß; er verwahrte erst einmal die Hälfte am Wege, dann noch einmal, so daß er mit einer Mandel bei dem hohen Würdenträger eintraf. Er wurde geprüft, bestand und wurde schon nach wenigen Wochen angestellt. Ein Schulhaus gab es in dem Dorf, in dem er unterrichten sollte, nicht. Er mußte reiheum in den Häusern der Bauern unterrichten, von denen er auch seinen Unterhalt und einige „Dittchen“ als Gehalt empfing. Einige Jahre später marschierte er nach Angerburg, bestand dort die Aufnahmeprüfung für das Seminar und verließ es nach zwei Jahren als wohlbestallter Schulmeister.

Er war sehr fortschrittlich gesinnt und machte aus seiner Gesinnung kein Hehl. Ja er las sogar die „Berliner Volkszeitung“, was ihn bald in Konflikt mit seiner Behörde brachte. Er wurde entlassen, setzte jedoch seine Wiederanstellung durch. Schließlich kam es jedoch dahin, daß er ohne Pension entlassen wurde. Zum Glück erbarmte sich die Besitzerin des benachbarten Gutes Popielnen, Frau Krüger, der ohne Mittel dastehenden Familie. Mein Vetter hatte nicht weniger als 18 Kinder, von denen allerdings kaum die Hälfte am Leben geblieben war. Die gute alte Dame, der mein Vetter Gottlieb und seine Frau viele gute Dienste geleistet hatten, gab ihm den Fährkrug in Wiersba am Veldahnsee, über den die Straße von Johannsburg nach Nikolaiten führt. Er hatte einige Morgen Land gekauft, die er beackerte, er rückte mit seinen Pferden und einem Knecht Holz aus dem Walde an die Ablagen am See, wo es zu Flößen verbunden und weggeführt wurde, und ernährte sich kümmerlich.

Ehe ich mich an den Spirding begab, machte ich eine Fahrt nach Posen, um mich der Regierung vorzustellen und meine Berufung und Anstellung zu betreiben. Nachdem ich bei mehreren Schulräten meinen Krakfuß gemacht, setzte ich mich auf die Bahn und fuhr nach Berlin, um meinen Bruder Richard, der gerade damals das Studium mit dem Journalismus vertauscht hatte, zu besuchen. Er arbeitete in dem parlamentarischen Bureau der „Nationalzeitung“. Er nahm mich mit auf die Reichstagstribüne, und ich nahm die Gelegenheit wahr, mich zu vergewissern, ob meine Stenographie und Fähigkeiten für solche Tätigkeit ausreichten. Beides schien der Fall zu sein, und ich hatte große Lust, in Berlin zu bleiben, das mir in den acht Tagen mächtig imponiert hatte. Schließlich siegte doch die Liebe zu dem kleinen Mädels in Masuren, und ich fuhr nach Ostpreußen zurück und nahm bei meinem Vetter Quartier. Es dauerte nicht lange, da hatte ich das Jawort meiner Frau und die Einwilligung ihrer Eltern.

Die Berufung nach Posen ließ noch immer auf sich warten. Um sicheren Grund unter meinen Füßen zu haben, nahm ich noch im Sommer eine Stellung als Hauslehrer beim Gutsbesitzer

Benefeldt in Quossen an, wo ich einen elfjährigen Jungen zu unterrichten hatte. Die Stellung war sehr angenehm, denn ich hatte wieder, was mein Herz begehrte, Jagd und Fischerei. Da kam von Posen ein Brief, worin mir als Vorbereitung für meine Tätigkeit als Kreis Schulinspektor die Stelle als Lehrer an der Volksschule in Pribisch bei Lissa (Posen) angeboten wurde. Das Einkommen war gering, wie es mir schien, aber ich griff zu. Es war doch die erste Sprosse der Leiter, die ich zu ersteigen gedachte. Mit Bedauern schied ich von dem prächtigen Ehepaar, das mich aus meiner Verpflichtung entließ. Die acht Wochen, die ich in Quossen verlebt habe, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen.

Auf meiner Reise nach Pribisch sprach ich in Posen an und brachte mich den Herren von der Regierung in Erinnerung. Die Schule in Pribisch war simultan, weil die Einwohner des Dorfes zu gleichen Teilen evangelisch und katholisch waren. Wohl durch meinen Namen verführt, empfingen mich die Katholiken feierlich auf dem Bahnhof. Sie waren ja etwas enttäuscht, als sie erfuhren, daß ich evangelisch sei, aber es gelang mit trotzdem, ein gutes Einvernehmen mit ihnen herzustellen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Das Einkommen der Stelle erwies sich durch mancherlei Nebeneinkünfte weit höher, als in dem Berufungsschreiben angegeben war, so daß ich ohne Bedenken meine Braut heimführen konnte. Das geschah denn auch noch zwischen Weihnachten und Neujahr desselben Jahres 1886. Die Hochzeit war mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. In Ostpreußen herrschte grimmiger Frost von mehr als 30 Grad. Es sollte, da auch eine ältere Schwester meiner Frau am gleichen Tage Hochzeit machte, eine Hausrauung stattfinden. Am den Pfarrer und die Gäste, die aus Nikolaiten kamen, über den See zu befördern, mußte die Fähre ununterbrochen in Betrieb gehalten werden, um das Zufrieren der Rinne zu verhindern. Am frühen Morgen des dritten Feiertags fuhren wir beiden Brautpaare in zwei Einspannerschlitten zum Standesbeamten, einem Gutsbesitzer. Wir waren sehr durchgefroren, als wir ankamen, und fanden ein leeres Haus. Der Mann mit dem blauen Kragen hatte es einige Tage vor dem Fest gründlich ausgeräumt. Ich holte vom Hof, was ich an brennbarem Stoff fand, und heizte den Ofen in der Amtsstube. Dann holte ich aus dem Krug eine Flasche Rum und den Standesbeamten, und nachdem wir uns alle gewärmt hatten, ging die Trauung vor sich.

Von dem Jahr in Pribisch, wo mein ältester Junge geboren wurde, ist nicht viel zu berichten. Ich fand bald angenehmen Verkehr mit zwei Oberförstern, verkehrte auch mit den Präbsten, mit denen ich in Berührung kam, weil sie alle die Lokalinspektion der Volksschule ihres Dorfes hatten, die ich in Vertretung des erkrankten Kreis Schulinspektors besuchte. Das waren alles trinkfeste

Herren, die einen vorzüglichen Ungarwein im Keller hatten. Auch einem soliden Kartenspiel waren sie nicht abhold.

Zum Oktober 1887 wurde ich nach der Stadt Posen berufen und an der St. Martinschule angestellt. Auch dort hatte ich Gelegenheit, einen der beiden Kreisschulinspektoren einige Zeit zu vertreten. Die Einkünfte waren weitaus geringer als in Pribisch, das Leben viel teurer, so daß ich meiner Wirtschaft wieder mit Stundengeben nachhelfen mußte. Der Winter verlief trotzdem sehr angenehm. Ich hatte mir aus der großen Zahl Lehrer bald ein Streichquartett zusammengestellt, das in jeder Woche eifrig musizierte. Auch schloß ich mich dem Lehrergesangsverein an, mit dem ich im nächsten Frühjahr eine feuchtfröhliche Sängerschaft durch das Riesengebirge unternahm. Es war das erste Gebirge, das ich sah, und es machte auf mich einen tiefen Eindruck. Mein Wanderstab war eine zusammengesteckte Angelrute, die Schnur führte ich in der Tasche bei mir, und so oft wir auf einen Bach stießen, fing ich einige Forellen. Den reichsten Fang tat ich in Spindelmühle, wo wir schon am frühen Nachmittag eintrafen.

So oft es anging, begab ich mich auf die Regierung, wo ich von dem Regierungsrat Pertuhn wohlwollend empfangen und angehört wurde. Aber immer mußte er mir den Bescheid geben, daß keine Stelle frei wäre. Das war freilich nicht ganz richtig. Es wurden in dem einen Jahr fünf Stellen frei. Aber damals war in dem Zickzackkurs der preussischen Regierung wieder einmal eine rückläufige Strömung eingetreten. Jede erledigte Kreisschulinspektion wurde nicht wieder besetzt, sondern zwischen den katholischen und evangelischen Geistlichen aufgeteilt. Kein Wunder, daß ich mutlos wurde und mich mit dem Plan trug, meine Zelte in Posen abzubrechen und nach Berlin überzusiedeln. Gerade zur richtigen Zeit kam mein Bruder Richard mit seiner jungen Frau zu Besuch. Sein erstes Wort bei unserem Wiedersehen war: „Was ist aus meinem stolzen Frihebruder geworden?“ Er war schon Jahr und Tag Feuilletonredakteur der „Frankfurter Zeitung“, hatte eine Mainzer Patriziertochter geheiratet und war auf der Rückreise aus Ostpreußen, wo er seine junge Frau den Eltern vorgestellt hatte. Wir besprachen meine Zukunft, und schon am nächsten Tage meldete er mir telegraphisch und gleich danach auch brieflich, daß ich zum 1. Oktober (1888) in die Liberale Korrespondenz eintreten könnte. Sofort setzte ich mich hin und kündigte meine Stellung bei der Stadt. Meine Frau fuhr mit den beiden Kindern — in Posen war meine älteste Tochter geboren — nach Ostpreußen zu ihren Eltern, ich löste meine Wirtschaft in Posen auf und fuhr nach Berlin.

11. Bei der Presse in Berlin

Die Übersiedlung nach Berlin war mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, denn ich mußte meine Wirtschaft zum zweitenmal ganz neu aufbauen. Zuerst ging ich auf die Wohnungssuche und fand in Moabit in der Wilhelmshavener Straße eine Wohnung, die aus Zimmer und Küche bestand. In das schmale einfenstrige Zimmer trat man direkt vom Flur aus, dahinter lag die Küche, die nicht viel größer war als jetzt mein Schreibtisch. Dorthin schaffte ich meine Koffer, und mehrere Nächte habe ich auf dem Fußboden, nur mit einem Mantel zugedeckt, geschlafen. Aber ich war jung, elastisch und an Strapazen von klein auf gewöhnt. Das nahm ich mit in den Kauf. In den nächsten Tagen fand ich einen Möbelhändler, der mir für geringe Anzahlung Möbel überließ; den Kaufpreis sollte ich in monatlichen Raten entrichten. Ich kaufte ein Bett, ein Schlafsofa, einen Tisch, vier Stühle, einen Kleider- und einen Wäscheschrank. Mehr hatte in dem kleinen Stübchen nicht Platz. Mittlerweile waren auch unsere Betten, Wäsche und Geschirre aus Posen gekommen, so daß ich mich ganz behaglich einrichten konnte. Als ich soweit war, schickte ich meiner Frau das Reisegeld, holte sie von der Bahn ab und brachte sie mit großer Freude in unser neues Heim.

Mehr Sorgen als die Einrichtung der Wirtschaft machte mir mein neuer Beruf. Ich war wie ein junger Hund, der ins Wasser geworfen wird und nicht weiß, ob er schwimmen kann. Der eine Teil meiner Tätigkeit bestand darin, daß die Artikel, die mir mein Chef, Dr. Johantgen, in einer geradezu grotesk schlechten Handschrift lieferte, von mir mit einer roten Tinte abgeschrieben wurden. Sobald die vier Seiten der Korrespondenz voll waren, erschien ein Bote, der sie in eine Druckerei brachte, wo sie auf einem Stein abgezogen und mit Adressen besetzt der Post übergeben wurden. Dann übergab mir mein Chef nach $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends noch einen Artikel, den ich mit Blaupapier viermal durchschrieb und an vier Zeitungen versandte. Die Arbeit war nicht schwer, nur das Entziffern der Handschrift machte mir viele Mühe und Kopfzerbrechen. Aber seitdem mich mein Chef heftig angelassen hatte, als ich nach der Bedeutung eines Wortes fragte, begnügte ich mich damit, den Sinn des Satzes zu entziffern und in meine eigenen Worte zu kleiden. Ja, ich fing bald an, Stilblüten, die meinem Empfinden widersprachen, abzuändern sowie zu verbessern.

Der schwerere Teil meiner Arbeit bestand darin, aus den Zeitungen Nachrichten zu sammeln, die geeignet waren, nach London an eine Depeschenagentur zweiten Ranges telegraphiert zu werden. Sie mußten sensationellen Charakter tragen. So z. B. wurden Äußerungen Bebels im Reichstag, boshafte Auslassungen des „Vorwärts“ mit Vorliebe nach England hinübergegeben. In den ersten Tagen habe ich manche Nachricht des Wolffschen Bureaus ausgeschnitten, bis ich dahinter kam, daß diese Nachrichten mit W.T.B. in manchen Zeitungen gekennzeichnet waren; mein Chef hatte sie weggeworfen, ohne mir zu sagen, weshalb. Nach etwa vierzehn Tagen hatte ich das Gefühl, daß ich meiner Stellung gewachsen war. Meine Zeit war von morgens neun bis abends neun mit einer einstündigen Mittagspause völlig in Anspruch genommen.

Die „Liberale Korrespondenz“ war das Sprachrohr des Rickertschen Flügels der freisinnigen Partei. Als der Reichstag zusammentrat, mußte ich fast täglich dorthin, um mich Rickert und Dr. Barth vorzustellen und von ihnen Nachrichten zu empfangen, die für die „L. R.“ verwandt wurden. Anfang November erkrankte mein Chef so schwer, daß man das Schlimmste befürchten mußte. Er war noch nicht alt, aber sehr gebrechlich. Im Zimmer saß er stets mit einem dicken Tuch über den Schultern. Er war schwer asthmatisch, was ihn jedoch nicht abhielt, andauernd zu rauchen. Als ich des morgens in meinem Bureau erschien, teilte mir seine Gattin die schwere Erkrankung ihres Mannes mit und schloß mit der hangen Frage, was nun aus der „L. R.“ und dem ganzen Betrieb werden würde. Ich beruhigte sie: ich werde den Betrieb schon aufrechterhalten. Ich ging sofort in die Sezessionistenhöhle, wie das Haus in der Tiergartenstraße genannt wurde, wo Rickert und Barth wohnten, und bat beide, mir Leitartikel für die „L. R.“ zu geben; das andere würde ich allein bewältigen.

Die Krankheit meines Chefs war einer der größten Glücksfälle meines Lebens. Denn ich hatte nicht nur Gelegenheit, sondern war auch genötigt, selbständige Artikel zu schreiben. Nach London telegraphierte ich mehr als bisher und wurde bald durch ein Telegramm belohnt und ermuntert, das noch mehr solcher Nachrichten verlangte. Am meisten Kopfzerbrechen machte mir der Abendbrief an die vier Zeitungen, aber ich ging mit frischem Mut an die Sache heran und fand meine Beiträge zu meiner Freude regelmäßig abgedruckt. Nach etwa acht Tagen hatten weder Rickert noch Barth noch Bamberger, der bekannte Verfechter der Goldwährung, für die „L. R.“ einen Artikel geschrieben. Ohne Zögern setzte ich mich hin und schrieb einen Bericht über die Reichstags Sitzung, in dem ich die Vorlagen und die dazu gehaltenen Reden nicht nur kurz skizzierte, sondern auch kritisch beleuchtete. Der Artikel fand in

dem Bezieherkreis der „L. R.“ so große Anerkennung, daß mehrere Zeitungen für jeden Tag einen solchen Artikel erbateten, der ihnen den Abdruck des Parlamentsberichts erspare.

Als mein Chef nach vierzehn Tagen soweit genesen war, daß er sich um seinen Betrieb zu kümmern begann, wurde ich an sein Bett gerufen und konnte ihm gute Auskunft geben. Er hat auch, wie ich später erfuhr, durch seine Frau an mehrere Zeitungen geschrieben und sich erkundigt, wie sie mit den Beiträgen, die sein Stellvertreter geliefert hätte, zufrieden wären. Die Antworten lauteten, wie mir seine Gattin freudestrahlend mitteilte, sehr befriedigend. Mein Chef hat mir kein Wort der Anerkennung gesagt, das lag nicht in seiner Art, aber zu Weihnachten erfreute er mich durch eine Gratifikation von 250 Mark, die mir sehr zu Paß kam. Bis tief in den Dezember hinein versah ich die Arbeit ganz allein. Dadurch verbesserte sich meine Stellung wesentlich. Ich brauchte meinem Chef nur zu sagen, ich will über dieses oder jenes Thema schreiben, dann ließ er mir völlig freie Hand.

Zu Neujahr besserte mein Chef mein Gehalt auf, so daß ich ohne Sorgen hätte leben können, wenn meine Bären nicht so oft und so energisch gebrummt hätten. Da kam mir im Winter ein Glückszufall zu Hilfe. Ein Kollege auf der Tribüne fragte mich, ob ich ein polnisches Buch übersetzen könnte. Ich ging in das Baugeschäft, das er mir angab, erhielt ein dickes Buch ausgehändigt und ein Angebot von 1000 Mark für die Übersetzung. Ich sah hinein, es waren lauter Gutachten, die zum Zweck einer Wasserleitung, die für Krakau gebaut werden sollte, erstattet worden waren. Da ich den Tag über beschäftigt war, verfiel ich darauf, meinen Schwiegervater, Vetter Gottlieb, nach Berlin einzuladen und mir von ihm helfen zu lassen. Er kam und machte sich an die Arbeit. Nach zwei Tagen hatte er 4 oder 5 Seiten des Buches geschafft. So konnte es nicht weitergehen, sonst hätten wir Jahr und Tag für die Arbeit gebraucht. Ich setzte mich in der nächsten Nacht hin und studierte. Ich muß wohl so etwas wie eine journalistische Ader haben, denn ich erkannte bald, daß es für das Baugeschäft, das sich an der Submission beteiligen wollte, nur darauf ankam, einen Überblick über die Schwierigkeiten und den Kostenpunkt zu gewinnen. Kurz entschlossen faßte ich den wesentlichen Inhalt der drei ersten Gutachten in gedrängter Form zusammen und ging damit am nächsten Morgen in das Geschäft. Dort wurde mir bestätigt, daß diese Form ihnen wertvoller sei als eine wörtliche Übersetzung. Mein Vetter wollte nicht daran glauben; erst als ich mit dem Honorar nach Hause kam, besiegte ich seine Zweifel.

Aus jener Zeit erinnere ich mich noch jetzt dankbar zweier Männer, die mich jungen Dachs mit Rat und Tat unterstützten. Der eine war Poldi Schönhoff, der Berliner Theaterkritiker der

„Frankfurter Zeitung“. Ein hartgesottener Junggeselle, ein geistreicher Kopf, der schon damals der Sozialdemokratie zuneigte. Er führte mich an seinem Stammtisch ein, wo die damaligen Größen der Sozialdemokratie, Ignaz Auer, Karl Grillenberger u. a. verkehrten. Er gab mir auch den Rat, Artikel für die Provinzpresse zu schreiben, aber beileibe keine Bandwürmer, lieber zwei, drei kurze Artikel. Ich befolgte den Rat nicht nur mit Erfolg, sondern ich schaffte mir hektographische Blätter und Tinte an, zog die Blätter ab und verschickte sie an etwa ein Duzend Zeitungen. Wenn ein Artikel einschlug, verdiente ich fünfzig bis sechzig Mark.

Von einem, der sehr stark einschlug, will ich gleich hier erzählen, obwohl ich ihn erst nach einem Jahr schrieb, als ich schon auf der Reichstagstribüne arbeitete. Ich fuhr auf dem Vorderperron der Pferdebahn, den ich bevorzugte, weil ich mich an dem Anblick der Tiere erfreuen wollte, nach Hause und sann eben darüber nach, was ich den Provinzzeitungen schreiben sollte. Da verfiel ich darauf, den äußeren Verlauf der Reichstagsitzung zu schildern. Die drei Parteiführer, Eugen Richter, Windthorst und Bebel, hatten sich während der Sitzung mehrmals zu einer Besprechung zusammengesunden, und ich hatte auch etwas von dem Zweck dieser Beratung verlauten hören. Frisch und lebendig schilderte ich diese Begebenheiten und überschrieb den Artikel: „Stimmungsbild aus dem Reichstag“. Am dritten Tage fand ich zu meiner Freude den Artikel in jeder Zeitung abgedruckt, die ihn von mir erhalten hatte, und bald liefen auch Briefe ein, die ähnliche Artikel erbaten und bestellten. Nicht nur auf der Tribüne, sondern auch bei den Abgeordneten fand der Artikel Beachtung, und man forschte nach dem Verfasser. Ich hatte damit eine neue Form der parlamentarischen Berichterstattung geschaffen.

Der zweite, der mich wohlwollend förderte, war August Stein, der Berliner Vertreter der „Frankfurter Zeitung“, der unter Bülow's Reichskanzlerschaft eine große Rolle spielte. Er gab mir zwei Ratschläge. Erstens sollte ich mir Bekanntschaften und damit Verbindungen schaffen. Den Rat habe ich befolgt und als gut befunden. Zum zweiten riet er mir, mir ein Spezialgebiet zu schaffen, auf dem ich keinen oder nur wenig Wettbewerb zu fürchten hätte. Auch das Wort fiel auf fruchtbaren Boden. Ich begann, kleine Plaudereien über Jagd und Fischerei zu schreiben, für die ich in den Berliner Zeitungen überall willige Abnehmer fand; die Redakteure der meisten Zeitungen hatte ich ja schon auf der Reichstagstribüne kennengelernt.

Im Herbst 1890 gab Dr. Johäntgen die „L. R.“ auf, und ich war ohne Stellung. Meine Familie hatte sich inzwischen um einen strammen Jungen vermehrt, und ich hatte Mühe, sie einigermaßen über Wasser zu erhalten. Damals begann ich, Versammlungs-

berichte zu schreiben. Das Wesentliche, worauf es bei diesen Berichten ankam, hatte ich mit sicherem Blick erfaßt. Während die Berufsreporter ellenlange Berichte schrieben, beschränkte ich mich auf wenige Blättchen, in denen jedoch das Wichtigste enthalten war. Deshalb waren meine kurzen Berichte, die sich infolge meiner klaren und deutlichen Handschrift leicht lesen ließen, den Redakteuren lieber als die langen Arbeiten der Reporter. Ja ich brachte es auf diese Weise fertig, von einer Versammlung zwei, ja drei Originalberichte herzustellen, die mir das doppelte Honorar eintrugen.

Eines Tages las ich ein Inserat, worin eine junge Dame als Schreibhilfe für eine Konzertagentur gesucht wurde. Ich meldete mich, hob hervor, daß ich etwas musikverständig sei und als gewandter Journalist mehr leisten könnte als eine weibliche Hilfskraft. Mein Brief schlug ein, ich wurde in die neugegründete Konzertagentur Snewlow u. Sternberg bestellt und engagiert. Das Gehalt war sehr gering, 100 Mark für den Monat, aber es war doch wieder ein festes Einkommen. Was ich sonst noch brauchte, verdiente ich mir nebenbei durch Berichterstattung und kleine Artikel. Mit großem Interesse drang ich in den Betrieb der Konzertagentur ein. Der alleinige Inhaber Sternberg hatte von seiner Tätigkeit als Opernsänger her viele und gute Beziehungen zu ausübenden Künstlern. Er vermittelte ihnen das Auftreten in Berlin, beschaffte den Saal, erließ die Ankündigungen und besorgte die Verteilung der Freitarten. Ferner beschaffte er den Musikvereinigungen in der Provinz für größere Aufführungen die Solisten.

Ich hatte den Betrieb bald begriffen und war imstande, die eingehenden Briefe sachgemäß und in verbindlicher Form zu beantworten, so daß Sternberg mich bald selbständig arbeiten ließ und sich nur die wichtigsten Entscheidungen vorbehielt. Natürlich war damit auch eine Erhöhung meines Gehalts auf das Doppelte verbunden. Daneben verdiente ich noch ebensoviel, wenn nicht mehr, durch Reportern. Der Reichstag hatte das Sozialistengesetz zum 1. Oktober aufgehoben, aber schon vorher kehrten die Sozialistenführer aus ihren Asyls in der Schweiz und England nach Deutschland zurück. Zu ihrer Begrüßung wurden große Versammlungen veranstaltet, in denen die Zurückgekehrten über ihre Erlebnisse in der Verbannung berichteten. Am beliebtesten war der große Saal der Brauerei Friedrichshain. Hin fuhr ich mit der Pferdebahn, zurück mußte ich den weiten Weg bis zur Potsdamer Straße, wo ich damals wohnte, zu Fuß machen. Den Bericht hatte ich in der Versammlung bereits mit hektographischer Tinte verfaßt. Dann stand mein tapferer Lebenskamerad um 2 Uhr nachts auf, labte mich mit starkem Kaffee und half mir die Blätter auf den Platten abziehen, was meistens bis sechs, sieben Uhr morgens dauerte. Nun wurde jeder Bericht in einen Umschlag

getan, und ich machte mich zu Fuß auf den Weg, um die Berichte bei 19 Zeitungen eigenhändig in den Kasten zu werfen, so daß mein Bericht den Redakteuren meistens als erster in die Hände kam.

Einmal war ich zwei Nächte in dieser Weise tätig gewesen. Da war es kein Wunder, daß ich in der Agentur mitten in der Arbeit einschlief. Sternberg nahm mich unter den Arm, führte mich zur Liege und ließ mich bis in den Nachmittag hinein schlafen. Der „Vorwärts“, der auf meine Leistungen aufmerksam geworden war, bestellte sehr bald ausführliche Originalberichte bei mir, die ich zur Zufriedenheit lieferte. Ja er nahm auch Beiträge über Jagd und Fischerei und druckte sie in der illustrierten Sonntagsbeilage ab.

Die Agentur ging sehr flott. Sternberg verstand es, Künstler wie Sophie Menter, Florian Zajic, Fritz Masbach und viele andere heranzuziehen, die ich alle kennenlernte, und manche Stunde des Tages war mit vorzüglicher Musik ausgefüllt, bei der ich meine Briefe schrieb. Ich hatte mir die Arbeit durch Vordrucke, die ich auf hektographischen Platten herstellte, vereinfacht und erleichtert.

Der schnelle Aufschwung, den die junge Agentur nahm, war der großen Agentur Wolff, die damals schon beinahe eine Monopolsstellung einnahm, ein Dorn im Auge. Sie kaufte sie auf, und Sternberg trat bei Wolff ein. Später hat er mir mal in einer vertrauten Stunde gesagt: „Wissen Sie, lieber Doktor, was ich damals hätte tun sollen? Ich hätte Sie als Teilhaber aufnehmen müssen, dann wären wir beide reiche Leute.“

Da er es jedoch nicht getan hatte, war ich wieder ohne Stellung. Aber nun war mir nicht mehr um mein Fortkommen bange. Ich hatte bereits eine große Zahl guter Beziehungen zur Berliner Presse, so daß ich alles, was ich schrieb, ohne Mühe los wurde. Ich hatte mir nach Steins Rat nicht nur in Jagd und Fischerei ein Spezialgebiet geschaffen, auf dem ich keinen Wettbewerb hatte, sondern ich schrieb auch Leitartikel und kleine politische Artikel, häufig über landwirtschaftliche Fragen, die ich völlig beherrschte.

Rickert gab damals außer der „Liberalen Korrespondenz“, die nur Zeitungen mit Stoff versorgte, noch das „Deutsche Reichsblatt“ heraus, das in kleinbürgerlichen und Bauernkreisen verbreitet wurde. Der Schriftleiter, Johannes Bartsch, war ein Original. Er bewahrte alle gelesenen Zeitungen auf zwei Stuhlreihen auf, zwischen denen nur ein schmaler Gang zu seinem Schreibtisch übrigblieb. Und mit sicherem Griff holte er aus den beiden Stapeln die Zeitungen heraus, die er brauchte. Er war damals schon etwas hinfällig, und deshalb waren ihm Beiträge, die ihn der Arbeit überhoben, sehr angenehm. Ich schickte ihm jede Woche mindestens einen. Sie fanden Beifall, denn sie waren klar und frisch, oft sehr drastisch in den Ausdrücken geschrieben.

Um jedoch eine feste Einnahme zu haben, trat ich in das parlamentarische Bureau der „Kölnischen Zeitung“, das Dr. Moritz Gumbinner leitete, ein. Die Berichte wurden der Zeitung auf eigener Leitung nach Köln telegraphiert, selbst wenn sie mehr als 10000 Worte enthielten. Nur am Rosenmontag durfte der Bericht auch von der wichtigsten Sitzung nicht mehr als 10 Zeilen enthalten. Der eigentliche Leiter des Bureaus war der Stenograph Max Bädler, mit dem ich mehr als ein Menschenalter in Freundschaft verbunden gewesen bin. Ich bekam einen schweren Posten: Ich mußte einen Primavista-Bericht über jede Sitzung schreiben. Er ging an das W.T.B., das daraus seinen telegraphischen Bericht zusammenstellte. Nicht selten wurde ich zum Direktor Dr. Mantler zitiert, der in meinem Bericht eine wichtige Tatsache oder Äußerung vermißte. Meistens jedoch stellte es sich heraus, daß mein Bericht alles enthielt und daß nur der betreffende Redakteur die Sache übersehen hatte.

Am schwierigsten war die Statsrede des Finanzministers, bei Beginn der Session. Dann gab er eine Übersicht über das verflossene Jahr, natürlich mit vielen Zahlen, denn er stellte die Einnahmen und Ausgaben des laufenden Jahres mit Mehr- oder Mindereinnahmen dagegen und gab dazu den Vorschlag für das nächste Jahr. Mitten im Schreiben mußte ich abbrechen, um mir nebenbei die großen Zahlen zu notieren. Der Bericht sollte auch möglichst ausführlich sein, und ich bekam es fertig, von einer zweistündigen Rede mehr als dreißig Blatt in Kanzleiformat zu füllen. Doch damit war meine Arbeit noch nicht beendet. Dann mußte ich noch die wortgetreue Aufnahme der Stenographen übertragen helfen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Arbeit auf der Parlamentstribüne die allerschärfste Belastungsprobe für Geist und Körper darstellt. Sie hat jedoch auch ihre guten Seiten. Weihnachten und Ostern gab es vier Wochen Ferien, in denen das Gehalt weiterlief. Mit Schluß der Session hörte es allerdings auf.

So verging der Winter 1890/91. Die Session dauerte bis weit in den Juni hinein. Für die Sommermonate fuhr ich mit Kind und Regel in meine geliebte Heimat nach Ostpreußen, wo ich meine Eltern und Schwiegereltern und meine weitverzweigte bäuerliche Verwandtschaft besuchte. In meiner freien Zeit schrieb ich politische Artikel und Plaudereien. Ich habe zeit meines Lebens sehr viel gelesen. Damals bewegte die Landarbeiterfrage und die Abwanderung der östlichen Bevölkerung nach dem Westen oder ins Ausland alle Gemüter. Ich hatte alles, was darüber erschienen war, gelesen, z. B. das wertvolle Buch von Sering. Nun beschaffte ich mir bei Gutsbesitzern und Bauern ein umfangreiches, unantastbares Material und schrieb eine Reihe von Artikeln, die starkes Aufsehen erregten und einen heftigen Zeitungsstreit hervor-

riefen, in den ich wiederholt eingriff. Damals begann ich auch schon gegen unsere verfehlte, ja schädliche Fischereigesetzgebung Sturm zu laufen.

Zum Herbst kehrte ich mit meiner Familie, die sich in Ostpreußen wieder um einen strammen Jungen vermehrt hatte, nach Berlin zurück und trat wieder bei Morizchen ein. Mitte Januar 1892 wurde ich durch einen Brief von Rudolf Mosse überrascht, der mich einlud, ihn behufs einer Besprechung zu besuchen. Ich ging am nächsten Vormittag hin und war eine Viertelstunde später als Leitartikler für die „Berliner Morgenzeitung“ angestellt. Das war ein täglich einmal erscheinender Ableger des „Berliner Tageblatts“, jedoch in seinem Inhalt völlig selbständig. Wir durften uns jedoch aus dem „B. T.“ alles an Nachrichten und Informationen aneignen, was uns gefiel.

Der alte gutmütige Gumbinner war natürlich sehr traurig darüber, daß ich ihn verlassen wollte, aber er wollte meinem Glück nicht im Wege stehen und entließ mich aus dem Vertrag. Er hatte mich nicht nur als Arbeiter, sondern auch als Menschen sehr gern und ließ sich gern von mir Wize erzählen. Nicht nur die neuesten, die ich hier und dort aufgabelte, sondern auch uralte, für die ich, wie die Redensart lautet, schon auf Quinta hinausgeworfen wurde. Manchmal stand er lange Zeit hinter meinem Stuhl und nahm mir die vollgeschriebenen Blätter ab, um sie selbst den Boten zu übergeben. Seine beste Eigenschaft war die Bereitwilligkeit, mit der er Vorschüsse gewährte.

Um dieselbe Zeit, als ich bei Mosse eintrat, starb Johannes Bartsch. Wenige Tage darauf wurde ich zu Herrn Mosse, der sein Zimmer neben dem unsrigen hatte, hineingerufen und fand dort Rickert, der mir den Vorschlag machte, das „Deutsche Reichsblatt“ zu übernehmen, Herr Mosse sei damit einverstanden. Ich erklärte meine Bereitwilligkeit, verhehlte jedoch meine Bedenken nicht. Es sei unmöglich, die Stoffe, die ich in meinen Leitartikeln für die „Morgenzeitung“ behandelt, noch einmal mit anderen Worten für das „Reichsblatt“ zu schreiben. Da beide damit einverstanden waren, übernahm ich die Redaktion. Mein Gehalt erhöhte sich damit von 400 auf 650 Mark, von denen ich behaglich leben konnte.

Nun durchlebte ich fünf glückliche Jahre. Mit meinen beiden Kollegen Gustav Müller und Viktor Band stand ich mich sehr gut. Die Arbeit war nicht schwer. Wenn ich meinen „Leiter“ geschrieben und Korrektur gelesen hatte, war ich mein eigener Herr. Löste mich Müller ab, dann stellte ich den übrigen politischen Teil zusammen. In jenen Jahren lernte ich auch das Theater gründlich kennen, denn wir erhielten Eintrittskarten zu allen Uraufführungen und übten daran Kritik. Es war die Zeit des jungen Gerhart Hauptmann und des erwachenden Naturalismus. Ich war ein

eifriger Verfechter der neuen Richtung und schrieb darüber eine große Anzahl Artikel für die Provinzblätter. Auch politische Artikel schickte ich vervielfältigt an eine Reihe von Zeitungen. Unsere Behaglichkeit wurde nur ab und zu durch Herrn Mosse gestört, der unvermutet zu uns hereintrat und sich manchmal eine Stunde mit uns unterhielt. Er übte zuerst eine stets höfliche Kritik an den Inhalt der Zeitung und besprach politische Fragen, um uns damit eine Richtschnur zu geben. An meinen Leitern hatte er selten etwas auszusetzen. Nur der derbe Ton, der manchmal an die Grenze des Erlaubten ging, gefiel ihm anfangs nicht, bis er aus Zuschriften ersah, daß gerade dieser Ton gefiel.

Einmal hatte ich mir mit vieler Mühe einen Leiter abgequält, der mir gar nicht gefiel. Ich hatte das Gefühl, ihn „vorbeigeschrieben“ zu haben. Beim Herausgehen traf ich mit Friedrich Dernburg zusammen, der damals für das „B. Z.“ seine geistreichen politischen Plaudereien schrieb und der an mir ein freundschaftliches Interesse nahm. Als ich ihm mein Leid klagte, erwiderte er lachend: „Trösten Sie sich, Kollege. Morgen wird wieder eine Zeitung gemacht.“ Das Wort hat mich später noch oft in ähnlicher Lage getröstet. Am nächsten Tage trat Herr Mosse bei uns ein und sprach mir für den nach meiner Meinung verfehlten Artikel seine ganz besondere Anerkennung aus. Ich fange an, zu glauben, daß ich damals ganz gute Sachen geleistet habe. Damals schrieb eine konservative Wochenschrift: „Wenn die Freisinnige Partei nicht schon allen Anhang in den bäuerlichen Kreisen verloren habe, so verdanke sie das nur den sachverständigen, volkstümlichen Leitartikeln der „Berliner Morgenzeitung“. Sehr gesucht waren die Flugblätter, die ich für Wahlen schrieb. Ich verfiel darauf, für Pachnicke, der in Mecklenburg kandidierte, ein plattdeutsches Flugblatt zu schreiben, das stark einschlug. In der Folge erfand ich einen mecklenburgischen Inspektor, der an mich plattdeutsche Briefe schrieb, und ich antwortete ihm ebenso. Zuschriften aus dem Leserkreise stießen mich an, wenn der Inspektor mal lange auf einen Brief warten ließ.

Mein Leben floß in jenen Jahren sehr behaglich dahin. Meine Jagdgeschichten verschafften mir Einladungen aus Jägerkreisen, und ich erhielt oft genug einen Tag Urlaub, um der Einladung zu folgen. Jeden Sonntag fuhr ich hinaus auf eines der zahlreichen Gewässer in der Umgebung Berlins, wo ich meiner Leidenschaft für die Fischwaid nachgehen konnte. Abends besuchte ich abwechselnd zwei Stammtische. Der eine von Schauspielern, Sängern und anderen Künstlern sowie Schriftstellern stark besucht, „tagte“, wenn man so sagen kann, in der Künstlerklause bei Stallmann. Der andere war der „runde Tisch“ in der „Hütte“ in der Taubenstraße. Auch dort fand sich ein ähnlicher Kreis zusammen. Es

erschieden jedoch auch berühmte Mediziner, Journalisten usw., alles Verehrer des Pilsener Biers und seßhafte Männer. Sehr oft und lange war ich mit Erich Hartleben zusammen, der, selbst ein ausdauernder Becher, meine Trunkfestigkeit hoch einschätzte. Wie oft haben wir die Nächte bei anregenden Gesprächen verbracht und noch im Morgengrauen die letzte Träne in einem Nachtcafé genehmigt.

Einmal im Winter gab es eine große Abfütterung bei Mosse. Dazu waren nicht nur alle Redakteure des großen Betriebes, sondern auch die freisinnigen Abgeordneten Rickertscher Färbung geladen. Die Stimmung entwickelte sich gleich zu Anfang. Die Leiter der verschiedenen Blätter toasteten auf das Haus Mosse, Sigmund Haber, der Leiter des „Alt“, und auch Richard Schmidt-Cabanis, steuerten humoristische Beiträge bei, und jeder Teilnehmer erhielt ein kleines, aber wertvolles Gastgeschenk.

Im Jahre 1896 geriet ich mit Herrn Mosse über meine scharfen, vielleicht etwas zu heftigen Angriffe gegen die Sozialdemokratie in Meinungsverschiedenheiten. Ohne lange zu überlegen, kündigte ich zum 1. Oktober. Herr Mosse jedoch entschied, daß ich erst dann auszutreten brauchte, wenn ich eine neue Stellung gefunden. So blieb ich denn bis zum Ablauf des Jahres und erhielt zu Weihnachten das übliche Geschenk in bar, das mit dem Monatsgehalt beginnend sich jedes Jahr um ein Beträchtliches erhöhte. Ich hatte inzwischen mit dem Verleger der „Breslauer Morgenzeitung“, Leopold Freund, einen Vertrag abgeschlossen, der mir die Leitung seiner Zeitung übergab, und siedelte in den ersten Tagen des Januar 1897 mit meiner Familie, die aus Frau und fünf Kindern bestand, nach Breslau über. Einen prächtigen Jungen von vier-einhalb Jahren hatten wir leider an den Masern verloren.

12. Breslau und wieder Berlin

Breslau! Mit großer Freude zog ich in die alte Oberstadt. So, wie Gustav Freytag sie in „Soll und Haben“ schildert, war sie nicht mehr, aber es war soviel des Malerischen und Interessanten an alten Bauwerken vorhanden, daß es mir sehr gefiel.

Es waren sechs Zeitungen in der Stadt. Zwei freisinnige, eine konservative, ein Generalanzeiger, ein Zentrumsblatt und ein sozialistisches. Zwischen den Redakteuren bestand noch kein Gemeinschaftsgefühl, das die Parteigegensätze hätte überwinden können. Nur einmal schweißte uns das Schicksal für einige Zeit zusammen, als wir alle sechs Verantwortlichen auf der Anklagebank nebeneinander saßen, wo wir feindlichen Brüder gemeinsam die Abwehr betrieben und glänzend freigesprochen wurden, weil es uns glückte, einen vollen Wahrheitsbeweis zu führen.

Mein Blatt hieß noch immer „die kleine Morgenzeitung“, obwohl es schon vor einiger Zeit das übliche Zeitungsformat angenommen und sich ein Abendblatt zugelegt hatte. Diese Umwandlung und das Erscheinen des Generalanzeigers, der für sehr billiges Geld, eine Masse bedruckten Papiers lieferte, waren der Grund des starken Rückganges, unter dem das Blatt litt. Dazu kam noch, daß die beiden freisinnigen Zeitungen sozusagen eine Politik mit doppeltem Boden betrieben. Während sie heftig die Getreidezölle bekämpften, hatten sie kein Wort der Abwehr gegen die städtischen Zölle auf Lebensmittel, eine Tatsache, die von der Sozialdemokratie weidlich ausgeschlachtet wurde und ihr viel Zulauf brachte.

Auch die Verhältnisse in der Zeitung selbst waren nicht so, wie ich sie erwartet und gewünscht hatte. Der Verleger war ein großer Verehrer und getreuer Gefolgsmann von Eugen Richter und bezog für teureres Geld dessen politische Korrespondenz, die an eine Reihe von Zeitungen ging und ziemlich unbedeutende kleine Artikel enthielt. Ja oft hinkten sie, wie es nicht zu vermeiden war, hinter den Tagesereignissen nach. Trotzdem mußten sie ohne Ausnahme abgedruckt werden, und es gab jedesmal einen gelinden Zusammenstoß mit dem Verleger, wenn ich es nicht tat. Er kam jeden Abend mit einem Klügel von Parteileuten zusammen, die über den Inhalt des Blattes zu Gericht saßen, und ließ sich von ihnen beeinflussen.

Leichter als diesen Zustand überwand ich einen anderen, den ich in der Redaktion vorfand. Meine drei Redakteure, die doch täglich soviel Stunden in engster Gemeinschaft zusammen arbeiteten, standen sich fremd, wenn nicht feindlich gegenüber. Das empfand ich bald als unerträglich und setzte alles daran, diesem Zustand ein Ende zu machen. Mein zweiter politischer Redakteur, Bartsch, ein lieber guter Mensch, der über eine sehr gewandte Feder verfügte, schloß sich schnell an mich an. Bald auch der Feuilletonist Dr. Wichmann. Etwas länger dauerte es, bis ich auch den Lokalredakteur Dölle, den Veteran der Zeitung, für mich gewann. Ich machte mit meiner Frau bei jedem Kollegen einen Besuch und lud sie mit ihren Familien zu mir ein. Daraus entwickelte sich ein Verkehr, den ich eifrig pflegte. Als ich entdeckte, daß alle drei ganz gern eine Partie Billard spielten, nahm ich sie öfter nach Schluß der Redaktion in den Ratskeller mit, wo wir bei einem guten Glas Bier eifrig um den grünen Tisch herumliefen. Dadurch kam ich auch mit meinem Verleger, der von dem freundschaftlichen Verkehr seiner Redakteure erfuhr, in ein angenehmes Verhältnis, was sich darin bekundete, daß er mich zu seinem Abendzirkel ein für allemal einlud.

So lebte es sich schließlich ganz behaglich in „Groß-Brassfel“, obwohl es keine Großstadt war, sondern aus einer Anzahl Dörfer zusammengesetzt erschien. Noch nie waren mir die inneren Zerklüftungen des Bürgertums so deutlich entgegengetreten wie hier. Nicht nur die Religion und politische Gesinnung trennten die Bevölkerung, sondern sie war auch noch durch Rangunterschiede innerhalb des Beamtentums gespalten. Das trat besonders auf einem Wohltätigkeitsbasar zutage, wo man deutlich die einzelnen Gruppen unterscheiden konnte.

Ein etwas frischerer Zug ging von der neugegründeten Literarischen Gesellschaft aus, die durch öffentliche Veranstaltungen für neuen Geist im Kunstleben Propaganda machte. Am Vortragstisch erschien u. a. Otto Erich Hartleben und Max Halbe, die nach der Vorlesung überschwenglich gefeiert wurden. In Breslau traf ich auch mehrmals mit Konsistorialrat v. Hase und Felix Dahn zusammen, die ich von Königsberg her kannte. Dahn war damals schon ein alter, wenig gesprächiger Herr geworden, der in einer Weinhandlung regelmäßig seinen Dämmererschoppen einnahm.

Vom Fenster meiner Wohnung aus erblickte ich den Bobten, der mir bald zum untrüglichen Wetterpropheten wurde. Er war in den Wintermonaten mein beliebtester Ausflugsort. Später im Sommer unternahmen wir Sonntags von einem Punkt der Bahn aus weite Wanderungen ins Waldenburger- und Riesengebirge, das mir dadurch vertraut und lieb wurde. Zur Abwechslung machten wir auch mit dem Dampfer eine Vergnügungsfahrt auf der Oder.

Mitte Juni trat ich mit Frau und Kindern meine Urlaubsreise nach Ostpreußen an. Ich weiß nicht mehr, was es war, ich erinnere mich nur, daß der politische Horizont sehr bewölkt erschien, und erfuhr durch Bartsch, daß mein Verleger sehr entrüstet war, daß ich ohne Rücksicht auf die politische Lage meinen Urlaub angetreten hatte. Ich kehrte mich nicht daran, denn ich hatte bereits den geheimen Wunsch, nach Berlin zurückzukehren, wo soeben mein erster Band masurischer Geschichten unter dem Titel „Masurenblut“ erschienen war und bei der Kritik eine überaus freundliche Aufnahme gefunden hatte. Ich schrieb auch schon an meinem ersten Romanen „Sarah und Hagar“ und trug mich mit dramatischen Plänen. Um sie auszuführen, mußte ich nach Berlin zurück. Ich war daher weder erstaunt noch traurig, als mich in der Heimat der eingeschriebene Brief ereilte, in dem mir mein Verleger meine Stellung zum 1. Januar 1898 kündigte. Ich hatte auch schon das Sprungbrett bereit, um den Sprung nach Berlin ohne Sorgen tun zu können.

Das hatte ich mir schon früher geschaffen. Schon im Jahre 1891 hatte ich der „Berliner Volkszeitung“ kleine Berichte und Stimmungsbilder vom Reichstag und Landtag geliefert. Franz Mehring und Ledebour, die politischen Redakteure der Zeitung, die ja nachher als wütende Sozialdemokraten bekannt geworden sind, hatten sich mit dem Verleger, der seinem Blatt den demokratischen Charakter nicht nehmen lassen wollte, entzweit und ihre Stellung aufgegeben. So war die Volkszeitung eine ganze Zeitlang ohne einheitliche Leitung. Die Leitartikel wurden von einer Anzahl alter Mitarbeiter geliefert, und ich stellte vor und nach der Reichstagsitzung die kleinen politischen Artikel zusammen. Das hatte allerdings aufgehört, als ich bei Mosse eintrat, aber ich blieb mit dem Verleger Emil Cohn, einem freundlichen, mir sehr wohlwollenden Mann, in freundschaftlichen Beziehungen. Als ich bei Mosse austrat, war ich zu ihm gegangen. Er hatte mich vor dem Sprung in die Provinz gewarnt und mir eine Stellung an seinem Blatt angeboten. Als ich auf meinem Entschluß beharrte, nach Breslau zu gehen, entließ er mich mit dem Versprechen, daß ich jederzeit bei ihm eine Stellung finden würde. Sofort nach der Kündigung schrieb ich an ihn und erinnerte ihn an sein Versprechen. Er antwortete umgehend, daß ich jederzeit bei ihm eintreten könnte. Es wäre ihm lieb, wenn es schon zum 1. Oktober geschehen könnte.

Nach Breslau zurückgekehrt, bat ich meinen Verleger, mich schon zum 1. Oktober gehen zu lassen. Er versprach es mir, wenn er bis dahin für mich Ersatz gefunden hätte. Ich mußte jedoch bis zum 1. November in Breslau ausharren. Im Oktober erbat ich mir für drei Tage Urlaub und fuhr nach Berlin, um mir eine Wohnung zu mieten. Dabei ereignete sich ein kleiner drolliger

Vorfall, über den ich noch jetzt in der Erinnerung lachen muß. Wenn wir an dem Stammtisch in der „Hütte“ einen tiefen Trunk taten, stellte sich zwischen drei und vier Uhr morgens ein Droschkentrittscher ein, der nicht weit von mir in der Sedanstraße in Schöneberg wohnte, und der auf dem Nachhausewege noch eine Fahre mitnehmen wollte. Er war gar nicht ungehalten, wenn er manchmal etwas länger warten mußte und dafür mit einem Glas Pilsener entschädigt wurde. Meistens fuhr er drei Gäste des Stammtisches ab und weckte sie vor ihrer Wohnung.

Ich war gar nicht erstaunt, als bei meinem Besuch des Stammtisches unsere Nummer 40 sich meldete. Wir stiegen drei Mann hoch ein und fuhren ab. Als letzter stieg ich in der Sedanstraße aus. Erst als ich vergeblich meinen Haus Schlüssel an der Tür versuchte, kam mir zum Bewußtsein, daß ich ja schon drei Vierteljahre dort nicht mehr wohnte, sondern bei meinem Bruder Richard in der Bendlerstraße abgestiegen war. Ohne zu murren wandte der brave Mann sein Kössing und fuhr mich den weiten Weg zurück.

Die Leitung der Volkszeitung hatte inzwischen Karl Vollrath, der als freisinniger Abgeordneter aus Breslau gekommen war, übernommen. Er war ein glänzender Redner und schrieb vorzügliche Artikel. Außer ihm waren in der Redaktion noch der alte Goldheim tätig, der schon unter dem Begründer der Zeitung Bernstein eingetreten war, und ferner Rudolf Elcho, der damals als Kritiker und Romanschriftsteller einen großen Namen hatte, ein stattlicher Mann mit einem bedeutenden Kopf, den ich sehr verehrte. Mit Vollrath kam ich zu keinem herzlichen Einvernehmen. Wir waren beide ein paar harte Steine, die bekanntlich schlecht miteinander mahlen. Nicht nur die Unterordnung fiel mir schwer, sondern noch mehr die Tatsache, daß er mich nicht mit meinem Spezialgebiet, der Agrarpolitik, zur Geltung kommen ließ. Er schrieb die Leitartikel, die ich ihm vorschlug. Ja, er wies mir die Bearbeitung der Berliner Kommunalpolitik zu, vor der ich einen ehrlichen, starken Widerwillen hatte. Schon nach wenigen Monaten hatte ich das Gefühl, daß ich es in der Stellung nicht mehr lange aushalten würde.

Ich trug mich mit dem Gedanken, mich auf eigene Füße zu stellen und als freier Schriftsteller mir mein Brot zu erwerben. Die Beschäftigung als Redakteur sagte mir je länger je weniger zu. Der Erfolg meines Buches gab mir einen gewissen Rückhalt, und außerdem stand mir jederzeit eine Stellung auf der parlamentarischen Tribüne offen. Ich ging zu meinem Freund Max Bädler, der inzwischen ein eigenes großes Bureau für parlamentarische Berichterstattung begründet hatte, und wurde von ihm zum Leiter des Bureaus bestellt. Nun ging ich zu Emil Cohn, der mich auf meine Bitte, wenn auch ungern, gehen ließ. Um die Übergangszeit

auszufüllen, ließ ich mich von der Partei dazu bestimmen, in dem bevorstehenden Wahlkampf einen Angriff auf Ostpreußen zu unternehmen und selbst in dem Wahlkreis Sensburg-Ortelsburg als Kandidat aufzutreten. Ich überwand alle meine Bedenken, weil es mich reizte, wochenlang in der Heimat weilen zu können. Der Versuch war von vornherein aussichtslos. Die Geldmittel, die mir zur Verfügung gestellt wurden, waren gering. Von einer festen Organisation war keine Spur vorhanden. Diese Erfahrung hatte ich schon in anderen Wahlkreisen gemacht. Das war die größte Schwäche der Freisinnigen Partei, daß sie ihre Anhänger nicht zusammenzuschließen verstand, um sie in der Hand zu behalten. Sowie der Wahlkampf vorüber war, wurden die mühsam gesammelten Listen ad acta gelegt. Wenn man sie zur nächsten Wahl hervorholte, stimmten die Listen nicht mehr und mußten neu aufgestellt werden. Es gab auch keine Parteimitglieder, sondern nur Partei„freunde“. Sie wurden nicht dazu angehalten, feste Beiträge zu leisten, sondern waren gewöhnt, von der Parteileitung die Mittel für den Wahlkampf zu erhalten.

In Ostpreußen sah es noch schlimmer aus. Die Gutsbesitzer, früher die Hauptstützen der alten Fortschrittspartei, waren zum größten Teil ins agrarische Lager abgeschwenkt. Ich merkte sehr oft, wie unangenehm es einem Gutsbesitzer war, wenn ich bei ihm erschien. Auch die Kaufleute in den Städten scheuten sich, öffentlich Partei zu ergreifen, weil sie mehr oder weniger von ihrer Landkundschaft abhängig waren. Blieb nur noch die masurische Bauernschaft, die zum größten Teil jedoch unter der Fuchtel der Großagrariere stand. Da war der Mißerfolg unausbleiblich. Ich trug ihn mit leichtem Herzen, denn mein Ehrgeiz stand nicht nach der Würde eines Volksvertreters. Wenn man von der Tribüne auf die Köpfe der Abgeordneten hinabgesehen hat, pflegt man sie nicht mehr als Helden einzuschätzen. Ich kannte auch die unerquicklichen Verhältnisse in der Partei, wegen deren Männer wie Hans v. Reibnitz, Dau, Vollrath und andere auf eine Wiederwahl verzichtet hatten.

13. Als parlamentarischer Bericht- erstatter auf eigenen Füßen

Das Bureau von Max Bädler, das ich mit Beginn des Reichstags übernahm, war damals das größte. Er hatte die meisten der Groß-Berliner Zeitungen als Abnehmer, dazu noch eine Anzahl großer und kleiner Provinzblätter. Was das bedeutet, kann sich der Fernstehende gar nicht ausmalen. Ich setze als bekannt voraus, daß jede Zeitung die Redner der eigenen Richtung möglichst ausführlich bringt, während die Reden der anderen Parteien nur verkürzt wiedergegeben werden. Ja selbst sehr lange Reden der Sozialdemokraten schrumpften bei rechtsstehenden Blättern bis auf wenige Zeilen zusammen. Es mußten also drei Berichte von verschiedener Länge hergestellt werden. Der längste wurde von mehreren Stenographen fast wortgetreu aufgenommen und von einigen Klapperschlangen auf der Schreibmaschine übertragen. Der zweite Bericht wurde prima vista niedergeschrieben. Diese Berichte wurden auf einer Druckmaschine mit Hilfe von Wachsblättern vervielfältigt. Den kürzesten Bericht stellte ich selbst als Auszug her.

Die Hauptarbeit war jedoch, aus den drei Berichten für jede Zeitung denjenigen zusammenzustellen, den sie haben wollte. Für das „B. L.“ z. B. gab ich freisinnige Redner aus dem längsten Bericht, die anderen aus dem mittleren und kurzen Bericht. Umgekehrt mußte ich für die agrarische „Deutsche Tageszeitung“ verfahren. Da die Parlamentsberichte durch Radfahrer aus dem Reichstage oder Landtage direkt in die Druckerei gebracht werden, mußte jedes Blatt mit einer neuen Seitenzahl versehen werden und die Zählung genau durchgeführt werden, damit kein Irrtum entstand. Man muß sich nur vorstellen, was für Verwirrung entstehen kann, wenn einem konservativen Redner die Ausführungen eines Freisinnigen untergeschoben werden. Neben den Stenographen und Maschinenschreibern waren noch einige junge Leute mit dem Telephonieren der Berichte nach außerhalb beschäftigt. In regelmäßigen Zwischenräumen erschienen sie, um sich neue Blätter zu holen. Natürlich mußte ich auch für sie den Bericht der Parteirichtung des Blattes entsprechend zusammensetzen.

In dieser Stellung lernt man sehr bald, die Abgeordneten als die Anwälte der Nation richtig einzuschätzen. Denn es gab und

gibt auch wohl jetzt noch keinen, der von dem Wunsch frei wäre, möglichst ausführlich gedruckt zu werden. Noch ehe ich mir durch meinen Bureauvorsteher die Rednerliste der Sitzung vom Präsidium holen ließ, traten Abgeordnete bei mir ein, die mir mitteilten, daß sie heute sprechen würden, und mich baten, ihre Reden, die sehr wichtig wären, doch recht ausführlich zu bringen. Ja manche bestellten für die Blättchen ihres Wahlkreises die langen wortgetreuen Berichte, die sie natürlich bezahlen und selbst befördern mußten.

Auch Fürst Bülow war um die richtige, genaue Wiedergabe seiner Reden sehr besorgt. Als er zum erstenmal im Reichstag sprach, begann er um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr etwa und endigte um 3 Uhr. Ich hatte alle verfügbaren Kräfte aus dem Abgeordnetenhaus herangezogen, ließ die Stenographen schon nach fünf Minuten ablösen und schaffte es, daß zehn Minuten nach Schluß der Rede schon das letzte Blatt der Übertragung auf dem Wege in die Druckerei des „B. Z.“ war, das den Ehrgeiz besaß, die ganze Rede wörtlich schon im Abendblatt zu haben. Wenige Augenblicke später trat Bülows rechte Hand, Geheimrat Esternaux, bei mir ein und teilte mir mit freundlicher Herablassung mit, Durchlaucht werde mir das Stenogramm seiner Rede nach Durchsicht zugehen lassen. Er machte ein sehr verblüfftes Gesicht, als ich ihm erwiderte, daß die Rede in diesem Augenblick schon im „B. Z.“ gesetzt und im Abendblatt zu lesen sein werde. Bismarck erregte entgegnete er, das ginge doch nicht. Ich erwiderte lächelnd: „Das ist schon gegangen und wird auch weiter so gehen“, worauf er unter Protest das Lokal verließ.

Bei großen Sitzungen von politischer Bedeutung steigerte sich die Arbeit gewaltig. Es gab jedoch nicht selten auch Tage, bei denen unwichtige Beratungen mit ebenso unwichtigen und vor allem langweiligen Reden mühsam dahinschliefen. Dann war der Saal fast leer, und nur von der Fraktion, der der jeweilige Redner angehörte, blieb ein Horchposten im Saal zurück, der seinen Freund durch „hört, hört!“ oder ein „Bravo!“ ermuntern mußte. Das trat sehr häufig bei Petitionsberichten und zweiten Lesungen ein. So hielt z. B. der Zentrumsabgeordnete Joseph Lingens in jedem Jahr an einer bestimmten Stelle der Etatsberatung eine mehr als zweistündige Rede über die religiöse Versorgung der Seeleute. Dann ließen auch wir auf der Tribüne nur einen Horchposten, der die Rede mit einem Satz abtat. Eines Tages jedoch sprach Piu Giuseppe, wie wir ihn nannten, über etwas ganz anderes. Entsetzt kam er vor Beginn der nächsten Sitzung zu mir und beschwerte sich über den falschen Bericht. Einmal habe ich dem alten Herrn, jedoch nicht in böser Absicht, schweren Arger bereitet. Bei dem Einzuge König Viktor Emanuels war für die Abgeordneten am Pariser Platz eine Tribüne errichtet, die jedoch vom Zentrum

demonstrativ gemieden wurde. Nur der fromme Joseph saß harmlos lächelnd unter den anderen Abgeordneten. Ich sah es und teilte es August Stein mit, der die pikante Nachricht an die „Frankfurter Zeitung“ deponierte, was dem Zentrum und dem alten Lings recht fatal war.

Max Bädler hatte die liebenswürdige, zur Nachahmung empfohlene Angewohnheit, nach einer Reihe schwerer Sitzungen seine Mitarbeiter durch ein gutes Essen und einen tiefen Trunk, bei dem er selbst der Ausdauerndste war, zu belohnen. Dann übernahm er gegen Ende der Sitzung meine Arbeit und schickte mich aus, um das kleine Fest würdig vorzubereiten. Sonst ließ er sich wenig auf der Tribüne sehen. Wie er seinen früheren Chef Gumbinner behandelt, so geschah es ihm von mir. Ich ersuchte ihn, uns ganz ungeschoren zu lassen, denn er richte mit seiner Nervosität nur Verwirrung an. Lachend räumte er das Feld und vergalt es mir dadurch, daß er mich in der Gesechtspause, die nach dem Schluß der Abendzeitungen einsetzte, in den Entenpfuhl holte und mit einem Glas Rotwein erfrischte. Der Entenpfuhl war der kleine, für die Journalisten bestimmte Raum, der in geschmackvoller Weise mit einem Fries von gemalten Enten verziert war. Daß bei der Eröffnung der großartigen Quasselbude keine Arbeitszimmer für die Journalisten vorgesehen waren und erst nachträglich mit vieler Mühe geschaffen werden mußten, will ich bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen.

Die meisten Abgeordneten der Freisinnigen Partei hatte ich schon durch meine Stellung in der „Liberalen Korrespondenz“ kennengelernt, durch meine Tätigkeit auf der Parlamentsbühne kam ich auch mit Mitgliedern aller anderen Parteien in Berührung. Die Freisinnige Fraktion war klein, gab aber häufig bei Abstimmungen den Ausschlag, je nachdem sie sich rechts oder links anschloß, und ihre Bedeutung im Parlament war durch eine Anzahl hervorragender Redner größer als im Lande. Ihr Führer und unstreitig viele Jahre hindurch ihr bester Redner war Eugen Richter. Ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft und vielseitigem, tief eindringendem Wissen. Er war der einzige Volksvertreter, der den Haushaltsplan des Reichs sowie Preußens bis in die kleinsten Einzelheiten übersah und beherrschte. Deshalb überließ man ihm stets bei der Statsberatung die erste Stelle, während sonst die stärksten Parteien die ersten Plätze auf der Rednerliste beanspruchten. Denn auf seiner Rede und seiner Kritik bauten alle folgenden Redner. Er sprach stets vom Platz aus, aber er beherrschte mit seiner harten, scharfen Stimme das ganze Haus und drang selbst bei heftigem Widerspruch durch. Er war ein bärbeißiger Junggeselle, im persönlichen Umgang wenig verbindlich. Bekannt ist, daß Bismarck von einem starken Widerwillen

gegen ihn erfüllt war und jedesmal seinen Platz am Tische des Bundesrates verließ, sobald der Führer der Freisinnigen das Wort nahm. Das war begreiflich, denn Richter zerpfückte, wie man annahm: grundsätzlich, jede Vorlage der Regierung mit kaltem, beißendem Sarkasmus.

Bebel sprach auch in seinen besten Zeiten nicht so gut wie Richter. Er hielt Reden zum Fenster hinaus, wurde dabei langweilig, und wenn er, durch Zwischenrufe der Rechten gereizt, in Eifer oder sogar Zorn geriet, verhaspelte er sich und stotterte. Der Gegenspieler Richters in der Partei war Heinrich Rickert. Er gehörte erst dem linken Flügel der Nationalliberalen an, trennte sich jedoch mit einer Anzahl seiner näheren Freunde von ihnen und trat zu der Freisinnigen Partei über, wo er den rechten Flügel bildete. Er sprach fließend, elegant und mit warmen Tönen. Er hatte nur den Fehler, daß er sich durch Zwischenrufe leicht aus der Fassung und um die Wirkung seiner Rede bringen ließ. Bei Militär- und Marinevorlagen klappte stets der Gegensatz zwischen den beiden Flügeln der Partei. Richter war stets für glatte Ablehnung, während Rickert sich meist mit kleinen Abstrichen begnügen oder ganz bewilligen wollte. Infolgedessen war auch der Verkehr zwischen den beiden Führern derselben Partei sehr formell und kalt höflich. Der Einfluß Rickerts beruhte darauf, daß er für Wahlzwecke stets über sehr reiche Geldmittel verfügte, die ihm aus Handels- und Börsenkreisen zuströmen. Er war im persönlichen Umgang ein sehr freundlicher, lebenswürdiger Mann, in dessen gastlichem Hause ich manche frohe und genussreiche Stunden verlebt habe. Er schätzte meine rednerische Begabung und Arbeitskraft und war bestrebt, mir ein Mandat für den Reichstag oder Landtag zuzuwenden. Ich konnte mich jedoch nicht dazu entschließen, weil ich wußte, daß Richter keine jüngeren Kräfte neben sich aufkommen ließ, so daß tüchtige Männer und glänzende Redner wie Karl Vollrath und Hans von Reibnitz nach Ablauf ihres Mandats eine Wiederwahl ablehnten.

Außer den beiden Führern verfügte die freisinnige Partei in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch über eine ganze Anzahl kenntnisreicher, schlagfertiger Redner. Ich nenne nur Dr. Barth, Spezialist für Kolonialfragen, ferner Bamberger, der als eifriger Verfechter der Goldwährung heftige, aber siegreiche Redekämpfe mit seinem Widerpart, dem konservativen Herrn von Kardorff, ausfocht. Ein sehr witziger und humorvoller Redner war Alexander Meyer, der sehr oft mit seinem Namensvetter, dem konservativen Landrat von Arnswalde, ergötzliche Wechselreden führte. Außerdem gab es noch eine ganze Anzahl von Abgeordneten in der Partei, von denen jeder ein Spezialgebiet beherrschte, so daß man bei den meisten Vorlagen zuerst

einem Freisinnigen das Wort erteilte, weil man aus seiner Rede erlah, gegen welche Punkte sich der Widerstand der Opposition richtete, die sich aus Freisinnigen, Sozialdemokraten und Zentrum zusammensetzte.

Der Führer dieser Partei war damals noch Windhorst, ein drolliges, kleines Männchen mit großem Kopf und glänzender Glase. Er sprach trocken mit dünner Stimme und verzichtete auf jede Ausschmückung seiner Rede, aber fand stets ungestörte Aufmerksamkeit, denn von seiner Stellungnahme hing das Schicksal der meisten Vorlagen ab. Neben ihm verschwanden die anderen Größen des Zentrums vollständig. Der Führer der National-liberalen war Rudolf von Benningsen, der nur bei wichtigen Anlässen das Wort nahm, aber dann sehr eindringlich wirkte, weil er in staatsmännischer Form stets die großen Gesichtspunkte betonte.

Am reichsten an Charakterköpfen und guten Rednern war die Sozialdemokratie. Neben Bebel und dem alten Liebknecht standen Männer wie Ignaz Auer und Karl Grillenberger, die ihren bayerischen Dialekt unverfälscht sprachen, Herr von Vollmar, ein mehr als sechs Fuß großer Mann, der jedoch infolge einer Verwundung im Kriege an zwei Stöcken ging. Er sprach nicht oft im Reichstage, aber so oft er das Wort ergriff, wußte man, daß er die Stellung der gemäßigten Richtung seiner Partei zum Ausdruck brachte. Der Ton der Debatten nahm manchmal durch heftiges Auftreten der Sozialdemokraten einen scharfen, ja gereizten Ton an, der sich in heftigen Zwischenrufen und stürmischen Widerspruch kundgab. Aber von den wüsten Schimpfereien und Prügelsszenen, die jetzt an der Tagesordnung sind, waren die beiden Volksvertretungen damals noch sehr weit entfernt.

14. Neue Zeitungsunternehmen

Es war ein reichbewegtes Leben mit anstrengender Arbeit, das ich bis zu meiner Übersiedlung aufs Land führte. Zum Glück hat mir die Natur einen eisenfesten, zähen Körper mitgegeben, dem ich alles zumuten konnte, und einen festen Willen, wenn es die Erreichung eines Zieles gilt. Wie oft kam ich aus dem Reichstag todmüde nach Hause, aber schon nach einer Stunde saß ich wieder am Schreibtisch und schrieb eine Plauderei oder eine Erzählung. Sie machten meinen Namen in weiten Kreisen bekannt. Sumal meine Plaudereien über Jagd und Fischerei und Tiergeschichten erwarben mir, wie die zahlreichen Zuschriften aus dem Leserkreise bekundeten, viele Freunde. Nach wie vor versorgte ich die Provinzpresse mit Leitartikeln und Stimmungsberichten. Ich war stets in der Politik gut unterrichtet, weil ich fast alle Abgeordneten in beiden Häusern kannte und gute Nachrichten erhielt. Denn ich arbeitete nicht nur im Reichstag, sondern bei wichtigen Sitzungen, die im Landtag stattfanden, zog ich mit meinen Stenographen und Maschinen in das Abgeordneten- oder Herrenhaus und übernahm dort die Leitung. Mehrere Sessionen hindurch fuhr ich nach jeder Sitzung in den Verlag von Allstein, wo ich für die von Arthur Brehmer neubegründete „Morgenpost“ die aus Inhaltsangabe, Kritik und politischen Betrachtungen zusammengesetzten Parlamentsberichte schrieb. Ich ließ damals auch die politischen Charakterköpfe erscheinen. Die Zeitung brachte das Bild eines hervorragenden Abgeordneten, und ich schrieb den Text dazu. Wie oft habe ich von der Tribüne gesehen, daß die Abgeordneten die Zeitung von Hand zu Hand weiterreichten und sich über die kleinen Bosheiten vergnügten, die ich dem Betroffenen gewidmet hatte.

Die sehr umfangreiche und anstrengende Arbeit hätte ich wohl auf die Dauer nicht leisten können, wenn ich nicht durch häufige Ausflüge mit Büchse und Angel mir immer wieder neue Arbeitskraft aus der Natur geholt hätte. Und mein lieber Max Bädler, ein großzügiger Mensch in jeder Beziehung, entließ mich gern aus der Fronarbeit für einige Tage, wenn keine großen Sitzungen zu erwarten waren. Nicht nur in der Mark, sondern bis nach Schlessien und Pommern hatte ich meinen Auslauf, denn ich wurde sehr oft von mir ganz unbekanntem Gutsbesitzern eingeladen, die in jeder Wochenmappe manchmal zwei- bis dreimal meinen Namen fanden

und sich an meinen Plaudereien erfreuten. Mir machte es jedesmal großen Spaß, wenn ich an eine Stelle kam, wo man mich noch nicht persönlich kannte, wie eifrig meine Jagdkleidung, mein Gewehr und mein Verhalten als Jäger beobachtet wurde. Ja mehrmals wurde mir gesagt, der Grund der Einladung sei gewesen, festzustellen, ob ich nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Gewehr schießen könne. Den Beweis habe ich, wie ich wohl sagen kann, oft genug erbracht.

Meine Bekanntschaft mit Arthur Brehmer entstand dadurch, daß ich kurze Zeit die „Berliner Abendpost“ leitete. Da saß in einem Zimmer des Verlages ein großer, hagerer Mann mit schwarzem Kopf- und Barthaar und einem ungewöhnlich ausdrucksvollen Gesicht. Er hatte sich angeboten, dem Verlag eine neue Zeitung, die nachmalige „Morgenpost“, zu schaffen. Vorläufig bestand seine Tätigkeit darin, daß er eine Unmenge Zeitungen und illustrierte Blätter las, Bilder und Artikel ausschnitt und in große Schränke sammelte. Meine teilnehmende Frage nach seinem Plan beantwortete er dadurch, daß er mir einen vollen Einblick in seine Tätigkeit gab. Bald wurden wir näher bekannt, und er forderte mich zu reger Mitarbeit an seinem neuen Blatt auf. Eines Morgens, zu Anfang September, bat er mich, ihm bei der Herstellung einer Probenummer behilflich zu sein. Gegen Abend wurde das neue Blatt dem Seniorchef des Hauses vorgelegt. Es hatte Schmiß und reizte schon durch sein von der Schablone völlig abweichendes Aussehen. Es war vierspaltig gesetzt und zeigte auf der ersten Seite einen eingerahmten Kasten, der die wichtigsten Nachrichten enthielt. Außerdem war es mit zahlreichen Bildern in Strichätzung ausgeschmückt.

Die Probenummer gefiel so, daß das Erscheinen auf den 15. September festgesetzt wurde. Der Erfolg war geradezu stürmisch. Das Beziehergeld betrug für die ganze Woche — sage und schreibe — zehn Pfennig. Der Betrag wurde durch die Botenfrauen eingeholt, die als Quittung ein farbiges Blättchen einer Bilderkartenserie aushändigten. Schon nach wenigen Tagen wurde der hunderttausendste Bezieher gefeiert, nach wenigen Wochen war es auf mehrere hunderttausend Bezieher gestiegen und hatte den „Totalanzeiger“ überflügelt.

Solange Brehmer die „Morgenpost“ leitete, habe ich ihm eine Unmenge Artikel geliefert. Nach wenigen Jahren schon trennte er sich von dem Verlag Allstein und bereitete ein neues Blatt vor, das „Der Tag“ heißen und in drei Ausgaben, Der Morgen, Der Mittag und Der Abend, erscheinen sollte. Außerdem sollte täglich eine Beilage auf Kunstdruckpapier erscheinen. Der vorzügliche Titel „Der Tag“ wurde ihm jedoch von Scherl weggeschnappt, und er nannte sein Blatt später „Der neue Tag“. Als Verleger

gewann Brehmer den Besitzer des „Berliner Fremdenblattes“, Dr. Hugo Ruffat, der wohl über erhebliche Geldmittel verfügte, jedoch nicht gewillt war, sie als Anlagekapital in das neue Unternehmen zu stecken. Infolgedessen konnte nur „Der Morgen“ erscheinen, der an Stelle des eingegangenen Fremdenblattes bei C. Hermann in der Beuthstraße gedruckt wurde.

Das Blatt erregte großes Aufsehen und schlug ein. Es fehlte jedoch an Mitteln für eine großzügige Propaganda und die Werbung von Inseraten. Sehr oft schwebte die Gefahr über uns, daß die Nummer, an der wir arbeiteten, nicht erscheinen konnte, weil der Drucker eine größere Abschlagszahlung verlangte. Brehmer saß irgendwo in einem Cafe, wo er seine Artikel und seine Romanfortsetzung schrieb. Dann fiel mir die schwere Aufgabe zu, Ruffat zu einer Zahlung zu bewegen. Ich hatte die politische Leitung des Blattes übernommen, arbeitete jedoch nach wie vor im Reichstag, der seine Sitzungen damals noch nicht übermäßig auszuweiten pflegte, so daß ich zwischen fünf und sechs Uhr abends in der Redaktion erscheinen konnte. Dort diktierte ich einer Klapperschlange einen Leiter und den Sitzungsbericht in die Maschine und stellte die politischen Nachrichten zusammen. Nicht selten mußte ich noch in der Nacht eine Plauderei oder eine Geschichte schreiben. Dazu zwang mich Brehmer mit sanfter Gewalt, stiftete mir eine Flasche Rotwein und eine Schachtel Zigaretten und schloß mich ein, bis ich mit der Arbeit fertig war. Den außenpolitischen Teil leitete Stephan v. Rothe, der zwar stockkonservativ war, aber sich lange im Ausland herumgetrieben hatte und die auswärtige Politik der Reichsregierung als völlig verfehlt scharf bekämpfte. Um in Stimmung zu kommen, brauchte er ein gehöriges Quantum Pilsener Bier, aber dann verbrach er auch witzige und bissige politische Gedichte. Sie erregten geradezu Aufsehen und wurden ebenso wie mein „Fax“ mit Spannung erwartet.

Die Idee zum „Fax“ stammte von Brehmer. Ich erzählte einen Witz und fügte daran eine politische Nachricht, die von der Pointe des Witzes scharf beleuchtet wurde. Als Beispiel möchte ich einen Fax wiederauferstehen lassen:

„Sechs Knaben saßen auf der Straße um einen Kuchen herum und stritten heftig. Da trat zu ihnen ein Pfarrer und fragte: ‚Was tut ihr hier, liebe Kinder?‘ — ‚Ach, erwiderte einer, ‚wir streiten um den Kuchen. Wer die größte Lüge erzählt, erhält den Kuchen.‘ — ‚Nicht also, liebe Kinder,‘ sprach der Pfarrer. ‚Als ich in euerem Alter war, ist keine Lüge aus meinem Munde gegangen.‘ Da rief der Kleinste weinend: ‚Gebt ihm den Kuchen.‘“ Darunter: „Der russische Zar hat eine Friedenskonferenz nach dem Haag einberufen.“ Ein anderes Beispiel. Zur Zeit, als im preußischen Ministerium ein gewisser Gegensatz zwischen dem Kultusminister

v. Gofler, der starr konservativ war, und dem liberalisierenden Finanzminister bestand, der mit dem Sturz Goflers endigte, ließ sich Fax also vernehmen: „Im Tempel stürzte ein Kater den Gottesdienst. Der Rabbi ließ ihn durch den Schammes (Küster) ergreifen und von der Zinne des Hauses werfen. Der Kater kam glücklich unten an und ging heil davon. Als der Kater bald darauf wieder auftauchte, entschied der Rabbi: ‚Der Schammes muß mit ihm von der Zinne springen.‘ Der Schammes sprang und blieb tot liegen, der Kater ging wieder heil davon.“ Drunter: Gofler-Miquel.

Wie manches Mal verschwand Brehmer, wenn das Erscheinen des Blattes fraglich war, spurlos und ließ sich den ganzen Abend nicht in der Redaktion blicken. Dann mußte ich notgedrungen die fällige Fortsetzung seines Romans schreiben. Ich rächte mich dadurch, daß ich der Handlung, deren Fortgang ich nicht kannte, eine Wendung gab, die ihm am nächsten Tage arg zu schaffen machte. Die Kunstbeilage mit wertvollen literarischen Beiträgen und wunderbar gut illustriert, wurde von Monty Jakobs, der auch die Theaterkritiken schrieb, sehr gut geleitet. Ferner erschien eine Modenbeilage, die sich nicht nur selbst erhielt, sondern Überschüsse abwarf, weil sie durch eine mit Bildern geschmückte Reklame den großen Geschäftshäusern diente, die nicht nur schweres Geld dafür zahlten, sondern auch Tausende von Exemplaren kauften, um sie zu vertreiben.

Nach mehreren Monaten aufreibenden Kampfes leuchtete dem „Morgen“ ein Sonnenstrahl der Hoffnung. Unseren Bemühungen war es gelungen, mehrere Geldleute aufzubringen, die das Unternehmen mit fünf Millionen Mark finanzieren wollten. Zu ihnen gehörte auch Fritz Romeik, der Direktor der Pommernbank, mit dem ich befreundet war. In seiner prachtvollen Villa in der Kaiserallee habe ich viele frohe Stunden verlebt. Die entscheidende Besprechung fand an einem Montag statt. Der Abschluß des Vertrages vor dem Notar wurde jedoch bis zum Ende der Woche verschoben, weil einer der Teilnehmer, ein Hamburger Großkaufmann, abreisen mußte. Am Mittwoch wurden Romeik und sein Mitdirektor Schulz verhaftet; sie waren beschuldigt, bei der Ausgabe von Pfandbriefen der Wertung unbebautes Land, noch völlig unreifes Bauland, an der Peripherie Berlins zugrunde gelegt zu haben. Damit zerfiel natürlich die Gesellschaft, die uns Hilfe bringen sollte. Brehmer verschwand aus Berlin, ich hielt das Blatt noch zwei Tage auf meine Kosten, bis jede Aussicht auf Weiterbestehen ausgeschlossen war. Brehmer, der in seinem Leben wohl über zwanzig Zeitungen gegründet hat, war zuerst nach Triest, wo er ein deutsches Blatt gründete, und dann nach Wien gegangen, wo er die Umwandlung der Wochenschrift „Die Zeit“ in eine täglich erscheinende Zeitung betrieb. Er ließ mir durch den

Verlag eine gutbezahlte Stellung in der „Zeit“ anbieten, wo ich die deutsche Politik machen sollte. Aber so sehr es mich auch lockte, die alte Kaiserstadt Wien kennenzulernen, konnte ich mich doch nicht entschließen, aus Berlin fortzugehen.

Einige Jahre später erschien Brehmer wieder in Berlin und besuchte mich in Lanke bei Bernau, wo ich mir ein Haus gemietet hatte. Er hatte mit dem Verlag des „Deutschen Blattes“ Verbindungen angeknüpft und es übernommen, dem stark in die Hinterstulzen geratenen Unternehmen ein neues modernes Blatt zu schaffen. Er bot mir an, gleichberechtigt mit ihm die Leitung zu übernehmen. Mit Freuden ging ich auf seinen Vorschlag ein und siedelte für meine Person nach Berlin über. Vom 1. März 1906 bis zum 1. April leitete ich das Blatt allein und bereitete die Leser schonend auf die große Umwandlung vor, die inzwischen von Brehmer in Szene gesetzt wurde. In die Redaktion waren außer mir wieder Stephan v. Roze und Hans Hyan, der bekannte Sittenschilderer Berlins, sowie Edmund Wolff, ein vorzüglicher Lokalreporter, eingetreten.

In der Nacht vom 31. März zum 1. April 1906 stellten wir unter freundlicher Teilnahme des Verlages und der Seher die erste Nummer des neuen Blattes her, die glänzend gelungen war. Zur Belohnung wurden wir Redakteure noch um 2 Uhr nachts von einem Vertreter des Verlages in ein Nachtlokal geführt, um die Gründung kräftig zu begießen. Drei Tage später griff der Aufsichtsrat des Unternehmens, in dem auch ein schlesischer Magnat saß, der wohl der größte Geldgeber war, ein und verlangte Herstellen des Blattes in den vorigen Zustand. Einmütig traten wir Redakteure in den Streik, verließen das Haus und kehrten nicht mehr zurück. Das Blatt wurde notdürftig von einem früheren Redakteur zusammengestellt, behielt jedoch manches von der neuen Form bei. Später wurde es von Allstein angekauft und unter dem Titel „Berliner Allgemeine Zeitung“ fortgeführt.

Ich bin noch an zwei Zeitungsgründungen Brehmers beteiligt gewesen. Er hatte wieder einen Verleger gefunden, der auf seine Idee einging. Sie bestand darin, daß in Berlin der Hauptteil eines illustrierten Blattes gedruckt wurde, das in jeder großen Stadt ein lokal gefärbtes Beiblatt mit Inseraten erhalten und gleich selbstständig erscheinen sollte. Die Idee schlug glänzend ein und machte gleich zu Anfang eine Riesenaufgabe nötig. Die Entwicklung wurde leider durch den Krieg zerstört. Schon wenige Tage nach Kriegsausbruch kam Brehmer zu mir und forderte mich auf, mit ihm gemeinsam ein illustriertes Mittagsblatt herauszugeben, das in der „Deutschen Tageszeitung“ gedruckt werden sollte. In wenigen Tagen war alles vorbereitet. Die Bilder entnahm Brehmer den ausländischen Blättern, die er in den Cafés erstand. Sie wurden

so schnell wie möglich gezeichnet und mit großem Raster von der Rotationsmaschine gedruckt. Um 6 Uhr morgens fanden wir beide uns in der Redaktion ein, wo uns von befreundeter Seite die ausländischen Zeitungen zur Verfügung gestellt wurden, die um 9 Uhr ins Auswärtige Amt wanderten. Brehmer beherrschte fast alle europäischen Sprachen und ich auch mehrere. Wir flogen die Blätter durch und zeichneten die Nachrichten stenographisch auf, um sie später zu übertragen.

Um 10 Uhr ging das Blatt in die Maschine, und um 11 Uhr wurde es schon durch Radfahrer zu den Straßenhändlern gebracht. Der Titel „12-Uhr-Telegraph“ schlug ein, und die Auflage stieg rapid von Tag zu Tag. Dazu kam, daß unser Blatt Nachrichten enthielt, die der gesamten Berliner Presse fehlten, die aber eifrig nachgedruckt wurden, in übler Angewohnheit ohne Quellenangabe. So brachten wir zuerst aus einem spanischen Blatt die Nachricht, daß die „Goeben“ in einen Hafen an der nordafrikanischen Küste eingelaufen, ein französisches Kriegsschiff und ein Fort zerstört und unbeschädigt wieder abgedampft war. Bei dieser Gelegenheit rächten wir uns an unseren Nachdruckern. Brehmer erfand den Namen eines nichtexistierenden spanischen Blattes „Imparcial“, der dann auch arglos von der Presse übernommen wurde. Am nächsten Tage stellten wir mit großem Vergnügen fest, daß alle Zeitungen ihre Nachrichten von uns „bezogen“ hatten und rieten ihnen, künftig vorsichtiger in der Benutzung unserer Nachrichten zu sein.

Von Anfang an merkten wir, daß uns in dem Kriegspresseamt der Wind der Zensur entgegenwehte. Wir hatten ein Bild gebracht, auf dem dargestellt war, wie ein Trupp Matrosen einen Pferdetransport vom Lehrter Bahnhof abholt und vergnügt auf den Pferden reitet. Das harmlose Bild zog uns die erste Verwarnung zu. Nicht lange danach erhielten wir eine zweite Verwarnung, und schließlich wurde das Blatt auf drei Tage verboten. Ich hatte sehr gute Beziehungen zum Kriegsministerium und beschwerte mich mit Erfolg. Es dauerte jedoch nicht lange, bis wir endgültig verboten wurden. Ich ging mich wieder zu beschweren und stellte vor, daß man doch nicht ein Unternehmen, das mehreren hundert brotlosen Menschen Unterhalt schafft, zerstören könnte. Vergeblich! Schließlich erlaubte man, daß das Blatt unter anderem Titel noch einmal herausgegeben werden durfte. Wir wählten „Die Zeit“. Er zog jedoch nicht, und bald gaben wir das undankbar gewordene Unternehmen auf. Die Gründe der Vernichtung des „12-Uhr-Telegraph“ lagen nicht auf politischem oder militärischem Gebiet. Sie gehören zur schreiendsten Ungerechtigkeit, die je verübt worden ist.

15. Als Wahlagitator

Es ist vielleicht von Interesse, einiges über meine Tätigkeit als Wahlredner und Organisator der Wahlbewegung zu hören, die mich von 1890 bis 1919 bei jeder Neuwahl, also mehr als zwanzigmal, in irgendeine Gegend des Reiches geführt hat.

Im Sommer 1890, als ich mit Frau und Kindern zum Besuch der Eltern und Schwiegereltern nach Ostpreußen gefahren war, erhielt ich von Rickert die telegraphische Anfrage, ob ich bereit sei, für sechs Wochen die Wahlarbeit im Kreise Stolp, wo eine Nachwahl stattfand, zu übernehmen; mein Chef habe mir dazu Urlaub erteilt. Ich sagte zu und reiste sofort ab nach Danzig und Zoppot, wo Rickert wohnte. Er rüstete mich mit reichlichen Mitteln aus, und ich fuhr noch an demselben Abend nach Stolp, wo ich bei einem Parteifreund, dem roten Hasse, wie er seiner Gesinnung wegen genannt wurde, Aufnahme fand.

In dem hinterpommerschen Kreise war noch nie ein ernsthafter Wahlkampf ausgefochten worden. Die Fortschrittler hatten Eugen Richter oder Virchow als Zählkandidaten aufgestellt, aber keine Arbeit geleistet. Jetzt sollte bei der Nachwahl ein ernsthafter Angriff unternommen werden. Als Kandidaten hatte Rickert klugerweise einen kleinen Gutsbesitzer Dau aus Hohenstein in Westpreußen ausgesucht, der sich mit Stolz einen Bauern nannte. Er konnte nicht öffentlich sprechen, lernte es jedoch einigermaßen. Der Wahlkampf baute sich auf dem Schlagwort „Bauer wider Junker“ auf. Aus Thüringen und Holstein wurden die Bauernführer Wigger und Thomsen herangeholt, aus Westpreußen kam der „rote Junker“ Hans v. Reibnitz, einer der besten Volksredner, die ich kennengelernt habe. Massenhaft strömten die Bauern dem neugegründeten Bauernverein zu. Wie eine Lawine wälzte sich die Bewegung durch den Wahlkreis. Meine Gefolgschaft war so groß und so zuverlässig, daß ich mir in konservativen Wahlversammlungen das Wort erzwang und sie eigenmächtig mit einem Hoch auf unseren Kandidaten schloß. Der Erfolg blieb nicht aus. Der freisinnige Bauer siegte über den konservativen Junker mit 10 000 gegen 6 000 Stimmen. Der Jubel über den Sieg war in der liberalen Bürger- und Bauernschaft groß. Aber wie immer und überall versäumten die Bürger und Bauern den Ausbau der von mir geschaffenen Organisation, so daß der Kreis schon bei der nächsten Wahl wieder verlörenging.

Ich habe im Laufe der Jahre bei der Wahlarbeit manch wunderbares Ding erlebt. So z. B. hatte ich einmal einen Kandidaten, der statt Friedenspräsenz stets Friedenspräsenzstärke sagte und davon nicht abzubringen war. Ein anderer war nicht imstande, vor einer Versammlung auch nur ein Wort frei zu sprechen; er las seine Rede ab; sein Konzept mußte aber vorher sehr sorgfältig durchgesehen werden, denn er war in den Grundsätzen der Partei noch nicht ganz taktfest. Es muß doch eine Kampfnatur in mir stecken, daß ich, so oft ich mir, durch unliebsame Erfahrungen verärgert, auch vornahm, nicht mehr dem Ruf der Partei zu folgen, es doch jedesmal, sowie er an mich erging, wieder tat.

Ich stand damals politisch auf dem rechten Flügel der Partei, ja ich ging in meinen Forderungen an ein starkes Heer und Marine noch über Rickert hinaus. Und für Rickert ging ich durchs Feuer. Er war ein lieber, prächtiger Mensch. Mochte er im Reichstag manchem auch zu pflaumenweich erscheinen und, wie man damals sagte, „Wadenstrümpfe“ tragen, im Wahlkampf war er ein kühner Draufgänger, der dem Gegner rücksichtslos zu Leibe ging. Dagegen neigte der „Wasserstiefler“ Eugen Richter zu Kompromissen. So hatte er im Wahlkreis Rastenburg-Gerdauen-Friedland ein Abkommen zwischen den liberalen und konservativen Gutsbesitzern gebilligt, daß man unter den Gutsleuten nicht gegenseitig agitieren wollte. Ich hatte damals mit Eugen Richter, der den jungen Nachwuchs in der Partei nicht aufkommen lassen wollte, einen heftigen Zusammenstoß in der Presse, aus dem er als zweiter Sieger hervorging.

Mit den Sozialdemokraten habe ich an zahlreichen Orten heftige Kämpfe geführt. Ich verschmähte die billigen Schlagworte, die von anderer Seite gegen sie angewandt wurden, aber ich reizte ihnen stets so ein, daß sie meine Versammlungen mieden und nur einen Horchposten hinschickten. Die schlimmsten Kämpfe habe ich zweimal mit dem berühmten Rektor Ahlwardt ausgefochten. Er verfügte über eine packende, volkstümliche Redeweise und war gänzlich strupellos in seiner Verhezung des Volkes. Mit Vorliebe führte er Bibelsprüche an. Mehrmals geriet ich in seinen Versammlungen, in denen ich ihm entgegentrat, in Lebensgefahr, denn seine Leibgarde bestand stets in einem halben Schock unreifer Lummel, die andauernd unter der Wirkung des Alkohols standen.

Zum letztenmal habe ich 1919 in Niederschlesien im Bezirk Liegnitz gesprochen und den Wahlkampf geleitet, wo Walter Rathenau, aber an aussichtsloser Stelle, aufgestellt war. Ich tat es nur Rathenau zuliebe, den ich als Menschen und Politiker hoch einschätzte und noch einschätze. Mit der Partei stimmte ich damals eigentlich schon nicht mehr überein. Aber es ist nicht so leicht, sich aus einem Ideenkreis und aus einer politischen Gemeinschaft zu lösen, mit der man sich über vierzig Jahre verbunden gefühlt hat.

Die Tätigkeit als Wahlagitator wird gut bezahlt, ist aber außerordentlich schwer. Als es auf dem Lande noch keine Fernsprecher und keine Autos gab, waren die Vorbereitungen für eine öffentliche Versammlung äußerst mühsam und zeitraubend. Oft konnte man das Ziel nicht durch Brief oder Karte erreichen, sondern mußte einen zuverlässigen Mann herumschicken, der den Saal mietete. Und oft genug kam es vor, daß der Gastwirt sich noch im letzten Augenblick weigerte, den Saal herzugeben, weil er von anderer Seite durch Geld oder Drohungen dazu bestimmt war. In dem Saalabtreiben waren die Konservativen durch ihren örtlichen Einfluß groß und wendeten das Mittel mit Vorliebe, aber wenig Erfolg an, denn es macht immer böses Blut und erweckt den Eindruck von Schwäche und Furcht, wenn man eine gegnerische Partei nicht zu Wort kommen läßt. Ich habe von der Wirksamkeit der öffentlichen Versammlungen nie viel gehalten und den Beweis erbracht, daß die Kleinarbeit von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf viel mehr hilft. Wenn man nur einen oder mehrere energische Parteigenossen in einem Orte hat, gewinnt man mit ihrer Hilfe leicht mehrere.

Sehr wichtig sind gute Flugblätter. Sie wurden und werden noch jetzt meistens von der Parteileitung hergestellt und in großen Massen gedruckt. Überhaupt muß bei einer Wahlbewegung Verschwendung mit Papier getrieben werden. Der Kostenpunkt darf bei einer Wahl keine Rolle spielen, wenn es gilt, Flugblätter zu verteilen oder Plakate anzuschlagen. Sehr von Vorteil ist für Parteien, die nicht über den behördlichen Wahllapparat verfügen, ein umfangreiches Adressenmaterial. Das System der Vertrauensleute hat sich nach meinen Erfahrungen nie sehr bewährt. Sicherer und wirkungsvoller ist es, durch die Post Flugblätter und Stimmzettel an jeden Wahlberechtigten zu versenden. Auch mit Stimmzetteln mußte früher Verschwendung getrieben werden, da es nicht selten vorkam, daß sie von gegnerischen Parteien den Wählern abgenommen und vernichtet wurden. Neben den von der Parteileitung herausgegebenen Flugblättern hielt ich überall ein Eingehen auf die Lokalfragen, die den Wählern oft viel wichtiger erscheinen als die hohe Parteipolitik, für nötig und nützlich. Deshalb verfaßte ich in jedem Wahlkreis, den ich bearbeitete, sobald ich mit den Verhältnissen vertraut war, Flugschriften, in denen ich die Wünsche und Forderungen des Kreises behandelte. Noch wirksamer erwies sich eine Wahlzeitung, die in zwangloser Folge erschien. In ihr konnte man auch Versammlungsberichte bringen und Manöver der Gegenpartei aufdecken und durchkreuzen. Ich muß leider feststellen, daß in den Wahlkämpfen vielfach mit unlauteren Waffen gefochten wurde und ungeheuerliche Wahlbeeinflussungen vorkamen. Großgrundbesitzer ließen ihre Hinterlassen

geschlossen vor dem Wahllokal antreten und zwangen ihnen dort den Zettel auf, den sie unter Aufsicht in die Wahlurne legen mußten. Oft waren die Zettel auch an der Größe und Farbe des Papiers kenntlich; fast nie war es zu erreichen, mit den gegnerischen Parteien eine Gleichheit der Stimmzettel in Größe und Farbe zu vereinbaren. Diese Zustände besserten sich erst, als der Staat gleichmäßige Umschläge lieferte, in die man hinter einem Vorhang den Zettel stecken konnte.

Die großen Redeschlachten machten mir stets Vergnügen, wenn ich mit gleichwertigen Gegnern zu kämpfen hatte. Die Hauptsache war die Debatte, in der ich fast stets den Sieg davontrug. Von Vorteil erwies sich dabei die Stenographie, mit deren Hilfe ich den Gegner auf einer unbedachten Äußerung festnagelte. Daß Parlamentarier oft im Redekampf der Wahlschlacht völlig versagen, kommt öfter vor, als man denkt. Zum wirksamen Volksredner gehört eine ganz besondere Begabung. Die sozialdemokratischen Parteiredner waren meist gut geschult, aber nur auf eine beschränkte Anzahl von Phrasen eingepaukt, so daß ein einigermaßen gewandter Gegner sie aus dem Sattel heben konnte.

Mit großem Vergnügen erinnere ich mich noch an eine Versammlung in dem großen Dorfe Ziegenort am Westufer des Stettiner Haffs im Herbst 1912. Nach einer sehr schwächlichen Rede unseres Kandidaten meldeten sich vier Sozialdemokraten zum Wort. Ich sollte gleich dem ersten erwidern, zog es jedoch vor, erst alle vier nacheinander sprechen zu lassen. Dann nahm ich das Wort und setzte ihnen so scharf zu, daß sie unter Protest das Lokal verlassen wollten. Auf meinen Vorwurf der Feigheit blieben sie. Seitdem traute sich kein Roter mehr in meine Versammlungen.

Ein geeigneter Kandidat von starker Persönlichkeit und guter Rednergabe bedeutete den halben Sieg. Das war z. B. in Stolp der Fall. Er konnte zwar nicht zu einer Versammlung sprechen, aber er war ein richtiggehender Bauer, und das genügte. Durch Freunde in der Stadt Stolp ließen wir uns auf dem ersten Dorf bei einem Großbauer ansagen und baten ihn, zu der festgesetzten Zeit Freunde und Bekannte einzuladen. Wir fanden eine kleine Gesellschaft vor, der ich meinen Kandidaten vorstellte und mich dazu. Dann brachte ich zunächst die Rede auf landwirtschaftliche Berufsfragen und hielt das Gespräch in Fluß. Schon nach einer halben Stunde meistens konnte ich fragen: „Ist das nun ein Bauer oder nicht? Ist das Fleisch von eurem Fleisch und Blut von eurem Blut? Wollt ihr nicht lieber ihn wählen als einen Junker, der sich um euch nicht kümmert?“ Damit war der Sieg schon entschieden, ohne daß politische Fragen überhaupt berührt waren. Zum nächsten Dorf begleiteten uns schon die neugewonnenen Freunde in mehreren Wagen. Wir wurden deshalb mehrmals angeklagt,

politische Versammlungen ohne Anmeldung abgehalten zu haben, aber jedesmal freigesprochen.

Je mehr Parteien an einer Wahl teilnahmen, desto schwerer war die Arbeit. Selten, daß sich nur zwei Parteien, wie in Stolp, gegenüberstanden. Meistens waren es drei, vier, ja fünf, die um den Sieg rangen. Da galt es erst mal in die Stichwahl zu kommen. Für den endgültigen Ausgang war meistens die politische Konstellation ausschlaggebend. Wo die Sozialdemokraten ausfielen, unterstützten sie in der Stichwahl die Freisinnigen, weil diese ihnen im Vergleich zu den Rechtsparteien und Zentrum als „das kleinere Übel“ erschienen. Von der straffen Organisation der Sozialdemokratie, der sie ihre Siege verdankte, bekam ich den ersten Begriff im Wahlkreise Wolfenbüttel-Helmstedt. Dort kandidierte für die Freisinnigen der Eisenbahndirektor a. D. Schrader, ein vornehmer, feinsinniger Mann, dem alles zur Kampfnatur fehlte. Trotzdem kamen wir mit den Konservativen in die Stichwahl. Zwei Tage nach der Wahl fuhr ich durch ein Dorf, hielt an einem Neubau an und fragte die Maurer, für wen sie in der Stichwahl stimmen würden. Sie lachten und zeigten mir die Stimmzettel für Schrader, die sie bereits von der Parteileitung erhalten hatten.

Einen der interessantesten Wahlkämpfe erlebte ich im Winter 1911/12 im Wahlkreise Ugedom-Wollin-Uckermünde. Ich wohnte in Swinemünde und hatte dort eine prachtvoll möblierte Wohnung von fünf Zimmern. Da ich vier Monate zu tun hatte, ließ ich meine Frau mit unserem Nesthätchen nachkommen. Zwei Autos standen mir zur Verfügung, ein kleineres, mit dem ich am Vormittag herumsuhr, um Versammlungen festzulegen, und ein großer geschlossener Wagen, mit dem wir abends zu den Versammlungen fuhren, deren täglich zwei, ja drei stattfanden. Unser Kandidat war ein junger Großindustrieller, politisch völlig ungeschult und unfähig, vor einer Versammlung frei zu sprechen. Für die erste Versammlung in Swinemünde waren zu seiner Unterstützung zwei Parteibonzen aus Berlin gekommen, die nacheinander sprachen. Ich war zunächst nur als Leiter der Wahlbewegung angestellt und hatte keine Verpflichtung zu sprechen. Die Redner wurden von den Sozialdemokraten in der Debatte so scharf bedrängt, daß es schon nach einer Niederlage ausah. Da griff ich im letzten Augenblick ein und setzte den Sozialdemokraten so scharf zu, daß sie nach einer Viertelstunde das Feld räumten. Die Folge war, daß ich von nun an täglich sprechen mußte. Ja, mein Kandidat fühlte sich nicht wohl, wenn ich ihn nicht begleitete. Die Aussichten standen für uns gut, und wir hofften in die Stichwahl zu kommen. Da führten die Konservativen im letzten Augenblick noch den Handwerkerbund ins Treffen, der uns so viel Stimmen abnahm, daß wir ausfielen.

Die großen Wahlbezirke, die nach der Revolution eingerichtet wurden, sind sehr schwer zu bearbeiten. Einen Vorteil ziehen daraus nur die Parteien, die so straff organisiert sind wie die Sozialdemokraten. Je länger je mehr hat sich in mir ein Widerwille gegen das ganze Parteigetriebe eingestellt. Und die Entwicklung, die der Parlamentarismus in den letzten Jahren genommen hat, gibt mir recht. Die jetzigen Zustände können nur durch eine nach Ständen und Berufen zusammengesetzte Volksvertretung überwunden werden. Die aus der freisinnigen Partei hervorgegangenen Demokraten sind zu einem Standpunkt gelangt, den ich nicht mehr zu teilen vermag. Ihre Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie, der sie dabei die Schleppe tragen, halte ich für eine schwere politische Schädigung unserer nationalen Belange. Wenn etwas, dann kann uns nur die zur Vaterlandsliebe aufsteigende Heimatliebe, die alles, auch das Schwerste, dem Vaterland zum Opfer bringen mag, aus den Nöten dieser Zeit erretten.

16. Die Posener Denkmalsenthüllung und das Kaisermanöver 1903

An dieser Stelle möchte ich eine interessante Erinnerung einfügen.

Anfang September 1903 erhielt ich von der „Berliner Zeitung“ den Auftrag, über die Kaisertage in Posen, die der Einweihung des Denkmals Wilhelms I. galten, und über die nachfolgenden Kaisermanöver Berichte zu liefern. Einige Tage vor meiner Abreise wurde mir vom Verlag ein Engländer zugesandt; „Mr. Whatney, foreign editor of the Daily Mail“ stand auf seiner Visitenkarte. Er verlangte von mir ebenfalls Berichte für seine Zeitung; er wollte mich für einige Tage nach Posen begleiten, mußte dann jedoch nach Petersburg weiterfahren.

Die Festlichkeiten, die sich in Posen abspielten, hatten einen ganz besonderen Anstrich, weil nicht nur eine Anzahl deutscher Fürsten, darunter Prinz Ludwig von Bayern, der nachmalige König Ludwig III., dazu erschienen war, sondern auch die vier siegreichen englischen Feldherren aus dem Burenkrieg, Earl Roberts, Hamilton, French und Kriegsminister Brodrick. Außer den zahlreichen Militärbevollmächtigten fremder Staaten war auch der Gouverneur des russischen Grenzgouvernements, Graf Baryatinski, und der Kommandeur des Wyborgschen Infanterieregiments, dessen Chef der Kaiser war, mit einigen dreißig Offizieren gekommen, die als Gäste des Kaisers in dem polnischen Hotel „Bazar“ untergebracht waren. Dort nahm auch Mr. Whatney Wohnung, während ich bescheiden ein kleines Privatquartier bezog.

Für die Presse war ein Hauptquartier mit Schreibgelegenheit eingerichtet, wo wir Menschen von der Feder durch einen alten freundlichen Stadtrat betreut wurden. Schon beim ersten Gang durch die Stadt merkten wir, daß die Pressearten, die wir erhalten hatten, uns wenig nützten, und daß wir vor jeder Straßenabsperzung Halt machen mußten. Es gab aber noch eine große grüne Karte, die jede Sperre öffnete. Sie war nur auf dem Generalkommando erhältlich. Mutig machte ich mich mit Mr. Whatney auf den Weg zum Generalkommando. Dort traf ich einen Husarenrittmeister, den ich nach der Ähnlichkeit mit seinem Vater als den Sohn des berühmten Reitergenerals v. Rosenberg erkannte und

anspruch. Bei Nennung meines Namens hellte sich sein Gesicht auf. Ob ich der Verfasser des Buches „Die Jagd“ wäre? Dieses Buch ist im Jahre 1901 reich illustriert und geschmackvoll ausgestattet bei Velhagen u. Klasing erschienen und hat mir viele Freunde erworben. Als ich bejahte und mein Anliegen vortrug, schrieb er mir auf seine Visitenkarte eine Empfehlung und schickte mich zu dem Grafen Pappenheim, der diese Karten allein zu vergeben hätte.

Wir hatten Glück. Nachdem wir im Vorraum von einem kleinen Infanterieleutnant wenig höflich abgewiesen waren, öffnete sich die Tür, und herein trat Graf Pappenheim, eine hohe Gestalt in Kürassieruniform. Er nahm die beiden Karten, die ich ihm überreichte, und tat dieselbe Frage wie der Husar nach meinem Jagdbuch. Als ich bejahte, sprach er mir seine Freude und Anerkennung aus und fügte hinzu, er habe schon viele Exemplare an Kameraden verschenkt. Nun erhielt nicht nur ich, sondern auch Mr. Whatney die große, grüne Karte, mit der wir alle Sperren durchbrachen. Als wir aus dem Hause traten, ereignete sich eine drollige Szene. Mr. Whatney trat einige Schritte von mir zurück, zog seinen Zylinder und sprach mit einer Verbeugung: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich wußte nicht, daß Sie sind ein so berühmter Mann.“

Die Enthüllung des Denkmals erfolgte mit allem höfischen Prunk und Pomp, Festrede, Vorbeimarsch der Truppen, Salut-schüssen usw., wobei wir durch unsere grüne Karte in den Kreis der um den Kaiser versammelten Gäste gelangten. Am Abend war großer Zapfenstreich von fünf Regimentern mit Fackelzug, der vor dem Generalkommando endigte, wo sich der Kaiser mit seinen Gästen auf einem niedrigen, aber sehr geräumigen Altan befand. Wir standen dicht davor in einer Gruppe hoher Offiziere, deren Unterhaltung uns viel Interessantes bot. Am nächsten Tage, als wir ziemlich spät im Hofel „Bazar“ Mittag aßen, sagte mir der Oberkellner, wenn wir etwas sehr Interessantes erleben wollten, sollten wir abends nicht zu spät wiederkommen. Wir stellten uns gegen 9 Uhr ein und erlebten etwas allerdings sehr Merkwürdiges. Der hohe Adel der Provinz erschien in polnischer Nationaltracht mit Frau und Kind. Die Polen wurden von den Ehrengästen des deutschen Kaisers, den Offizieren des Wyborgschen Regiments begrüßt, und es begann ein Verbrüderungsfest, bei dem u. a. auch das in Deutschland verbotene polnische Lied „Jeszcze Polska nie Zgynela“ — Noch ist Polen nicht verloren — gesungen wurde. Aus dem Nebenraum erschienen öfter Polen und russische Offiziere untergehalt, um in vertraulichem Gespräch durch die Halle zu wandern.

Nachdem ich Mr. Whatney klargemacht hatte, um welch ungeheuerlichen Vorgang es sich handelte, begaben wir uns aufs

Telegraphenamt, wo ich an die „Berliner Zeitung“ und Mr. Whatney an seine „Daily Mail“ telegraphierte. Von meiner Meldung nahm die deutsche Presse keine Notiz, aber sie kam am nächsten Tage aus England zurück und erregte dann beträchtliches Aufsehen. Ob der Vorgang für die russischen Offiziere irgendwelche Folgen gehabt hat, ist mir nicht bekannt.

Nach einer prächtigen Parade auf dem Exerzierplatz bei Posen begann das Kaisermanöver. Wir Schlachtenbummler wurden einem Major Brose vom Großen Generalstab unterstellt und in Frankfurt a. O. einquartiert, von wo wir jeden Morgen mit dem Fürstenzug, der alle Gäste des Kaisers aufnahm, bei Tagesgrauen auf das Manöverfeld hinaus und Nachmittags wieder zurückbefördert wurden. Es war das erste Manöver, in dem unsere Heeresverwaltung neue Wege einschlug. Es wurde zum erstenmal die sogenannte Burentaktik angewendet, indem sich die Schützenketten weit auflösten. Ferner wurden fahrbare Fesselballons verwendet, die an schweren Wagen hingen, vor die sechs schwere Kaltblüter gespannt waren. Zum erstenmal donnerten auch im Feldkrieg schwere Mörser. Wir Berichterstatter erhielten an jedem Morgen in der Nacht gedruckte Karten, in denen die Stellungen der roten und blauen Truppen eingedruckt waren, dazu noch einen Bericht, zu dessen Geheimhaltung wir verpflichtet waren, der die Gefechtslage und die voraussichtliche Entwicklung des Kampftages beschrieb. Wir tummelten uns fleißig im Gelände und erhielten von dem Major, der uns begleitete, freundliche Auskunft. Ein paarmal besorgte sie uns auch Prinz Ludwig, der sich gern und oft mit uns unterhielt. Er schwang sich auf sein Ross und sprengte zum Feldherrnhügel hinauf, wo der Kaiser mit seinem Stabe und den fremdländischen Offizieren hielt. Wir sahen ihn mit dem Kaiser sprechen, und wenn er dann zurückkehrte, konnte er uns genaue Auskunft geben.

Das Manöver ist bekannt durch die beiden gewaltigen Reiterangriffe, die der Kaiser selbst leitete. Es war ein imposanter Anblick, wenn die Reitermassen heran- und vorbeistürmten. Die Erde dröhnte buchstäblich unter den Rosseshufen. Berufene und Unberufene fällten damals ein abfälliges Urteil über solch eine Verwendung der Reiterei. Ein schwedischer Kavallerieoberst, neben dem ich bei der Rückfahrt im Zuge saß, fällte ein anderes Urteil. Er meinte, es wäre die stolzeste Genugthuung, die der Kaiser der Reitertruppe, die zu Unrecht als eine Waffe zweiten Ranges angesehen werde, geben könnte. „Und es ist ein Beweis für das tadellose Menschen- und Pferdmaterial der deutschen Armee, den sich diejenigen Militärbevollmächtigten, die es näher angeht — er meinte wohl Franzosen und Russen —, wohl merken werden.“

Bereits auf der Rückfahrt schrieb ich im Eisenbahnzuge meinen Bericht stenographisch nieder und gab ihn gleich nach Ankunft durch den Fernsprecher nach Berlin, wo er ebenfalls stenographisch aufgenommen und übertragen wurde. Dadurch schlug ich alle Kollegen in der Fixigkeit, denn sie mußten sich mit langen und deshalb viel teureren Telegrammen begnügen. Wenn es sich bei der nachfolgenden Besprechung mit Major Brose herausstellte, daß ich einen Schwupper gemacht hatte, ließ er sich durch ein kurzes Ferngespräch beseitigen. Wunderbar erholt und voll neuer Eindrücke lehrte ich nach Hause zurück.

17. Eigenheim auf dem Lande

Dichter und Schriftsteller bauen Luftschlösser, bevölkern sie mit Menschen, die ihrer Phantasie entsprungen sind, und ergötzen oder langweilen damit ihre lieben Mitmenschen. Manche bauen auch für sich selbst Luftschlösser, aber nur in den seltensten Fällen wird aus dem Schloß der Phantasie eine bescheidene Hütte auf eigenem Grund und Boden. An dem guten Willen liegt es in den wenigsten Fällen, denn den frei schaffenden Schriftstellern scheint der Wunsch oder sogar die Sehnsucht nach einer eigenen Heimstätte, mag sie auch klein und bescheiden gedacht sein, im Blute zu liegen. Belege dafür sind von Horaz angefangen bis auf die Neuzeit in reicher Fülle zu erbringen. Nur wenigen wird jedoch die Erfüllung ihrer Sehnsucht zuteil, und an den Fingern sind diejenigen herzuzählen, die aus dem Ertrage ihrer Feder sich ein behagliches eignes Heim errichten konnten, in dem sie ohne Sorgen schaffen und wirken.

Wann bei mir die Sehnsucht nach der eignen Hütte sich eingestellt? Ich glaube, ich habe sie schon in die Großstadt mitgebracht. Und wenn ich dem tiefsten Grunde nachforsche, dann finde ich stets die Eindrücke aus dem Elternhaus. Vielleicht greife ich nicht fehl, wenn ich die zahlreich nebeneinander herlaufenden und sich vielfach verschlingenden Bestrebungen, die durch die Schlagworte: Gartenstadt, Einfamilienhaus u. dgl. gekennzeichnet werden, auf dasselbe Motiv zurückführe. Dazu kommt der Jammer der großstädtischen Mietshäuser. Diese Beschränkung im Raum, diese Hellhörigkeit, die es einem Mann mit kräftiger Stimme verbietet, eine seelische Erregung in starken Worten ausströmen zu lassen!

Je mehr meine Kinder heranwuchsen, desto schärfer drängte sich mir mit einem Gefühl der Wehmut der Gedanke auf, daß ihnen der Begriff des Elternhauses mit dem ganzen Reichtum seiner Wirkung auf das Gemütsleben fehlte. Was ist mir noch jetzt in der Erinnerung das Elternhaus! Wie ein König herrschte ich darin, jeder Winkel ward mir zum Palast und die Hofraite ein Reich von unermesslicher Ausdehnung. Darin hatte ich Vasallen und Knapen, mit vielen Herrschern meiner Art unterhielt ich Freundschaftsbündnisse, besuchte oder bekriegte sie. Und meine Kinder? — Sie erinnern sich an diese oder jene Wohnung! Ich kannte dreihundert Menschen, groß und klein, aber ich kannte sie wirklich und so genau, daß ich sie noch heute leibhaftig vor mir sehe. Meine Kinder mögen

vielleicht mehr Menschen kennen, aber was wissen sie von ihnen? kaum mehr, als was Dienstbotenklatsch weiterträgt . . .

Solange mein Beruf mich an die Großstadt fesselte, schlummerte der Wunsch, aufs Land zu ziehen, tief auf dem Grunde meiner Seele. Als jedoch der langgehegte Entschluß, mich frei auf eigene Füße zu stellen, zur Tat ward, da drängte sich alsbald die Sehnsucht nach der eignen Hütte geradezu stürmisch nach oben. Und nun begann die schöne und, ach, an Enttäuschungen so reiche Zeit des Luftschlöfferbauens. Wie oft saßen wir in der Dämmerstunde traulich dicht aneinandergeschmiegt und bauten an unserer Hütte. Merkwürdig, wie leicht die Phantasie des Kindes sich in eine Gedankenwelt hineinschwingt! Ich hatte sie freilich vor ihnen aufgebaut. Das Haus, geräumig und bequem eingerichtet, dicht an Wald und Wasser gelegen. Der Garten, mit fruchtbaren Bäumen bestanden, ein Stück Ackerland, dessen Fruchtbarkeit wir bald so erhöhen wollten, daß es uns reichen Ertrag brächte. Da wurde schon Obstwein gekeltert, da wurden Früchte und Gurken eingelegt, die Bienen trugen fleißig Honig ein . . .

Bei diesem Punkte versäumte mein Jüngster nie hinzuzufügen, daß er den Honig essen würde. Dann rief ihm stets unter fröhlichem Lachen der ganzen Schar ein anderer zu: „Gehst' runter vom Bock! Das war die Pointe einer Geschichte, die ganz vorzüglich auf unsere Situation paßte. Wie der Vater ein Los kauft und sich ausmalt, daß er von dem Gewinn Pferd und Wagen anschaffen werde. Sein Sprößling belegt sofort den Platz auf dem Bock, neben dem Rutscher, für sich und verfißt seinen Wunsch so hartnäckig, daß der Vater ihn zuletzt mit dem Befehl: „Gehst' runter vom Bock!“ in die Wirklichkeit zurückführen muß.

Für meine kleine Schar war mit diesem Intermezzo das Luftschloßbauen für den Tag beendet. Für uns Eltern auch, denn diese Gebäude gleichen zu sehr den Kartenhäusern; sie stürzen beim leisesten Luftzug zusammen. Und in der Wirklichkeit weht bekanntlich ein rauher Wind, den selbst eine kräftige Phantasie nicht von ihren Schloßern abhalten kann. Ach, wie oft sind mir meine zusammengestürzt!

Die Kinder selbst waren es, die am meisten dazu beitrugen, wenn sie arglos fragten: „Wo werden wir dann zur Schule gehen?“

Das war der Hemmschuh!

Was nuzte den Kindern das Haus auf dem Lande, wenn sie zum Besuch der Schule in der Stadt bei fremden Menschen bleiben mußten! Und ich glaube, daß in diesem Punkt mein Fall geradezu typisch ist für Hunderttausende. Namentlich wenn noch der Kostentypunkt dabei in Frage kommt. Wenn es einer spätern Zeit gelingen sollte, die Anziehungskraft der Stadt zu überwinden, dann muß der Hebel bei den Schulverhältnissen angefaßt werden . . .

Nach einer Zeit der Entmutigung keimte in uns allen langsam der Gedanke, daß es vielleicht möglich sein könnte, meinen Egoismus, der durchaus wirkliches Land mit keusem Wald und reinem Wasser verlangte, mit dem Schulbedürfnis der Kinder zu versöhnen. Das Programm wurde also dahin festgelegt, daß unser zukünftiger Wohnort unweit einer Stadt mit den erforderlichen Schulen liegen sollte. Einen tüchtigen Marsch wollten und sollten meine Kinder mit in Kauf nehmen. Kannte ich doch aus eigener Erfahrung den Segen einer täglichen Fußwanderung in Wind und Wetter!

Also kühner geworden studierte ich den Anzeigenteil der Zeitungen und fragte hier und dort an. Flugs kam die Antwort, und dann begann das Luftschloßbauen auf dem scheinbar festen Grunde des Briefes. Ich könnte heute in jedem deutschen Gau eine prächtige Villa mein Eigen nennen, wenn das grausame „Wenn“ nicht wäre. Und Bürger irrt, wenn er meint, der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hätte aus Häckerling Gold gemacht. Nur einer, der noch das Rosmarin dazu genommen, hat diese Kunst verstanden und sich daraus eine behagliche Heimstätte geschaffen.

Wir — anderen machen bloß die Erfahrung, daß das Wenn und Aber meistens das Abschiednehmen von einer frohen Hoffnung einleitet. So nahmen wir denn auch nacheinander Abschied von einer schmunzenden Villa am Fuße des hohen Peißnerberges in Bayern, von einem lieblichen Anwesen in Ostpreußen, wo Liebe zur Heimat und treue Freundeshände uns hinziehen wollten, von einem romantischen, altertümlichen Wohnsitz in Mecklenburg. Das Wenn und Aber lähmte sogar unserer Phantasie die Schwingen. Selbst die Kinder hatten begriffen, daß ein rauher Luftzug jedes Projekt, kaum daß es aufgestellt, über den Haufen warf. Unsere Wünsche waren eingeshrumpft bis auf eine Wohnung in einem Vorort Berlins, wo wir ein Stückchen Land zum Gartenbau pachten könnten.

Das Schicksal scheint wirklich ganz komische Schrullen zu entwickeln! Als wir mit unseren Wünschen auf dem Nullpunkt angelangt waren, nahm es uns beim Schopf und warf uns — ich möchte fast sagen — kopfüber in die Erfüllung unserer kühnsten Wünsche.

Wenige Tage vor Weihnachten 1904 war's. Vom Winter noch keine Spur. Nein, richtiges mildes Herbstwetter. Nach einer Reihe durcharbeiteter Nächte bedurfte mein Körper und Geist der Auffrischung. Wo konnte ich sie besser und schneller finden als in meinem geliebten Lante, das so malerisch zwischen Wald und See gebettet liegt. Da hatte ich schon seit Jahren liebe Freunde, kernige Grünröcke und markige Fischer ... Das Wetter war günstig; ich konnte mich noch auf den Seen mit der Wurfangel tummeln

und den Weihnachtsfisch fangen, mir selbst den Tannenbaum aussuchen und fällen, wie daheim im Elternhaus . . .

„Elternhaus!“ Der Gedanke war's, der den andern zeugte: Wie, wenn du dort ein Anwesen fändest . . .

Es schien so, als hätte das Schicksal nur darauf gewartet, mir den Wunsch zu erfüllen. Denn das erste, was ich in Lanke erfuhr, war, daß der Maurermeister S . . . seine Villa mit Garten und einigen Morgen Ackerland verkaufen wollte, um in einen anderen Vorort zu ziehen, wo er mehrere Bauten übernommen hatte; im Notfall würde er sie auch vermieten. Ich ging sofort hin, fand ein geräumiges Haus, einen Garten mit einigen sechzig Obstbäumen und vier Morgen Land. Der Besitzer war geneigt, das Anwesen zu vermieten. Ich sicherte mir das Vorrecht, fing einige Hechte und suchte mir einen schönen Weihnachtsbaum aus. Am Vormittag des Heiligen Abends kam ich nach Hause. Das freudige Geheimnis drückte mir fast das Herz ab, aber ich schwieg. Ich wollte meine Frau, die ungern die Großstadt verlassen mochte, unter dem Baum überrumpeln . . .

Ein Weihnachtsfest, wie das im Jahre 1904, hatten wir noch nicht miteinander verlebt! Wie nach der Bescherung und der ersten Freude über die Geschenke sich die Kinder dicht vor dem brennenden Baum um uns drängten und schier atemlos meinen Worten lauschten, daß dieser Abend uns wohl die Erfüllung unseres Wunsches beschert haben könnte . . . ein Haus, einen Garten, ein Stück Land . . . zwar nicht als Eigen, nur zur Miete, aber doch auf eine Reihe von Jahren.

Vergessen waren für diesen Abend alle Spielsachen bis auf die Blasinstrumente, denn sie allein erwiesen sich geeignet, den Jubel in kräftige Töne umzusetzen. Und der Jubel der Kinder riß die Alten mit sich fort, über alle Bedenken hinweg, so daß wir alsobald hinausfuhren und uns das neue Haus sicherten. Jetzt gab's kein Zurück mehr. Jetzt hieß es, alle Kraft auf die Übersiedlung zu vereinigen.

Theoretisch liegt die Sache ganz einfach. Wie einstmals der Nomade seine Zelte abbrach und seine Herden weitertrieb, so packt der moderne Kulturmensch seine Möbel und Hausgerät ein, läßt einige Wagen vorfahren und zieht an den neuen Wohnort. In der Wirklichkeit gestalten sich die Dinge für den modernen Nomaden der Großstadt doch etwas anders. Er hängt mit tausend Fäden an seinem Wohnsitz, und sie kommen ihm erst zum Bewußtsein, wenn er sie lösen soll.

Solch ein Umzug hat unzweifelhaft sehr viel Ähnlichkeit mit einer Mobilmachung, deren Kosten ja so bedeutend sind, daß Deutschland z. B. 120 Millionen Mark in Gold im Juliusturm bei Spandau aufbewahrte. Unsere Mobilmachung hielt sich in wesentlich bescheideneren Grenzen, aber oft kam mir der Gedanke, daß

meine Frau bei mir heimlich aufgespeicherte Schätze vermutete. Meine schüchternen Einwendungen schlug sie mit dem kategorischen Imperativ: „Es muß sein!“ nieder. Nun muß ich ja zugeben, daß ihre Forderungen auf festem Boden standen. Wie oft hatten wir früher festgestellt, was bei einer solchen Übersiedlung ergänzt und neu angeschafft werden müßte. Und meine Frau hat ein gutes Gedächtnis.

Da galt es, noch durch eine außerordentliche Anstrengung einen größeren Betrag schnell zu verdienen. Ich verfiel natürlich auf einen Roman. Die Fabel trug ich schon längere Zeit in mir herum. Nun nahm ich die Nächte zu Hilfe, denn am Tage arbeitete ich auf der Parlamentstribüne als Leiter des Bäcklerschen Bureaus. Das ernsthaft erstrebte Ziel beflügelte meine Phantasie und meine Feder. In einem Duzend Nächte schrieb ich stenographisch den allerdings nicht sehr umfangreichen Roman „Der Sonntagsjäger“ nieder. Das Stenogramm ließ ich in meinem Bureau auf der Schreibmaschine abklappern. Mit dem Roman ging ich zu meinem Freund Folti, der die Wochenschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ leitete. Meine Arbeit gefiel ihm. Am dritten Tage hatte ich bereits das ganze Honorar — 1500 Mark — in Händen. Nun war alle Not und Sorge behoben! Der Sonntagsjäger erschien später als Buch im „Christlichen Zeitschriftenverlage“ und erreichte in einer billigen Volksausgabe eine große Auflage. Er hat mir viel Freunde erworben, denn er war warm und mit viel Humor geschrieben, und der Förster mit seiner Gattin, die darin eine große Rolle spielen, waren meine lieben Eltern, die ich getreulich abkonterfeite hatte.

Meine Frau war augenscheinlich der Meinung, daß der Zug in Feindesland gehe, denn eines Tages stellte sie aus mir und den beiden Ältesten eine Requisitionskolonnie zusammen, setzte sich an unsere Spitze und führte uns in ein Warenhaus, wo wir reichlich einkauften. Heute muß ich ihr recht geben. Es war wirklich gut, daß wir mit allen möglichen Vorräten gut versorgt waren. Denn wehe dem, dessen Speisekammer auf dem Lande nicht wohlgefüllt ist! Da hilft es nichts, daß man in den Beutel faßt und Geld hervorholt. Es muß auch ein dienstbarer Geist zum Holen da sein. Nicht selten macht man auch die Erfahrung, daß eine Ware, z. B. Butter, in dem kleinen Ort augenblicklich nicht aufzutreiben ist. Die Großstadt verwöhnt den Menschen und vor allem die Hausfrau. Auf dem Lande lernt man bescheidener sein, da muß man sehr oft vorlieb nehmen mit dem, was man bekommt.

Von den schrecklichen Tagen der Packerei will ich schweigen. Sie gingen vorüber, wie alles im menschlichen Leben. Die Möbelwagen waren abgefahren, bei guten Freunden hatten wir ein Abschiedsmahl eingenommen, und gegen Abend fuhren wir der neuen Heimat entgegen. In das Gefühl der Freude und frohen Erwartung

mischte sich eine leise Wehmut. Der Abschied aus dem Kreise der Freunde war uns doch schwerer geworden, als wir dachten.

Zwei Jungen, die das Gymnasium besuchten, mußten wir in Berlin lassen und bei einer befreundeten Familie in Pension geben. Sie kamen an jedem Sonnabend nachmittag heraus nach Lanke und fuhren Sonntag abend wieder nach Berlin. Mein zweiter Junge hatte von den Masern, die mir schon einen prächtigen Buben von fünf Jahren entrißen, einen Schaden an der Lunge behalten. Er war schon zwei Winter in Norderney gewesen und sollte in der frischen Landluft — unser Haus lag dicht am Wald — völlig gesunden. Das ist in der That auch eingetreten. Er ist ein stattlicher und tüchtiger Mann geworden. Meine älteste Tochter war bereits erwachsen und half fleißig der Mutter in der Wirtschaft. Meine zweite war ein drolliges, karsches Mädel von acht Jahren, die zu meinem Freund, dem Kantor, in die Dorfschule ging. Mein vierter Junge, der jetzt bereits mehrere Jahre als Baritonist auf der Bühne singt, war damals ein munteres Bübchen von vier Jahren, dessen musikalische Begabung sich schon sehr früh zeigte. Er bekam in Lanke eine Ziehharmonika geschenkt und lernte schnell und ohne Anleitung viele Melodien spielen, zu denen er auch die richtige Begleitung fand.

Es war gut, daß wir unseren Humor und im Handgepäck etwas Mundvorrat mitgenommen hatten. So aßen wir denn im leeren Hause beim Schein einer auf das Fensterbrett geklebten Kerze stehend unser Abendbrot. Die Kleinen wurden müde, so daß wir uns schon mit dem Gedanken vertraut machten, im Dorf einen Gasthof aufzusuchen. Da rollten in tiefer Finsternis die Möbelswagen heran. In zwei Stunden waren die Zimmer mit einem Chaos von Möbeln und Kisten gefüllt. Bald darauf waren die Betten aufgestellt, frierend krochen wir hinein.

Mitten in der Nacht fuhr ich, von einem ungewohnten Geräusch geweckt, empor. Ich lauschte — da seht es wieder ein —, der Hahn kräht! Mein Hahn, der stolze Beherrscher einer Hühnerschar, die ich von meinem Hauswirt übernommen habe. Andachtsvoll lauschte ich seinem Gesang — wie eine Begrüßung kam es mir vor. Wenn ich geahnt hätte, wieviel Verdruß der freche Bursche mir in den nächsten Tagen schon bereiten würde! Raum hatten wir ihm den Stall geöffnet, da führte er schon sein Volk auf des Nachbarn Roggenfaat. Zwanzigmal in zehn Tagen war sein Todesurteil gesprochen, und nur die Fürbitte der Kinder rettete ihn. Aber ich habe ihn doch bezwungen! Ich habe ihm durch reichliches Füttern seine Autorität geraubt. Die Hennen hatten es bald begriffen, daß es bequemer ist, wohlschmeckende Gerste aus der spendenden Hand zu empfangen, als auf dem Acker nach Würmern zu scharren.

Der Großstädter, der auf das Land zieht, muß förmlich umlernen. Er muß erst eine Menge neuer Erfahrungen sammeln, ehe er die richtige Freude an dem neuen Heim gewinnt. Das Chaos hatten wir schnell überwunden. Als die Gardinen an den Fenstern und die Bilder an den Wänden hingen, war auch die Behaglichkeit eingezogen. Aber schon streckten Garten und Land ihre Arme hilfesehend nach uns aus. Und glücklich der, dem noch etwas Erfahrung aus der Jugendzeit dabei zur Seite steht! Ein neuer Kreis von Pflichten tat sich vor uns auf. Zuerst hieß es, Arbeitskräfte suchen und finden. Mit Nachbarshilfe war diese Aufgabe, so schwer sie anfangs schien, bald zur Zufriedenheit gelöst.

Es war ein Glück, daß ich von meinen Angel- und Jagdfahrten einige gute Bekannte im Dorf hatte, an die ich mich um Rat und Hilfe wenden konnte. Beides wurde mir bereitwillig geboten. Man schien uns als unerfahrene Großstädter zu bemitleiden. Bald merkte ich auch, daß unser Tun und Treiben Gegenstand der Kritik war. Sie hüllte sich zwar in Form eindringlicher Ratschläge, aber man merkte doch die Ursache. Seitdem wurde nirgends mehr Rat eingeholt.

Und nun die Frage, die ich wohl beantworten muß, ob sich die ersehnte Glückseligkeit eingestellt hat, ob wir über den Wechsel erfreut waren oder nicht? Da kann ich in aller Namen mit einem kräftigen „Ja“ antworten. Alle die Sorgen und die Mühe, die uns das neue Heim verursachte, hatten wir doch ersehnt. Wir wollten säen und pflanzen und Obstbäume pflegen. Wir wußten, welche Freuden uns daraus erwachsen würden. Die lebhafteste Empfindung dafür wurde wohl durch die Gewohnheit etwas abgeschwächt, aber stets bereitete es uns unfägliches Vergnügen, gegen Abend die Eier aus dem Hühnerstall zu holen. Und wie stolz waren wir auf jeden Keim, der unserer Arbeit sein Dasein verdankte!

Was den Kindern Haus und Garten wurden, läßt sich schwer schildern. Ihre Backen wurden rot, und der Appetit nahm riesenhafte Dimensionen an. In demselben Maße wuchsen ihre Kenntnisse. Wohl mag es schön und nützlich sein, großstädtischen Kindern die Kunst frühzeitig nahezubringen. Noch wichtiger dünkt mir die Aufgabe, sie mit der Natur und ihrer Schönheit vertraut zu machen. Was müssen Stadtkinder in dieser Beziehung entbehren! Das Werden und Vergehen in der Natur lernen sie nur ruckweise und in Bruchstücken bei sonntäglichen Ausflügen kennen. Und wie oft fehlt das Verständnis für das ohne Zusammenhang Erschaute.

Sehr viel Vergnügen fanden die Kinder an den Tieren. Wir besaßen 20 Hühner, von denen wir im ersten Frühjahr nahezu 100 Küden erzogen. Jedes Kind hatte eine Anzahl zu betreuen. Außerdem hatten wir einen Dackel und einen starken Rater, „Schnurz“ geheißten, der von klein auf mit Liebe erzogen sehr

zutraulich und so folgsam wurde, daß er jeden von uns wie ein Hündchen ins Dorf begleitete. Ich fand die alte Erfahrung bestätigt, daß der Umgang mit Tieren veredelnd auf das Gefühlsleben der Kinder einwirkt, besonders wenn die Pfleglinge ihre Dankbarkeit durch zutrauliches Wesen erweisen. Und das war sogar bei unseren Hühnern, die sich sonst den Menschen nie nahelassen, der Fall. Sie kannten ihre Namen, kamen auf den Ruf herbei und ließen sich auf den Arm nehmen und streicheln. Die Nester der in einer dichten Dornhecke wohnenden Singvögel, Grasmücke, Mönch und Drossel, wurden sorgsam gehütet. Und war das eine Freude, als die Jungen erschienen! In dem Blättergewirr der Geisblattlaube wohnte ein Laubfrosch, der uns am Abend durch seinen Gesang erfreute und sich auch durch die Lampe nicht stören ließ. Im Herbst lernten die Kinder alle Pilze kennen und fleißig sammeln. Im Winter zog ich mit ihnen hinaus in den Wald und lehrte sie bei jedem neuen Schneefall die Fährten der Tiere erkennen und die Geschichten lesen, die sich nächstens in Feld und Heide abspielten. Wie der Marder den Eichkater erjagte und auf einen starken Hasen einen vergeblichen Angriff unternahm. Noch heute wird mir das Herz warm und weit, wenn ich daran zurückdenke, wieviel Schönes und Bildendes ich meinen Kindern durch den Landaufenthalt habe geben können.

Meine bessere Hälfte hat dort den Stolz der Hausfrau auch ganz anders als in Berlin empfunden — das war, als sie eine Nachbarin mit selbstgebacknem Brot (selbstverständlich mit den erforderlichen Beigaben) zum ersten Male bewirten konnte. Der stolze Blick, als ihr Gast verwundert ausrief: „Ja, können Sie denn das?“ — „O ja, ich habe lange genug in meinem Elternhaus Brot gebacken, um es nicht zu verlernen.“

Auch für mich bedeutete der Aufenthalt in Lanke einen großen Gewinn. Ich war damals schon Mitarbeiter so ziemlich aller in Deutschland erscheinenden illustrierten Blätter: Dabeim, Gartenlaube, Woche, Über Land und Meer, Leipziger Illustrierte, Universum, Zur guten Stunde, Moderne Kunst, Vobachs Sonntagszeitung usw. Außerdem konnte ich soviel Plaudereien und Skizzen, wie ich zu schaffen vermochte, in Berliner Tageszeitungen unterbringen. Daraufhin konnte ich es schon wagen, einige Meilen von Berlin entfernt mich niederzulassen. In jeder zweiten oder dritten Woche fuhr ich zu Rad nach Bernau und von dort weiter mit dem Zug ins „Städtchen“. Dort klapperte ich die Redaktionen ab, zog Honorare ein und machte Vorschläge für neue Beiträge, so daß ich fast nur auf feste Bestellungen arbeitete. Manche Blätter druckten so viel Arbeiten von mir, daß ich mir zwei Pseudonyme zulegen mußte, damit mein Name nicht zu oft in ihren Spalten erschien. Die naturwissenschaftlichen Plaudereien zeichnete ich als „Dr. Friß

Bernhard“, die Skizzen als „Hans Windeck“. Sehr häufig jedoch erhielt ich Zuschriften, aus denen ich ersah, daß man meine Feder auch unter der Verkleidung erkannt hatte. Den Abend in der Stadt verlebte ich meistens an dem Stammtisch in der Künstlerkause, um die Fühlung mit den Kreisen, in denen ich bis dahin verkehrt hatte, nicht zu verlieren. Mit einem Rucksack beladen, der 40 bis 50 Pfund Lebensmittel enthielt, kehrte ich heim. Meine Arbeiten ließen mir soviel Zeit, ein Leben zu führen, wie ich es mir von jeher ersehnt hatte und jetzt noch immer, leider bis jetzt vergeblich, ersehne. Ich fand reichliche Gelegenheit zur Ausübung der Jagd, die mir so manches Gäslein, Rebhuhn u. a. ins Haus lieferte, und konnte nach Herzenslust auf den Seen angeln, die mein Freund Wilhelm Barth gepachtet hatte.

Leider fand dieses Idyll schon im Herbst des nächsten Jahres ein jähes Ende. Die Arbeit wuchs meiner Frau und Tochter über den Kopf. Dienstboten waren nicht zu bekommen, nicht einmal Frauen zur Gartenarbeit. Und als sich dazu noch unser Nesthächchen anmeldete, das im Dezember 1906 geboren wurde, mußte ich schweren Herzens in die Rückkehr nach der Großstadt einwilligen. Mitte September fuhr ich nach Ostpreußen, um aus Rominten Berichte über die Raifertage zu schreiben und meine Eltern in Sybba zu besuchen. Als ich im Oktober zurückkehrte, fand ich meine Familie bereits wieder in der Stadt wohnen. Das Idyll lag hinter uns.

*

Aus dieser schönen Zeit habe ich noch einige Ereignisse und Erlebnisse zu berichten.

Zum 26. Januar 1906 fuhr ich nach Hamburg, wo ich der Erstaufführung der „Argentiniischen Ernte“ beiwohnen und meinen Bruder Richard wiedersehen sollte, der schon seit Jahren in Wiesbaden wohnte. Außerdem wollte ich Baron v. Berger, der sich für mein Schauspiel „Der Mörderpfaff“ interessierte, besuchen, um ihn zur Annahme und Aufführung des Stückes zu bestimmen. Er machte mir Hoffnung, die jedoch nicht in Erfüllung gegangen ist. Das neue Lustspiel meines Bruders, das ganz vorzüglich auf Hamburger Interessen zugeschnitten war, hatte einen stürmischen Erfolg, der natürlich mit den Hauptdarstellern und Kollegen von der Presse gefeiert wurde. Im D-Zug nach Berlin nahm ich ein paar Augen voll Schlaf, zog mich in einer Herberge um und eilte in die Geweihausstellung, die der Kaiser am Vormittag seines Geburtstages zu besuchen pflegte. Das war auch 1906 der Fall.

Auf dieser Ausstellung zeigte der mecklenburgische Oberforstmeister Graf Bernstorff zum erstenmal die Ergebnisse der von ihm eingeführten Ohrmarken, mit denen Rehe und Hirsche in ihrer frühesten Jugend gezeichnet werden. Die Resultate, die alles, was

man bisher über Gehörn- und Geweihbildung wußte, nicht nur wesentlich erweiterten, sondern auch vielfach abänderten, besiegten meine Zweifel, mit denen ich dem Unternehmen gegenüberstand. Graf Bernstorff freute sich, meine Anerkennung und Unterstützung gefunden zu haben und schlug vor, die Tatsache gebührend zu feiern. Zu diesem Zweck führte ich ihn in eine Weinhandlung Unter den Linden, wo der „Hochtouristen-Klub“ sich oft sammelte. Das war eine der zahlreichen Vereinigungen, die nicht nur kneipten, sondern auch Geld zusammenrafften, um im stillen Wohltaten zu spenden.

Der Ort, wohin ich ihn führte, war kein offenes Lokal, sondern das Kontor eines alten Junggesellen, der uns einen Tisch und ein Duzend Stühle sowie seinen Weinkeller für den Einkaufspreis zur Verfügung stellte. Allerdings mußte man sich sein Glas selbst reinigen und die Flasche Wein selbst vom Lager holen, aber dafür war der Wein auch märchenhaft billig. Ich bevorzugte einen Poujeaux — bei dem Namen wird mancher Leser in der Erinnerung schmunzeln —, den ich mit 2 Mark bezahlte!

Mit Hilfe eines berittenen Schutzmannes überquerten wir die abgesperrten Linden. Der Schriftführer des Allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins, Graf Matuschka, hatte sich uns angeschlossen. Bei unserem Freunde Schöler fanden wir schon eine fröhliche Gesellschaft, zum größten Teil Schauspieler und Zeitungsschreiber, versammelt. Ich stellte den Antrag, die beiden Grafen gegen entsprechendes Einspringgeld in den Klub aufzunehmen. Guido Schiessler übernahm es, die beiden neuen Mitglieder durch eine Rede zu begrüßen. Er verschwand und kehrte nach einiger Zeit wieder, mit nichts anderem bekleidet als mit einem Handtuch, das er um die Lenden geschlungen hatte. Dazu trug er einen Champagnerkühler wie einen Helm auf dem Kopf. In dieser Verfassung stieg er auf den Tisch und hielt eine zwerchfellerschütternde Ansprache.

Der Abend war schon etwas vorgerückt, als ich mich zum Bahnhof begab. Unterwegs kaufte ich mir eine Spirituslampe und eine Flasche Brennsprit für den Schreibtisch. In Bernau stieg ich aufs Rad und erreichte ohne Fährlichkeit das große Dorf Ladeburg. Vor der Tür des Gasthofs von Friedrich Wilhelm Schulze standen einige Grünröcke, die mich mit Hallo empfingen und in das Lokal führten, wo Kaisers Geburtstag von einer großen Gesellschaft gefeiert wurde. Es half mir kein Sträuben, ich mußte im Saal auf einen Tisch steigen und eine Festrede vom Stapel lassen.

Als ich einige Stunden später das Rad besteigen wollte, stürzte die an der Lenkstange befestigte Spiritusflasche mein ohnehin schon etwas labiles Gleichgewicht. Kurz entschlossen löste ich sie

ab und zerschmetterte sie auf einem Stein. Nun war das Hindernis beseitigt. Ohne Mühe gewann und behauptete ich den Sitz und fuhr durch die dunkle Nacht nach Hause.

Am 5. Mai 1906 feierten meine Eltern die Goldene Hochzeit, wozu ich mit Frau und Kindern nach Ostpreußen fuhr. Auch die drei anderen Söhne waren mit ihren Frauen und Kindern gekommen. Unsere Eltern wohnten noch in Sybba und hatten dort in einem Häuschen zwei Zimmer mit Altoven. Wir Kinder und Kindeskinde wurden bei alten Freunden im Dorf untergebracht. Für die Feier des Hochzeitstages war uns von einer alten Dame, die allein dort wohnte, die Villa Böhm zur Verfügung gestellt worden. Das große Vorderzimmer war in einen Blumenhain verwandelt, in dem der Altar stand. Mein Vater hatte sich, wie er sagte, mit seinen Jungen gut eingedeckt: zwei, Fritz und Richard, für Geist und Gemüt, Max, den Pfarrer, für die Seele, und Willi, den Brauereibesitzer, für die Kehle.

Es war ein herrlicher Maimorgen, als wir in feierlichem Zuge über die Straße in die Villa Böhm einzogen. Unser Pastor-Bruder stand schon im Ornat vor dem Altar, die Eltern nahmen in Lehnseffeln vor ihm Platz. Er sprach wunderbar ergreifende Worte, so daß sich Bruder Richard zu mir wandte und leise sagte: „Fritzbruder, mein Bedarf an Rührung ist für einige Zeit gedeckt.“

Zur Verschönerung der Festlichkeit hatte Bruder Willi seinen jüngsten Buben mitgebracht, der vom Onkel Pastor getauft wurde, während die Großeltern ihn über die Taufe hielten. Im Laufe des Tages fand sich eine große Zahl von Gratulanten ein, die Spitzen der Behörden usw. Ein alter Schulfreund, der eine der höchsten Spitzen der Forstlaufbahn erklommen hatte, wollte dem Vater den Titel Oberförster verleihen lassen; wir lehnten es ab, weil wir wußten, daß diese Ehrung dem alten Herrn keine Freude bereitet hätte. Meine Eltern hatten genug an der Liebe und Verehrung, die sie sich in weiten Kreisen erworben hatten . . .

Abends saßen wir Männer bei einem guten Glas Rotzpon um den runden Tisch zusammen. Der Vater war ins Erzählen geraten und unerschöpflich. Die Uhr ging schon auf eins, als die Mutter eintrat und mit besorgter Miene sagte: „Väterchen, es ist Zeit, wir wollen rübergehen.“ Mit ernster Miene erwiderte Vater: „Mutter, du irrst dich, das lohnt nicht mehr, es ist ja nicht die grüne Hochzeit, sondern die goldene.“ Fluchtartig verließ die Mutter das Zimmer, während Vater noch lange in unserer Gesellschaft blieb.

18. Fischerei

Obwohl ich über meine Beziehungen zur Fischerei schon manches in die Darstellung verwoben habe, nimmt meine Tätigkeit auf diesem Gebiet doch noch eine eingehendere Würdigung in Anspruch. Wie der Leser weiß, erwarb ich mir schon im Elternhause eine bis ins einzelne gehende Kenntniss der Praxis. Dann erhielt ich durch Professor Benedek die Aufklärung über die völlig verfehlte Wirtschaftspolitik des preussischen Staates. Sie bestand vor allen Dingen in der falschen Bemessung der Schonzeit. Nach dem Gesetz trat am 15. April bis zum 15. Juni völlige Schonung für alle Fische ein. Daß bei milden Wintern manche Fischarten schon vor diesem Termin laichen und in einem kalten Frühjahr manche erst nach diesem Termin, blieb außer Betracht. Wie zum Hohn wurde diese Schonzeit auf Antrag des berühmten Virchow, der von der Fischerei ebensowenig verstand wie . . . alle anderen Abgeordneten, nicht nur durchlöchert, sondern ins Gegenteil verkehrt dadurch, daß drei Tage der Woche zum Fischen freigegeben wurden. Man wollte, wie es in der Begründung hieß, der armen Fischerbevölkerung nicht durch zwei Monate jede Möglichkeit zum Erwerb entziehen.

Erstens gab und gibt es in ganz Norddeutschland keine armen Fischer, die nur auf den Ertrag der Fischerei angewiesen sind, sondern jeder Fischer besitzt ein Häuschen und ein paar Morgen Land, deren Erträge ihn auch in schlechten Jahren über Wasser halten. Zweitens hoben die drei freien Tage in jeder Woche den Zweck der Schonzeit nicht nur völlig auf, sondern verkehrten ihn in das Gegenteil. Denn nun lagen die Fischer drei Tage und drei Nächte auf dem Wasser und fingen die laichreifen älteren Fische weg, die ihren Laich noch nicht abgesetzt hatten. Um der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, wurden noch Laichschonreviere eingerichtet. Und das gerade war der Abel größtes. Denn dort zogen sich nicht nur die Fische zusammen, die laichen wollten, sondern auch alle anderen, die sich von dem abgelegten Laich und von der hilflosen, noch mit dem Dottersack behafteten jungen Brut ungestört mästeten.

Dazu kam noch eine alles Maß übersteigende Ausbeutung der Seen. Alle Seen in Ostpreußen sind bis auf einen ganz geringen Bruchteil im Besitz des Fiskus, der sie für einen Spottpreis an

Ausländer, russische Juden, verpachtete. Sie waren in einem Ring zusammengeschlossen, der dem Fiskus die Preise diktierte. Daß sie die Seen mit der größten Rücksichtslosigkeit ausfischten, braucht kaum noch gesagt zu werden. Und jeder Fisch wurde über die Grenze nach Polen geschafft, wo in der Fastenzeit vor Ostern märchenhafte Preise bezahlt wurden.

Ferner lasteten auf jedem See die Fischereiberechtigungen der umliegenden Bauern. Sie durften nur mit Kleingezeug zu Eisches Notdurft fischen, aber das genügte, denn zu dem Kleingezeug gehörte ein Bugnetz, Stak- und Stellnetz, Reusen, Säcke und Aal-schnüre. Und da die Aufsicht ungenügend und eine Marktkontrolle in den Städten gar nicht vorhanden war, fingen die Bauern weit-aus mehr Fische, als sie brauchten, und verkauften sie in der Stadt. Und dazu kamen nun noch die zahllosen Raubfischer. Der Lebens-stand der masurischen Tagelöhner war zu jener Zeit so gering, daß Fleisch nur an den hohen Festtagen auf den Tisch kam. War es da zu verwundern, daß die armen Leute soviel wie irgend mög-lich fischten?! Von dem Flachs, den die Frauen spannen, später von der billigen Baumwolle, wurden an den Winterabenden engmaschige Netze gestrickt. Einen kleinen Rahn, mit Recht Seelenverkäufer genannt, besaß fast jeder. Wenn ein besonders scharfer Aufseher hin und wieder einen Raubfischer erwischte, dann war das Unglück nicht groß. Über die Gefängnisstrafe betrübten sich die armen Leute nicht, denn sie lebten ja im „roten Haus“ besser als in der Freiheit.

Schon in meiner Jugendzeit waren als Folge dieser Mißstände viele Seen fischarm, ja manche völlig ausgefischt. Ich habe es während der Bereisung der masurischen Seen in dem Dorf Sko-menten selbst erlebt, daß die Bauern die zu ihrem Laichplatz ziehenden Bleie (Brassen) in einer engen Bucht völlig abgesperrt hatten und Hunderte von Zentnern herausholten, die sofort nach Lyck geschafft und dort verkauft wurden. Der ganze Bestand an Bleien war vernichtet.

Schon in meinen Berichten an den Fischereiverein wies ich mit allem Nachdruck auf die Schäden hin, die einem kostbaren Stück Nationaleigentum durch diese Mißstände zugefügt wurden. Doch der Wille zur Abhilfe fehlte. Bald fand ich auch die Ursache heraus. Sie entsprang der zu geringen Bewertung der Fisch-massen, die unsere norddeutschen Gewässer lieferten oder bei rich-tiger Bewirtschaftung zu liefern vermochten. Die wenigen Sach-verständigen, die es damals in Deutschland gab, waren bei dem Mangel an statistischem Material auf Schätzungen angewiesen, die weit hinter der Wirklichkeit zurückblieben. Auch mein Lehr-meister, Professor Benede, war in diesen Fehler verfallen.

Zahllos sind die Artikel, in denen ich gegen diese Übelstände ankämpfte. Endlich im Jahre 1896 fanden sie Beachtung. Ich

wurde in das Landwirtschaftsministerium zu Geheimrat Tschlaff gerufen, der das Fischereidezernat innehatte. Er ließ sich von mir in Gegenwart eines anderen Geheimrats einen Vortrag halten, in dem ich frei von der Leber weg sprach. Schließlich erhielt ich den Auftrag, dem Ministerium eine Denkschrift über diese Tatsachen und Zustände einzureichen. Ich verfaßte nicht nur eine, sondern zwei. In der ersten schilderte ich die Mißstände, die nur durch Änderung der Gesetzgebung abgeschafft werden könnten, in der zweiten entwarf ich einen Plan für eine bessere Bewirtschaftung der Gewässer, bei der auch die arme Bevölkerung zu ihrem Rechte kommen sollte. Ich schlug vor, die Verpachtung aufzugeben und die Berechtigungen abzulösen. Dafür sollte, wie es auf den Haffen üblich war, eine „Konsignation“ der Neze eingeführt werden. Das heißt, jeder durfte mit vorschriftsmäßigen Nezen fischen, die der Aufsicht vorzulegen waren. Für jedes Netz sollte ein Zins gezahlt werden.

Damit gewann man die Möglichkeit, nicht nur die armen Leute an der Fischerei teilnehmen zu lassen, sondern hatte es auch in der Hand, der Befischung eines Gewässers Grenzen zu ziehen. Die Raubfischerei wurde auf diese Weise völlig ausgerottet, denn nun würden die Fischer selbst in ihrem eigenen Interesse die schärfste Aufsicht ausüben.

Von allen meinen Vorschlägen wurde — und das ist bezeichnend für die preußische Bureaucratie — nur ein einziger ausgeführt: die Ablösung der Berechtigungen. Die Bauern erhielten freiwillig oder gezwungen eine ziemlich geringe Abfindung, die natürlich bald verbraucht oder verjubelt war, fischten aber lustig, jetzt unberechtigt, weiter. Ihr Grundstück jedoch war bedeutend entwertet. Auf meine Frage, weshalb man nicht auch die Verpachtung aufhebe und der armen Bevölkerung die Möglichkeit, berechtigt zu fischen, schaffe, erhielt ich die mehr als törichte Antwort, die Konsignation der Neze würde viel mehr Arbeit und Kosten verursachen als die Verpachtung, und außerdem wolle man keine arme Fischereibe-völkerung an den Seen schaffen. Es blieb also vorläufig alles beim alten.

Später, als sich die Regierung doch endlich entschloß, ein neues Fischereigesetz zu schaffen, wurde ich ein paarmal zu den vorbereitenden Beratungen eingeladen. Ich bin jedoch nur zweimal hingegangen, weil ich weder Zeit noch Lust hatte, Jahre hindurch leeres Stroh zu dreschen. Trotzdem habe ich, als die Beratung des neuen Gesetzes im Landtag begann, auf seine Gestaltung im geheimen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Ohne daß einer von dem anderen wußte, woher seine Weisheit stammte, hatte ich drei Abgeordnete, die ganz verschiedenen Parteien angehörten, gewonnen, die ich vor jeder Beratung mit der erforderlichen

Sachkenntnis ausrüstete. So kam es, daß sich unter den drei Parteien eine seltene Übereinstimmung entwickelte. Wie oft habe ich auf der Tribüne geschmunzelt, wenn die Beratung sich so glatt und einmütig abwickelte.

Als der Deutsche Anglerbund von Dr. Horst Brehm, dem Sohn des berühmten Tier-Brehm, gegründet wurde, trat ich ihm sofort bei und habe darin viele Jahre eifrig mitgearbeitet. Die Öffentlichkeit hatte von der Bedeutung des Angellsports, der in England eine bedeutende Industrie ins Leben gerufen hat und ernährt, keine Ahnung. Und Regierung und Berufsfischer wetteiferten in dem Bestreben, das bißchen Angelsport, das damals schon existierte, zu erschlagen. Bald verband mich und meine Frau eine herzliche Freundschaft mit Horst und Ulla Brehm. Beide sind leider schon in der Blüte ihrer Jahre dahingegangen.

Im Spätherbst 1912 war ich im Auftrag der beiden liberalen Parteien, die einen gemeinsamen Kandidaten für den Wahlkreis Uedom-Wollin-Äckermünde aufgestellt hatten, nach Swinemünde gegangen, um dort die Wahlarbeiten zu leiten. Dort trat mir ein junger Lehrer, Karl Krüger, der Sohn eines Haffsichers, näher, schilderte mir die Not der Berufsfischer und stellte mir die Notwendigkeit vor, sich zusammenzuschließen. Ich beschloß, der Anregung zu folgen. Es wurde eine Versammlung der Fischer nach Wollin einberufen, der ich eine kurze Wahlrede hielt und dann auf die Lage der Fischer zu sprechen kam. Mit unbewegtem Gesicht hörten mir die wetterharten Männer zu und musterten mich mit unverhohlenem Mißtrauen. Erst als der ihnen sehr gut bekannte Karl Krüger zu sprechen begann, fingen sie an, aus sich herauszugehen.

Nach Schluß der Versammlung hielt er ein Duzend Männer zurück; wir setzten uns zu einer Besprechung zusammen. Es waren alles Vorstandsmitglieder der bereits bestehenden Vereine. Sie wurden, als sie sich von meiner Sachverständigkeit und gutem Willen überzeugt hatten, gesprächig und traten dem Gedanken, einen Fischerbund für das ganze Stettiner Haff zu gründen, näher. Gleich zu Anfang gewann ich Gottlieb Jäger, den Vorsteher der St. Johannis-Zucker-Gilde, und Karl Fischer, einen kleinen, aber stämmigen Mann mit mächtigem rotblonden Vollbart. Sie wurden meine treuesten Freunde. Der Gedanke, alle Fischer des Haffs zusammenzuschließen, war leichter gefaßt als ausgeführt. Denn es bestand ein scharfer Gegensatz, der oft in offene Feindschaft ausartete, zwischen der ruhenden Fischerei, die Reusen und Netze ausstellte, und der Schleppnetzfisherei. Sie kamen sich überall und stets ins Gehege, und es wurde sogar bei den Behörden für ein Verbot der Schleppnetzfisherei agitiert, das inzwischen für die Sommermonate vom 1. April bis 1. Oktober ergangen ist.

Aber die zahllosen Kleinlichen Plackereien, von denen beide Parteien betroffen wurden, und die engherzigen Ausführungsbestimmungen, die noch engherziger angewandt wurden, als es das Gesetz erforderte, hatten eine tiefgehende Erbitterung und ein gewisses Gemeinschaftsgefühl erzeugt, das ich mit Erfolg verwertete. Schon nach kurzer Zeit hingen die Fischer mit einer rührenden Treue und Liebe an mir. Bald konnte ich eine Vertreterversammlung aller am Haff und der pommerschen Seeküste bestehenden Vereine einberufen, in der die Gründung des Fischereibundes beschlossen und ins Werk gesetzt wurde. Ja es gelang mir, in Berlin einen mir befreundeten jungen Buchdruckereibesitzer, Paul Casimir, zu gewinnen, der sich zu dem Wagnis entschloß, ein Blatt für den Fischerbund zu schaffen. Als ich mit ihm in der nächsten Bundesversammlung in Wollin erschien und die erste Nummer des „Berufsfischer“, den ich allein schrieb, vorlegte, war der Jubel groß.

Von den zahlreichen Versammlungen und Festen, die ich inmitten der Fischer erlebte, will ich nur eins kurz schildern. Der Verein in Pödejuch bei Stettin, der mehr als achtzig Mitglieder zählte, feierte sein Stiftungsfest mit Fahnenweihe. Dabei durfte ich nicht fehlen. Ich wurde feierlich mit Musik vom Bahnhof abgeholt und in das Festlokal geleitet, wo der Bundesvorstand eine Besprechung abhielt. Noch im Laufe des Vormittags trafen die Vereine beinahe vollzählig ein. Gleich nach Mittag setzte sich der Festzug in Bewegung und zog mit Musik durch den stattlichen Ort. Auf dem Dorfanger nahmen die Vereine mit ihren Fahnen vor einer dort errichteten Kanzel Stellung. Als erster bestieg der Ortspfarrer, ein frischer junger Mann, der sich großer Beliebtheit erfreute, die Kanzel. Während er sprach, fragte mich Karl Krüger, der neben mir stand, „Onkel Frik, worüber wirst du sprechen?“ — „Dat weet ik noch nich, min Jung.“ Nach einer Weile stieß ich ihn an. „Nu weet ik et.“ Eben hatte der Pastor seine Rede mit der vierten Bitte „Unser täglich Brot gib uns heute“ geschlossen. Nun stieg ich auf die Kanzel und begann: „Was heißt denn unser täglich Brot?“ In Luthers Erklärung war vieles, was für meine Fischer paßte. Gut Wetter, Friede, Gesundheit. Dann kam „gut Regiment und fromme und getreue Oberherren“ an die Reihe. Und nun legte ich los und donnerte gegen die Mißstände, die allen Fischern auf der Seele brannten. Es dauerte nicht lange, da verkrümelten sich die vier Aufsichtsbeamten, die auf dem Flügel standen und verschwanden. Ein ungeheurer Jubel brach los. Als ich mit einem kräftigen „Jungs, holt fast“ von der Kanzel stieg, wurde ich auf die Schultern gehoben und herumgetragen, während unausgesetzt Hochs auf mich ausgebracht wurden und die Musik Tische blasen mußte.

Mir war die Begeisterung begreiflich. Jahrzehntlang hatte die brave, biedere Fischerbevölkerung, die oft unter Gefahr und immer mit schwerer Arbeit kümmerlich ihr Leben fristet, still das himmelschreiende Unrecht getragen, daß sie nicht als ehrliche Bürger, sondern als Verbrecher behandelt wurden. Und jetzt stand einer vor ihnen, der vor aller Öffentlichkeit unerschrocken mit scharfen Worten gegen das Unrecht zu Felde zog und gut Regiment und getreue Oberherren forderte. Abends im Saal mußte ich noch einmal meine Rede wiederholen und wurde wieder auf den Schultern herumgetragen, wobei ich mich in acht nehmen mußte, daß mein Kopf nicht mit dem Kronleuchter in unsanfte Berührung kam.

Trotz der Reibungen, die sich noch immer abspielten, hielt der Bund zusammen und breitete sich weiter aus, bis er durch den Krieg, der die meisten Fischer zur Marine entführte, zerfiel. Er hat jedoch vieles erreicht. Manche unnütze Verordnung wurde stillschweigend aufgehoben, die Strafen, die früher hageldicht auf die Fischer niedersausten und schweigend bezahlt wurden, verminderten sich. Es freut mich noch jetzt, daß ich auch einen Teil zu dieser Besserung beigetragen habe. Und unvergeßlich werden mir die vielen Stunden sein, die ich unter diesen einfachen Menschen verlebt habe, nicht nur bei ihren Festen und Versammlungen, sondern auch bei mancher flotten Segelfahrt auf dem Haff, wenn ich die Vereine besuchte, um sie in ihrer Treue zu stärken. Die Besserung des Verhaltens von oben war wohl häufig durch die Furcht der Behörden erzwungen, die Fischer könnten nach links abmarschieren.

19. Jagd und Rominten

Ich habe schon mehr als einmal hervorgehoben, daß mir die Jagd nicht nur Erholung von schwerer Arbeit und neue Lebenskraft gab, sondern mir auch die Unterlage für schriftstellerische Tätigkeit lieferte, durch die ich mir überall im Reich Freunde erwarb und mir zu manch fröhlicher Jagdfahrt verhalf. Neben mir waren in den beiden letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts auf dem gleichen Gebiet, abgesehen von den Mitarbeitern der Fachzeitungen, nur zwei Männer tätig. Der eine, Oskar Horn, ein alter knorriger Waidmann, der auch dem Deutschen Anglerbunde angehörte, schrieb fast nur für die „Deutsche Tageszeitung“, während der zweite, Freiherr von Pressentin, genannt von Rautter, ebenso wie ich nicht nur für Tageszeitungen, sondern auch für die illustrierten Wochenschriften arbeitete. Ich begann ganz bescheiden mit kleinen, humoristisch gefärbten Schilderungen, die mir vom „Berliner Tageblatt“ und der „Nationalzeitung“ gern abgenommen wurden. Allmählich schritt ich zu größeren Artikeln vor, in denen ich zwanglos über ein Jagdtier, über seine Eigenart und Lebensweise sowie über die Arten und Methoden plauderte, wie es erlegt oder gefangen wurde. Bald erweiterte ich meine Tätigkeit auch durch Schilderungen aus der Fischwaid, und bis auf den heutigen Tag bin ich der einzige geblieben, der dies Gebiet beherrscht.

Ganz von selbst entwickelten sich daraus meine Schilderungen der Tierwelt, in denen ich, auf reiche Erfahrungen gestützt, einen heftigen Kampf gegen den Begriff „Instinkt“ führte, mit dem selbst ernsthafte Forscher sich das Eindringen in unerklärlich scheinende Vorgänge zu ersparen pflegen. Ich war auch einer der ersten, der ohne Bedenken den Begriff „Tierseele“ anwendete und ihren Umfang und ihre Begrenzung festzustellen unternahm. Mit besonderem Eifer ging ich den vielen Märchen und Irrtümern zu Leibe, die sich seit dem Mittelalter in Lehr- und Schulbüchern wie eine ewige Krankheit fortzuschleppen, z. B. den lebendigen Jungen des Aales. Schwer auszurotten waren auch die Märchen von der übergroßen Schlaueit des Fuchses, die unstreitig aus dem Tierepos „Reineke de Voß“ stammen, und das Aasfressen der Aale und Krebse, die dadurch eine Art Wasserpolizei ausüben sollen, wie die Geier und Schakale im Morgenland. Als besonderes Verdienst kann ich mir wohl anrechnen, daß ich unaufhörlich gegen

grausame Methoden des Waidwerks, wie die Verwendung von lebenden Tauben und Lerchen zum Fang von Raubvögeln, angekämpft habe. Sie wurden vielfach gedankenlos angewendet, weil es von jeher so üblich war. Erst meine scharfe Verurteilung der damit verbundenen Grausamkeit erwirkte die Abstellung.

Im Herbst 1903 trat die „Kölnische Zeitung“, der ich schon eine Anzahl Beiträge geliefert hatte, mit der Aufforderung an mich heran, ihr über den Aufenthalt und das Waidmannsheil des Kaisers in Rominten Berichte zu liefern. Seit 1886 fuhr der Kaiser alljährlich, wenn der Wald sich verfärbt, wenn Eichen und Buchen rote Blätter bekommen und die Birken wie lohende Fackeln zwischen dem dunklen Grün der Fichten leuchten, zur Hirschbrunft nach Rominten. Später begleitete ihn auch die Kaiserin dorthin. Ich wußte, daß die Rominter Heide während der Anwesenheit des Kaisers hermetisch abgesperrt war, und daß jeder Eingang des eingegatterten Reviers durch einen Gendarmerieposten bewacht wurde. Berichterstatter waren bis dahin nicht zugelassen worden. Ich mußte mir also erst die Erlaubnis, Rominten zu betreten, zu verschaffen suchen. Als Sohn eines Försters und selbst in einem Forsthaufe der Rominter Heide geboren, glaubte ich sie erlangen zu können. Die zuständige Behörde dafür war das königliche Hofjagdamt. Ich ging hin und fand in dem Leiter der Kanzlei einen alten Grünrock, der bei Nennung meines Namens mich sehr freundlich begrüßte und mit Freude erzählte, daß er als junger Forstlehrling meinen Vater kennengelernt hätte. Auf seinen Rat richtete ich an das Hofjagdamt ein Schreiben, worin ich mich auf den Auftrag der „Kölnischen Zeitung“ berief, die damals als offizielles Blatt galt. Ich fügte hinzu, daß dem ganzen deutschen Volke ausführliche Berichte über den Aufenthalt des Kaiserpaares in Rominten viele Freude bereiten würden. Ich erinnerte auch an die Idylle, die Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise in Parež verlebt hätten, und über die leider keine ausführlichen Berichte vorhanden sind. Über Rominten und die Jagderlebnisse des Kaisers gab es bisher nur ziemlich langatmige Berichte, die der Leibjäger des Kaisers, Rolfing, einigen großen Jagdzeitungen lieferte.

In der Hoffnung der Einreiseerlaubnis, die auch bald eintraf, wandte ich mich an mehrere große Tageszeitungen und erhielt umgehend Aufträge, eine Anzahl Artikel über Rominten zu liefern. Ende September fuhr ich nach Ostpreußen und holte mir von dem jugendlichen Landrat von Goldap, Herrn v. Berg, der später Landeshauptmann, dann Oberpräsident von Ostpreußen und zuletzt Chef des Zivilkabinetts des Kaisers wurde, einen Paß, der mir die verschlossenen Pforten der Rominter Heide öffnete.

Die größten Reviere des Kaisers sind die Schorfheide und Rominten. Die Schorfheide in der Mark bedeckt einen Raum von

39360 Hektar, also etwa fünfsechshalb Quadratmeilen. Die Rominter Heide in Ostpreußen hat „nur“ 24660 Hektar, das sind etwa vier Quadratmeilen. Beide Reviere sind rundum eingezäunt. In der Schorfheide sind ungarische Hirsche, die sich sowohl durch Körpergröße wie durch die Stärke ihrer Geweihe auszeichnen, eingeführt. Die Hirsche in Rominten sind durch keine Kreuzung beeinflusst worden. Nur einmal, im Jahre 1865, wurden sieben Stück Mutterwild aus der Mark nach Ostpreußen gebracht. Daß sie einen wesentlichen Einfluß auf die Rasse ausgeübt haben könnten, ist völlig ausgeschlossen. Die Rominter Hirsche, die an Stärke nur den Ungarn und Serben nachstehen, haben ihre Bedeutung anderen Einflüssen zu verdanken. In erster Linie dem rauhen Klima. Schon im November fällt dort Schnee; vom Dezember bis in den März hinein pflegt er meterhoch zu liegen. Und oft kommt noch, wenn die Hirsche schon handhohe Kolben aufgesetzt haben, ein böser Nachwinter mit fußhohem Schnee und hartem Frost. „Winters Not, Wildes Tod!“ sagt ein altes Jägerwort. Das heißt: der Winter hält eine strenge Auslese, die Schwächlinge und Kräpel rafft er weg und läßt nur die Starken leben. Das wird dann ein hartes und starkes Geschlecht.

Man hat im allgemeinen wenig Kenntnis davon, welche landschaftlichen Schönheiten die Rominter Heide birgt. Sie bedeckt nicht etwa ein ebenes Flachland, sondern ist von einer Hügelkette durchzogen, deren Ruppen sich bis zu 280 Metern erheben. Und da sie nicht auf einer Unterstufe von Vorbergen aufsteigen, erscheinen sie noch bedeutender, als sie sind. Am besten paßt wohl der Vergleich mit Thüringen. In Rominten kommen noch die kristallklaren, tiefdunkelblauen Seen hinzu, die dort fehlen. Von dem Aussichtsturm auf der 250 Meter hohen „Königshöhe“ erblickt man im Osten den gewaltigen Wstiter See, der mit einem Teil schon zu Rußland gehört. Im Westen erglänzt der Spiegel des Goldaper Sees, im Süden und Osten herrscht Laubwald vor. In den Jahren 1852 bis 1857 wurde die Heide von der Nonne heimgesucht, die den größten Teil des Nadelholzbestandes vernichtete. Der Schaden war so bedeutend, daß es an Kräften mangelte, um die abgestorbenen Bäume zu fällen und aufzuarbeiten. Sie brachen zusammen und bildeten mit dem jungen Aufschlag undurchdringliche Dickichte, in denen das Wild vor jeder Nachstellung sicher war. Schon damals war die Heide sehr reich an Rehen. Ob der Bestand an Rotwild sich durch Zuzug aus der Provinz und Rußland erhöht hat, ist schwer zu sagen. Man kann schon annehmen, daß die gewaltige Ausdehnung der neugeschaffenen Schonungen mit ihrem überreichen Graswuchs zur Erklärung der starken Vermehrung genügen.

Die Verdrängung des Laubholzes durch das schnellere wachsende Nadelholz wurde lange Zeit hindurch als ein Fortschritt betrachtet

und eifrig betrieben. Die sentimentalen Naturschwärmer bedauerten es allerdings, daß im westlichen Deutschland viele Gemeinden ihre herrlichen Eichenwälder niederschlugen, um die kahlen Flächen mit Kiefern und Fichten zu bepflanzen, aber was bedeuten solche gefühlvollen Anwandlungen gegenüber der Tatsache, daß eine mit Nadelholz bestandene Fläche schneller und mehr Ertrag abwirft, als dieselbe Fläche Laubwald.

Imponderabilien kennt der Rechenstift nicht! Er konnte, da es sich um einen „wirtschaftlichen Fortschritt“ handelte, auch darauf nicht Rücksicht nehmen, daß mit dem Laubwald auch die vielen Singvögel schwanden, die unter dem Blätterdach wohnten und sangen. Man hat für die auffällige Abnahme der Singvögel immer den Massenmord der Zugvögel in den europäischen Südstaaten verantwortlich gemacht. Aber man darf nicht vergessen, daß der Laubwald unendlich viel mehr Vögel beherbergte und ernährte als der Nadelwald, daß also infolge des Vordringens der Kiefern und Fichten viele Vögel ihre Nist- und Nahrungsstätten verloren. Ich schreibe diese Zeilen in einem ostpreussischen Forsthause und kann nicht aus dem Gedächtnis angeben, welche Arten und in welchem Umfange durch diese Umwälzung der Forstwirtschaft im vorigen Jahrhundert geschädigt worden sind. Aber ich brauche ja nur die Leser als Zeugen anzurufen. Sie werden es alle wohl schon empfunden haben, namentlich bei einem Spaziergang im Frühjahr, wie arm der Kieferwald an Singvögeln ist, während es im Laubholz von allen Zweigen singt und jubiliert.

Was diese Tatsache bedeutet, ist uns jetzt bekannt. Wir haben uns unserer besten Bundesgenossen im Kampfe gegen das Insektenheer beraubt. „Der Mensch müßte Hungers sterben, wenn die Vögel nicht sein Getreide, sein Gemüse und Obst gegen die schädlichen Insekten verteidigen würden“, hat ein berühmter Naturforscher gesagt. An diese unerwünschten Folgen hat man nicht gedacht, als man den Laubwald niederschlug.

Bevor ich über den Schaden spreche, den der Nonnenfraß der Jahre 1852 bis 1858, die Rominter Heide und einige südlich davon gelegene Forsten völlig vernichtend, angestiftet hat, muß ich den Schädling kurz beschreiben. Es ist ein kleiner, 25 bis 30 Millimeter langer Schmetterling mit weißgrauen, von schwarzen Bändern durchzogenen Flügeln. Er legt seine Eier in kleinen Klumpen in die Vertiefungen der Borke. Ende April oder Anfang Mai kriechen die jungen Raupen aus, die zunächst mehrere Tage auf einem Häufchen, das der Forstmann „Spiegel“ nennt, beisammen bleiben. Dann beginnen sie am Stamm emporzuwandern, bis sie auf die dünnen Äste und an die Nadeln gelangen. Im Juli sind die Raupen erwachsen, sie haben eine Größe von 5 bis 6 Zentimeter erreicht. Dann verpuppen sie sich in einer Vertiefung der Borke, wobei sie

sich mit einigen wenigen Fäden bespinnen, die wohl nur der Befestigung dienen. Aber schon nach vierzehn Tagen bis drei Wochen schlüpft aus der Puppe der Schmetterling aus, der in der Nacht umherschwärmt und alsbald seine Eier abzulegen beginnt.

Zwei und einen halben Monat, von Anfang Mai bis zum halben Juli, dauert also der Raupenfraß. Aber diese Zeit genügt, um ganze Bestände zu vernichten. Von dem Raupenfraß der Jahre 1852 bis 1858 hat uns ein sächsischer Forstmann, der zum Studium der Nonnenplage nach Ostpreußen geschickt war, eine eingehende Schilderung gegeben. Danach soll im Jahre 1850 und 1851 die Nonne zuerst südlich der Grenze in polnischen Wäldern massenhaft aufgetreten sein. Im Jahre 1852 hatte sie dort bereits ganze Bestände vernichtet, so daß die Waldbesitzer ihre Reviere anzündeten und niederbrennen ließen, weil sie das minderwertige Holz nicht verwerten konnten. Der Schädling wurde dabei nicht vernichtet, sondern nur verschleucht, denn 1852 erschien er in ungeheuren Massen auf preußischem Gebiet, wo auch bereits seit einigen Jahren eine ungewöhnliche Vermehrung beobachtet war. In wolkenartigen Massen, die jeder Beschreibung spotten, zogen die Schmetterlinge herbei. Die Gebäude der Förstereien waren von Faltern völlig bedeckt, auf dem Pilwungsee lagen die ertrunkenen Schmetterlinge wie eine dicke Schaumschicht. Im Walde war es wie im ärgsten Schneegestöber, die Bäume sahen wie beschneit aus, so dicht saßen die Nonnenfalter auf den Zweigen. Und von Jahr zu Jahr nahmen die Massen zu.

So kam denn im Mai 1855 ein Raupenfraß zur Entwicklung, wie ein solcher wohl seit Menschengedenken noch nicht dagewesen ist. Die Raupen machten keinen Unterschied mehr zwischen Nadel- und Laubholz, noch zwischen den Altersklassen, denn auch Fichtenschonungen, ja selbst vor- und diesjährige Kulturen wurden von ihnen befallen und kahlgefressen! An jüngeren Fichten und Kiefern krümmten sich die Wipfel unter der Last der klumpenweise darauf sitzenden Raupen bogensförmig. Der Raupenkot, der zuletzt den ganzen Boden des Waldes zwei bis drei Zoll hoch, ja an manchen Stellen bis sechs Zoll hoch bedeckte, rieselte ununterbrochen, gleich einem starken Regen, aus den Kronen der Bäume hernieder, und bald war kein grünes Blatt, kein Halm mehr zu sehen soweit das Auge reichte.

Hinter der Nonne kamen die Borkenkäfer und vernichteten, was etwa noch übriggeblieben war. Schon damals reichten die vorhandenen Arbeitskräfte nicht aus, das tote Holz niederzuschlagen und fortzuschaffen, obwohl man es jedem freigestellte, sich soviel davon zu holen, wie er wollte. Die überständigen Bäume brachen in sich zusammen, ein mittelstarker Wind warf sie zu Haufen übereinander, an den kahlen Baumstümpfen erschien ein weißer

Schimmelpilz, der in der Dunkelheit gespenstisch leuchtete. Erst als die ganzen Bestände vernichtet waren, hörte die Plage von selbst auf.

In früheren Jahren kam aus der großen russischen Kronforst Bjelowjesa, die etwa 100 Kilometer von der preussischen Grenze entfernt liegt, ein unliebsamer Zuzug anderer Art. Das gewaltige, 1200 Quadratkilometer große Waldrevier enthält noch jetzt die letzten in Europa lebenden Wisente und zahlreiche Elche, außerdem aber viele Wölfe und Luchse. Diese unternahmen in jedem Winter, wenn sie durch Treibjagden beunruhigt wurden, Streifzüge nach Preußen. Sie räumten in dem reichen Wildstand der Romintner Heide gehörig auf, denn nicht immer gelang es den Grünröcken, sie bald zur Strecke zu bringen. So wurde im Jahre 1861 ein Luchs geschossen, auf den man sechs Wochen hindurch Tag für Tag Jagd gemacht hatte. Seitdem die Heide eingezäunt ist, haben sich die schlimmen Gäste nicht mehr gezeigt. Wohl aber beherbergte sie mehrere Jahre einen starken Elch, der durch einen Einsprung hineingelangt war. Er hat sich jahrelang allen Nachstellungen zu entziehen gewußt.

Der Kaiser ließ sich in Rominten aus Holz in norwegischem Stil ein Jagdschloßchen bauen, das nach wenigen Jahren, seitdem die Kaiserin ihren Gemahl öfters dorthin begleitete, durch ein zweites, dahinter stehendes ergänzt wurde. An einem Sonntag wurde nach der Kirche Geweihparade abgehalten. Eine originelle Veranstaltung! Die Forstbeamten brachten alle Abwurfstangen mit, die sie im Laufe des Jahres gesammelt hatten, und legten sie im Schloßhof in langen Reihen nieder. Der Kaiser betrachtete sie sehr eingehend, denn die Stangen sagten ihm, wie seine Wildbahn sich entwickelte, was von guten Hirschen für das nächste Jahr zu hoffen war. Mancher „Zukunftshirsch“, der ein kapitales Geweih aufsetzen sollte, täuschte aber die Erwartungen. Dafür tauchten aber auch ganz gewaltige Recken auf, von denen selbst die Grünröcke keine Ahnung hatten. Das ist wohl erklärlich, weil der starke Hirsch mit zunehmendem Alter zum Einsiedler wird. Er verläßt das Rudel, steckt sich in die dichtesten Schonungen, die er nur bei völliger Dunkelheit verläßt, und kommt selbst im Winter nicht bei Tage zur Fütterung. Nur zur Brunstzeit erscheint er auf dem Plan, kämpft den Platzhirsch ab und nimmt von dem Rudel Besitz, das dieser bis dahin geführt hat. Auf diese Weise tauchte plötzlich ein ganz kapitaler Achtundzwanziger auf. Der Forstaufseher, der ihn „bestätigte“, eilte sofort zum nächsten Fernsprecher. Es gelang, den Kaiser, der auf einer Spazierfahrt begriffen war, unterwegs zu benachrichtigen. Nach einer Pirsche, bei der mehrere hundert Meter auf allen vieren zurückgelegt werden mußten, fiel der Schuß, der den Recken zur Strecke brachte. Eine ebenso große Freude bereitete dem Kaiser der Vierundvierziger, der nächst

dem berühmten, in der Mark erlegten Sechsendsechzigender das endenreichste Geweih ist, das je erbeutet wurde.

Wie ein norwegisches altnordisches Dorf liegt Rominten auf den Uferhöhen des Fließchens. Jeder Siebel ist mit zwei geschmückten Pferdeköpfen geschmückt. Das ganze Jahr schlummert es, nur im Herbst erwachte es für kurze vierzehn Tage, wenn abends die Hirsche ringsum schrien. Zehn, zwanzig erheben zu gleicher Zeit ihre Stimmen. Wie tiefer Orgelton zieht es über das stille Dorf.

Die Wochen in Rominten verlebte das Kaiserpaar mit einem ganz kleinen Hofstaat in stiller Zurückgezogenheit. Nur die kleine Prinzessin, ein überaus lebhaftes, fröhliches Kind, wurde dorthin mitgenommen. Sie war, wie man deutlich beobachten konnte, des Vaters Liebling. Wenn er abends bereits zur Pirschfahrt im Jagdwagen saß, trat sie vor die Rappen, um sie mit Zucker zu füttern. Und der Kaiser wartete geduldig... Ehe er in den Wagen stieg, umhalste sie ihn, zog seinen Kopf zu sich herunter, gab ihm einen Kuß und rief ihm ein kräftiges „Waidmannsheil“ zu.

Die Kaiserin fuhr täglich in den Wald spazieren. Fürst Richard Dohna, der zu den Intimen des Kaisers gehörte, war ihr Cavaliere servente. An jedem Tage ging die hohe Frau mit einer ihrer Hofdamen ins Dorf, um ihre alten und kranken Pfleglinge zu besuchen. Jedesmal wurde ihr ein großer Korb, mit allerlei guten Sachen gefüllt, nachgetragen. Für den Kaiser ruhten die Regierungsgeschäfte auch in Rominten nicht. Er war nicht nur mit dem Reichskanzler, sondern auch mit allen Ministerien in Berlin durch direkte Fernsprecheleitungen verbunden und ließ sich täglich Bericht erstatten. Von der Postanstalt, an der während der Raifertage einige hohe Beamte aus Gumbinnen Dienst taten, fuhren die Depeschboten zu Rad unaufhörlich zum Schloß hinauf. Und wie manche Nacht arbeitete der Kaiser durch bis zum Morgengrauen! Dann strahlte helles Licht aus den Fenstern seines Arbeitszimmers. In den ersten Jahren fuhr der Kaiser nicht selten, ohne geschlafen zu haben, auf die Morgenpirsch. Als die Kaiserin ihn begleitete, brachte sie es dahin, daß er sich etwas mehr Ruhe gönnte.

Am Tage unternahm der Kaiser öfter Spaziergänge durch das Dorf, einen derben Krüdstock in der Hand, eine leichte Holländer Zigarre im Munde. Leute, die ihn begegneten, sprach er an und unterhielt sich mit ihnen. Er hatte allmählich das ganze Dorf aufgekauft, nur zwei kleine Eigenkätner ließen nicht von ihrem Besitztum. Für die Forstarbeiter war in vorbildlicher Weise gesorgt. An Stelle der elenden Chaluppen, in denen sie früher hausten, wurden Wohnhäuser aus Holz in norwegischer Bauart errichtet. Darin erhielt jede Familie zwei Zimmer mit einfacher, aber gediegener Ausstattung, eine geräumige Küche und eine Siebelstube. Auf seinen Spaziergängen trat der Kaiser auch manchmal in die

Schule ein und prüfte die Kinder durch allerlei Fragen. Das war jedesmal ein Festtag für die Schar der Kleinen. Sie erhielten aber noch andere Genüsse vorgesetzt, denn in jedem Jahr wurden sie von der Kaiserin ins Schloß zu Gast geladen und mit Schokolade und Bergen von Kuchen bewirtet. Zu Weihnachten kamen stets aus Berlin große Kisten an, die eine reichliche Bescherung für die Kinder und arbeitsunfähigen Armen enthielt.

Aus den halbwüchsigen Jungens des Dorfes hatte sich eine Ehrenwache gebildet, die von einem zwölfjährigen, däftigen Schlingel befehligt wurde. Es gab für die Buben kein größeres Vergnügen, als wenn der Posten vor dem Kaiser rausrufen und die Wache ins Gewehr treten durfte. Natürlich war für die Sicherheit des Kaisers auch noch in besserer Form gesorgt. Zwei Kompanien eines Infanterieregiments waren unweit des Dorfes in Blockhäusern untergebracht. Die Grünröcke hatten während der Kaiserstage anstrengenden Dienst. Frühmorgens mußten sie zu Fuß oder Wagen in den Wald, um die auf die Waldwiesen mit ihrem Rudel austretenden Plakhirsche zu bestätigen. Nicht nur die Forsthäuser waren durch Fernsprecher mit dem Schloß verbunden, sondern es waren auch im Revier zahlreiche Apparate angebracht, von denen aus das Schloß angerufen und benachrichtigt werden konnte. Um die als Brunstplätze bekannten Wiesen waren Pirschsteige angelegt, die vor der Ankunft des obersten Jagdherrn sauber geharkt wurden. An geeigneten Stellen waren Kanzeln errichtet, die der Kaiser un-gesehen erreichen und bequem besteigen konnte. War dann ein kapitaler Hirsch bestätigt, dann fuhr der Kaiser hinaus. In den ersten Jahren mit einem Gespann Oldenburger Rappen, worin die Ostpreußen eine Zurücksetzung ihrer einheimischen Trakehner erblickten, später in einem Auto, das ihn schneller ans Ziel brachte, was bei den großen Entfernungen der Heide sehr ins Gewicht fiel. An Ort und Stelle angelangt, wurde der Kaiser auf die nächstgelegene Kanzel geführt, von wo er den Hirsch durch sichern Schuß zur Strecke brachte. Der Oberste Jagdherr war ein ganz vorzüglicher Büchschütze. Mir ist wenigstens kein Fall bekannt, daß ein Hirsch, dem er die Kugel angetragen hatte, verloren ging.

An jedem Abend wurde vor Beginn des Dinners vor dem Schloß die Strecke gelegt. Dann erschien der Kaiser mit der Kaiserin und erklärte seinen Gästen den Verlauf der Jagd. Ich stand dabei stets in der ersten Reihe der Grünröcke in einem Anzug aus forstgrünem Tuch mit schwarzem Samtkragen, den ich mir eigenmächtig zugelegt hatte, und hörte den Bericht aus erster Quelle. Viele Einzelheiten erfuhr ich auch von den Leibjägern und Grünröcken. Ein solcher Abend steht mir noch heute in lebendiger Erinnerung. Der Vollmond stand hell am klaren Himmel, so daß die qualmenden Fackeln der Leibjäger überflüssig erschienen. Nachdem der Kaiser

die Strecke, zwei kapitale Achtzehnder, besichtigt hatte, gab er den Wink, das Halali zu blasen. Noch ehe der erste Ton erklang, setzte dicht hinter dem Schloß ein kapitaler Hirsch mit gewaltigem Orgeltönen ein. Er sang seinen toten Brüdern das Halali. Der Leibjäger schwieg. Stumm lauschten wir den mächtigen Tönen, mit denen sich kein anderer Naturlaut auf deutschem Boden vergleichen läßt.

Ich hatte stets soviel Aufträge, daß ich nicht nur am Tage fleißig schreiben, sondern auch oft noch die Nacht zu Hilfe nehmen mußte. Denn nach dem ersten Jahr wandten sich viele große deutsche Zeitungen an mich mit der Bitte um einen oder mehrere Berichte aus Rominten. Die mittleren Zeitungen erwarben das Recht, die Berichte nachzudrucken, ja manche eigneten sie sich ohne weiteres an, wofür sie nachher doppelt gebüßt wurden. Ich habe die schwere Arbeit gern geleistet nicht nur des Verdienstes wegen, sondern weil ich das erhebende Gefühl hatte, durch meine Berichte das vorbildliche Familienleben des Kaiserpaares dem deutschen Volke nahegebracht, Liebe und Verehrung für die hohen Herrschaften in den Herzen vieler Deutschen erweckt zu haben.

*

Mit meinem Besuch in Rominten hängt auch ein Erlebnis zusammen, das ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Es war in den Kaisertagen 1906, als ich von Rominten abends nach Goldap hineinfuhr, um mit einem Schulfreunde, dem Amtsrichter O., seinen Geburtstag zu feiern. Bei meinem Eintritt fand ich eine Gesellschaft vor, die sich vor Heiterkeit nicht zu lassen wußte. Auf meine Frage nach der Ursache erhielt ich zur Antwort: „O. hat heute den Bismarck wegen Mißhandlung Napoleons zu 30 Mark Geldstrafe verurteilt.“ Das Gesicht, mit dem ich diese Mitteilung aufnahm, gab Anlaß zu erneuter Heiterkeit. Die Aufklärung, die mir schließlich zuteil wurde, will ich, durch eigene Forschungen und die geschichtliche Darstellung der Vorgänge erweitert, wiedergeben.

Das reiche Bauerndorf Kerschken, in Ostpreußen zwischen Goldap und Angerburg gelegen, stand von jeher in einem Gegensatz zu dem benachbarten Marktflecken Bentheim, dessen Bewohner als Handwerker und Krämer von der Bauernkundschaft abhängig waren. Und als die Bentheimer 1872 das Sedanfest großartig mit Festrede, Musik und Ball begingen, faßten die Kerschker den Entschluß, ihre Nachbarn zu übertrumpfen und die Schlacht bei Sedan „aufzuführen“. Ein Bauer Szelaszko hatte den Gedanken gefaßt, der begeisterte Aufnahme fand. Sofort meldeten sich 100 gediente Soldaten als Kämpfer. 40 wurden als Franzosen ausgelost, weil sich niemand freiwillig dazu hergeben wollte, 60 Mann stellten das deutsche Heer vor. Gewehre aller Art wurden beschafft. Ein Abbau, einsam im Tal gelegen, stellte die Festung Sedan vor.

Dort wurden die Franzosen hineingeworfen und gefangengenommen. Dann zogen Sieger und Besiegte in schöner Eintracht ins Dorf zurück, um die Schlacht noch kräftig im Wirtshaus zu feiern.

Nach einigen Jahren schief die Sache jedoch ein. Als aber die Bentheimer im Jahre 1892 einen Kriegerverein gründeten und das Sedanfest großartiger als je feierten, erregten sie nicht nur Neid und Zorn bei den Kerschtern, sondern in allen Bauerndörfern der Umgegend. Diesmal war es der Gastwirt Schipper, der mit seinem Vorschlag, die alten Kampfspiele zu erneuern, den Nagel auf den Kopf traf. Er beraumte auf den 12. Juli 1894 eine große Versammlung an, die den Beschluß faßte, die Sedanschlacht so großartig wie möglich aufzuführen. Auf beiden Seiten sollten die aus der Geschichte bekannten Heerführer dargestellt werden. Es wurde ein Vertrag von 9 Punkten aufgesetzt, der u. a. die drollige Bestimmung erhielt: „Die Rollen der beiden Kaiser sind erblich.“ Die Unterschriften lauten: Wilhelm I. (Besitzer Szarowy), Bismarck (Trischkat), Roon (Steinort), Moltke (Plapper), Napolium III. (Tischlermeister Seligmann), Mac Mahon (Szielastk), Bazaine (Bartschat). Die Kerschter störte es nicht, daß während der Sedanschlacht Bazaine in Metz belagert wurde.

Die erste Schlacht wurde von etwa 600 Mann geschlagen, die durch weiße oder rote Armbinden gekennzeichnet waren und eine Menge Plakpatronen verknallten. Roon befehligte den rechten, Moltke den linken Flügel, Bismarck das Zentrum. Nach tapferer Gegenwehr zogen sich nachmittags die Franzosen auf Sedan zurück. Bald darauf erschien Mac Mahon vor Kaiser Wilhelm und überbrachte ihm den aus der Geschichte bekannten Brief Napoleons, der nicht an der Spitze seiner Truppen sterben konnte und deshalb dem deutschen König seinen Degen zu Füßen legte. Der Brief wurde deutsch verlesen und erregte bei den zahlreichen Zuschauern einen Begeisterungssturm. Die deutschen Heerführer zogen an der Spitze ihrer Truppen nach Sedan, nahmen Napolium gefangen und führten ihn im Triumph nach Kerschken.

Von den ersten Jahren ist manches zu berichten, was wie ein Stücklein der Schildbürger anmutet. Die Feuerwerkskörper, mit denen man Kanonenschläge markierte, genügten den Kerschtern bald nicht mehr. Sie stellten aus einem Eichenstamm, der mit eisernen Bändern beschlagen war, eine Kanone her, die eine Anzahl Schüsse aushielt. Aber der unerschrockene Krieger, der sie bediente, war auch vorsichtig, denn er mahnte vor jedem Schuß die ihn umlagernde Jugend: „Jungs, nu lopt“ (lauft). Nur einmal ereignete sich ein Unfall. Eine neue Kanone war zu stark geladen worden und flog dem Kaufmann Sember durchs Schauenster in den Laden hinein, wo sie eine greuliche Zerstörung anrichtete. Die Pferde für die Heerführer lieferte der Mühlenbesitzer

Borowsky-Bodschwinglen aus seinem Kaltblütergestüt. Da Napolium jedoch ein sehr schlechter Reiter war, wurde er stets von einer Schar Jungens begleitet, die ihn sofort stützten, wenn sein Gleichgewicht ins Wanken geriet. Niemand nahm an diesen kleinen Sonderbarkeiten Anstoß. Davor bewahrte alle der heilige Ernst und die glühende Begeisterung, mit der alle Mitkämpfer und auch die sehr zahlreichen Zuschauer erfüllt waren.

Von Jahr zu Jahr wurde das Fest immer großartiger ausgestaltet. Es wurden Uniformen angeschafft, und die Heerführer, die sich auch körperlich ihren großen Vorbildern anzugleichen bestrebten, waren geradezu glänzend gekleidet. Ja, es wurden nicht nur alte Militärgewehre mit vielen tausend Platzpatronen beschafft, sondern schließlich auch leichte Feldgeschütze, von denen die Deutschen etwa zehn bis zwölf, die Franzosen etwa sechs erhielten. Auch die Zahl der Kämpfer wuchs von Jahr zu Jahr. Zuerst hatte nur die waffenfähige Jugend von neun Dörfern teilgenommen, später zogen von weither Truppen heran, die sich selbst ausgerüstet hatten und meistens auch einige Trompeter mitbrachten.

Am Abend vor der Schlacht bezogen die Franzosen rings um Sedan ihre Stellungen. Die Deutschen besetzten die weiter dahinter liegenden Berge und Anhöhen. Überall flackerten am Abend die Bivakfeuer auf. Die Musikkapellen spielten abwechselnd. An jedem Feuer wurden patriotische Lieder gesungen, und dazwischen wogten die Massen der Zuschauer, die von weither mit Rind und Regel herbeigezogen kamen. Es war das größte und schönste Volksfest, das je auf ehrlicher Vaterlandsliebe und patriotischer Begeisterung aufgebaut war.

Pünktlich um zehn Uhr erklangen die Signale, die Ruhe geboten. Sie wurde nur von den Patrouillen gestört, die im Vordergrund herumknallten. Mit dem frühen Morgen begann die Schlacht. Die Kanonen donnerten, die Gewehre ratterten, Reitergeschwader brausten hin und her, und das deutsche Fußvolk marschierte auf beiden Flügeln vorwärts, bis der Ring um die Franzosen geschlossen war. Dann erfolgte noch ein großer Sturmangriff, vor dem sich die Rothosen auf Sedan zurückziehen mußten.

Auch innerlich wurde die Aufführung immer besser ausgestaltet. Kurz gesagt: Die großen geschichtlichen Ereignisse wurden nach den Bildern, wie sie uns bekannte Maler, z. B. Anton von Werner, überliefert haben, dargestellt. Jetzt überbrachte nicht mehr Mac Mahon, sondern General Reille den Brief Napoliums. Etwas später fand die Zusammenkunft Wilhelms I. mit Napolium III. in der Glasveranda eines Gutshauses statt. Dann kam die Begegnung Bismarcks mit Napolium auf der Straße. Dies Bild war besonders wirkungsvoll und erregte stürmischen Jubel, wie Napolium aus dem Wagen steigt und mit demütiger Verbeugung sein

Räppi zieht, während Bismarck von seinem gewaltigen Kaltblüterhengst steigt und majestätisch auf den Franzosentaiser zuschreitet.

Den Beschluß machte gegen Abend die Begegnung Bismarcks mit Napolium vor dem Weberhäuschen bei Donchery. Dabei ereignete sich eines Tages, daß dem Bismarck das patriotische Gefühl überlief. Er nahm plötzlich Napolium beim Wickel und walkte ihm gehörig das Leder aus. Ob Napolium dazu Anlaß gegeben hat, oder ob Bismarck sich in einer sehr gehobenen Feststimmung befand, läßt sich nicht mehr feststellen. Aber so wenig dieser Vorfall der geschichtlichen Wahrheit entsprach, desto mehr befriedigte er das Gerechtigkeitsgefühl der Zuschauermassen.

Die Folgen jedoch waren weniger erfreulich. Der Darsteller des Napolium weigerte sich entschieden, die Rolle im nächsten Jahr noch einmal zu spielen. Doch niemand war geneigt, diese Bereicherung des Festes, die für das nächste Jahr einen ungeheuren Zulauf versprach, aufzugeben. Und wozu hatten die Kerschker denn einen Bismarck? Er wußte Rat. Als Mitte August nächsten Jahres ein Stromer durch das Dorf zog, der einen großen Schusterbart trug, wurde er wegen Bettelns festgenommen und ins Spritzenhaus gesperrt. Er erhielt gut zu essen und zu trinken und bequemte sich dazu, die Rolle des Napolium zu spielen. Die Uniform wurde ihm zugepaßt, und nach einigen Proben spielte er seine Rolle ganz gut. Er war allerdings am Abend unangenehm überrascht, als ihm Bismarck das Leder auswalkte.

Im nächsten Jahr versagte leider dieses Auskunftsmittel, einen Napolium zu erhalten, denn schon seit dem Frühjahr zogen alle Stromer in weitem Bogen um Kerschken herum. Doch auch diesmal wußte Bismarck Rat. Er bewog einen Flickschuster aus Benkheim, der sehr oft großen Durst, aber wenig Geld besaß, die Rolle des Napolium zu übernehmen. Am Tage der Schlacht überfiel den Napolium die Angst vor den Prügeln, und er verlangte aus einem sehr dringlichen Anlaß, das bei Sedan befindliche Wäldchen betreten zu dürfen. Seine Truppen argwöhnten jedoch einen Fluchtversuch und verwehrt es ihm. Die Folge war eine kleine Katastrophe, die sich nicht verschweigen läßt, weil sie bei der Gerichtsverhandlung eine entscheidende Rolle spielte. Und am Abend erhielt Napolium nicht nur von Bismarck seine Prügel, sondern auch Moltke und Roon beteiligten sich an der Bestrafung. Vor Gericht gaben sie als Grund an, der Napolium habe durch seinen schlechten Geruch das ganze Fest gestört.

Die Kerschker waren darüber so ergrimmt, daß sie dem Napolium auch das Spielhonorar verweigerten. Da ging er hin und verklagte die drei Heerführer wegen Mißhandlung. Die Gerichtsverhandlung war von so drastischer Komik erfüllt, daß die Richter sich unter dem Vorwande einer Beratung öfter zurückziehen

mußten, um sich auszulachen, denn die Bauern waren nicht dazu zu bewegen, sich mit ihren bürgerlichen Namen zu benennen, sondern sprachen nur von Bismarck, Moltke und Roon. Schließlich gelang es dem Reden des Richters, Napolium milder zu stimmen. Er erklärte: „Mit dem Moltke und dem Roon wöll ik mi schon verdrage, aewer dem Bismarck mötte Se bestrafe, Herr Richter, de hätt mi to doll terschloge.“

So kam es, daß Bismarck wegen Mißhandlung Napoliums vom Schöffengericht zu Goldap mit 30 Mark bestraft wurde. Das Fest fand noch einige Jahre statt, bis einer der Zuschauer, der blindlings in die Schützenkette hineingelaufen war, von einer Platzpatrone erschossen wurde. Da verbot die Behörde, die keinen Begriff von der vaterländischen Bedeutung dieser Kampfspiele gehabt zu haben scheint, die Aufführung der Sedanschlacht.

20. Ostpreußenhilfe nach dem Russeneinfall

Der Ausbruch des Weltkrieges erfüllte mich mit schweren Sorgen um das Schicksal meiner geliebten Heimat. Es war ja offenes Geheimnis, daß die Russen an ihrer Westgrenze gewaltige Truppenmassen angehäuft hatten, mit denen sie sofort loszuschlagen konnten. Was wir Ostpreußen befürchteten, trat nur zu schnell ein. Die Russen warfen überall Kosakenschwärme über die Grenze, die sich plündernd, mordend und sengend über das Land ergossen. Unausprechliches Elend brach über die Ostmark herein. Hunderttausende mußten von Haus und Hof flüchten und konnten noch froh sein, den russischen Mordbanden entronnen zu sein. Viele kamen bis nach Berlin. Sie verhielten sich still, bis die Zahl und die Not immer größer wurde. Da sammelten sie sich durch eine Zeitungsnotiz, die ich durch Zufall las. Ich begab mich in den Garten des Architektenhauses in der Wilhelmstraße, wo ich mehrere hundert Landsleute vorfand, die wie in einem Ameisenhaufen durcheinandertribbelten und nicht wußten, was sie beginnen sollten. Nachdem ich eine Anzahl Bekannter begrüßt, stieg ich auf einen Tisch, klopfte mit dem Stock kräftig auf und rief in das Gewühl hinein: „Landsleute, hört mir mal zu! Ich bin Fritz Stowronnek.“

Ein allgemeines Aha! „Wir wollen einen Ausschuß bilden. Dazu müßt ihr euch nach Städten und Kreisen zusammenstellen. Hier bei mir stellen sich die Lycker auf, dort die Löhener usw.“ Nachdem dies geschehen war, ersuchte ich sie, in jeder Gruppe zwei oder drei Delegierte zu wählen, möglichst Leute, die viele Personen kannten. Die Erwählten führte ich in ein großes Zimmer, wo neben mir Stadtrat Eichelbaum-Insterburg und Graf Mirbach-Sorquitten Platz nahmen. Ich gebot Ruhe und schlug vor, zum Vorsitzenden des Ausschusses den Insterburger Stadtrat zu wählen. Eichelbaum sprang auf und rief: „Von unseren Landsleuten in Berlin hat sich außer Stowronnek niemand um uns gekümmert. Ich schlage vor, ihn zum Vorsitzenden zu wählen. Ich bitte ihn, die Wahl anzunehmen.“

Durch Zuruf wurde ich einstimmig gewählt und nahm, da ich nichts zu versäumen hatte, die Wahl an. Meine erste Amtshandlung war, daß ich einige Herren ausschickte, um die leerstehende alte Bibliothek für unsere Zwecke zu erbitten. Wir bezogen sie noch an demselben Tage und richteten uns dort häuslich ein. Vor

allen Dingen mußte der großen Not abgeholfen werden, die unter den Flüchtlingen herrschte. Die meisten waren, wie sie gingen und standen, von Hause weggelaufen, als die Russen anrückten, nur manche hatten Hausrat, Betten und Vieh mitgenommen. Über erhebliche Geldmittel verfügte niemand. Viele waren in Massenquartieren untergebracht und sehnten sich nach einer menschlichen Wohnung. Für Geld, Kleider und Wäsche mußte gesorgt werden. Ich erließ einen Aufruf durch die Zeitungen und muß sagen, daß die Berliner großzügig spendeten, nicht nur Geschäfte, sondern auch Einzelpersonen.

Es gab also eine Menge Arbeit. Viele hatten ihre Bahnfahrt bezahlt und wollten sie zurückerstattet haben, viele hatten unterwegs ihr Vieh und ihr Gespann den deutschen Truppen überlassen müssen und forderten Bezahlung der Anweisung. Da gab es langwierige Verhandlungen mit den Behörden, die viel Zeit und Geduld erforderten. An jedem Morgen erschien ich mit Sichelbaum und Graf Mirbach im Kultusministerium, wo die Sumbinner Regierung untergebracht war, um mit ihr die Maßnahmen zu besprechen, die notwendig waren. So z. B. wurden die Sparkassen und Vorschußvereine, die mit ihrem Geld und ihren Büchern geflüchtet waren und jetzt in Westpreußen und Pommern verstreut saßen, gesammelt, nach Berlin überführt und in der Deutschen Bank untergebracht. Nach der Konferenz im Ministerium fuhren wir nach Beckers Festsälen in der Kommandantenstraße, wo die Flüchtlinge schon in hellen Haufen auf uns warteten. Wir wiederholten zehnmal, was wir mitzuteilen hatten, wir hängten große Plakate an die Wände, aber sobald ich das Podium verließ, hielten mich zehn, zwölf Frauen fest und bestürmten mich mit Fragen. Ich muß gestehen, daß ich noch nie, trotzdem ich Schriftsteller bin, soviel und mit Absicht gelogen habe, wie in jenen Wochen. Wenn mich eine Frau weinend fragte, ob ihr Haus noch stehe, erwiderte ich ohne Bedenken: „Ja, es steht noch.“

Eines Tages besuchte mich eine Frau Oberamtmann und fragte mich, ob ihr Mann noch lebe. Ich bejahte die Frage und tröstete sie, obwohl vor mir auf dem Schreibtisch ein Brief lag, in dem mir ein Verwandter schrieb, er habe auf einem Patrouillenritt erfahren, daß der Oberamtmann von den Russen erschossen worden sei. Weshalb sollte ich es der Frau sagen? Sie erfuhr es noch immer früh genug, wenn die Nachricht sich bestätigte, was nicht immer eintraf; in diesem Falle auch nicht. Vierzehn Tage später erschien der Totgeglaubte wohlbehalten bei seiner Familie in Berlin.

Der Ausschuß hatte an die Reichsregierung das Ersuchen gerichtet, die Flüchtlinge, die ihr Leben, Hab und Gut für das Vaterland zu Markte getragen hatten, ebenso und mit denselben Beträgen zu unterstützen wie die Familien der zum Kriegsdienst

Eingezogenen. Und obwohl mir persönlich alle Parteiführer des Reichstages ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen hatten, dem Antrag zuzustimmen, wurde er von der Regierung schroff abgelehnt. Ein Verhalten, das nicht scharf genug gekennzeichnet werden kann. Dabei befanden sich in Berlin mehrere Tausend, die nicht wußten, wovon sie leben sollten. Auch auf dem Lande wurden die Flüchtlinge schlecht behandelt, was große Erbitterung hervorrief. Das Verschulden der Reichsregierung war riesengroß!

Als ich nach einigen Wochen wieder reichliche Beschäftigung fand, trat ich den Vorsitz im Ausschuß an Eduard Renkel ab. Er hat den ganzen Winter über für seine Landsleute beispiellos gearbeitet und Großes geleistet. Er organisierte die mildtätigen Sammlungen und brachte es fertig, soviel zusammenzuschnorren, daß jeder bedürftige Flüchtling an jedem Montag eine für den nackten Lebensunterhalt ausreichende Summe erhielt. Den Ledigen zehn, den Verheirateten, je nach der Zahl ihrer Kinder, zwanzig bis dreißig Mark. Wir hatten den Flüchtlingen Legitimationscheine ausgestellt, die mit unserer Unterschrift beglaubigt, vom Polizeipräsidium abgestempelt wurden. Mein Haus war voll von Verwandten, die bei mir Unterschlupf gefunden hatten. Gleich nach der Winterschlacht in Masuren, durch die Hindenburg die Russen aus der Heimat, von deutschem Boden wegsetzte, wurden die Flüchtlinge unruhig und begehrten, nach Hause zu fahren. Ich wurde als Taube in die Heimat geschickt. Als ich in Eilsit anlangte, waren eben die Russen in Memel eingebrochen. In der Nacht, in der sie hinausgeschlagen waren, fuhr ich in einem Militärauto nach Memel und sah mir die Greuel an, die sie verübt hatten.

Mit mir fuhr Sven Hedin, dessen Berichte in die ganze Welt hinausgingen, während meine Telegramme an das „Berliner Tageblatt“ ausnahmslos von der Zensur einbehalten wurden. Auch eine der vielen Unbegreiflichkeiten des Krieges! Nach Berlin zurückgekehrt, mahnte ich meine Landsleute, die sich allwöchentlich in dem großen Saal der Philharmonie zusammenfanden, noch ruhig auszuharren, denn das Gebiet sei noch gesperrt. Trotzdem fuhren viele schon ab, überschritten die Stappenlinie heimlich und richteten sich in den Trümmern ihrer Höfe Notwohnungen ein. Die Liebe zur Heimat war während der Flüchtlingszeit in ihnen übermächtig geworden. Mit Recht habe ich Freiherrn v. Lüdinghausen, der bei einer Vorstandssitzung der Patenstadt-Bewegung die Befürchtung aussprach, daß viele Ostpreußen in Berlin und im Reich bleiben würden, sehr scharf widersprochen. Und die Zeit hat mir recht gegeben. Nicht tausend junge Leute, die eine Dienststelle gefunden hatten, sind der Heimat ferngeblieben. Von der Energie meiner Landsleute legt die Tatsache Zeugnis ab, daß

bereits im Jahre 1915 das von den Russen verwüstete Gebiet drei Viertel einer vollen Ernte hervorbrachte. Wie Ostpreußen mit Unterstützung der Regierung, die karg genug bemessen war und das Wort des Kaisers nicht wahr machte, die zerstörten Städte und Dörfer wieder aufbaute und mit neuem Leben erfüllte, kann ich hier nicht ausführlich beschreiben. Ich fuhr in jedem Jahr zwei-, dreimal für mehrere Wochen in die Heimat. Die Mittel dazu lieferte mir der Erfolg meiner Kriegsromane: „Der Mann von Eisen“, „Bertrümmerte Söhne“, „Schwert und Herd“, „Der Hecht im Karpfenteich“ usw. Auch die beiden Jugendbücher: „Hindenburg, der Befreier des deutschen Ostens“ und „Die Bestrafung Serbiens“, bei der Mackensen im Vordergrund stand, hatten einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Sie wurden in großen Posten an die beiden Fronten geschickt.

Als die Hilfsdienstpflicht eingeführt wurde, gab ich eine kurze Gastrolle im Kriegspresseamt. Ich erbot mich, einen Film: „Herd und Schwert“, zu schreiben, dessen Reinertrag den Kriegsbeschädigten zugute kommen sollte. Mein Vorschlag wurde angenommen, die National-Film-Gesellschaft stellte das Lichtbild her, und im Januar 1916 wurde der Film bei Anwesenheit der Minister und militärischen Spitzen unter großem Beifall aufgeführt. Er lief durch ganz Deutschland und brachte große Summen ein. Ende März wurde er plötzlich verboten. Der Anlaß war so drollig und so bezeichnend, daß ich ihn berichten muß. Gewisse Kreise hatten sich dadurch beschwert gefunden, daß der einzige Lump in dem Stück einen adligen Namen trug; sie hatten das Verbot durchgesetzt. Als ich die Ursache erfuhr, lachte ich laut auf. Mit wenigen Federstrichen war der Stein des Anstoßes beseitigt. Ich verlieh dem bürgerlichen Helden des Films den Adel und entzog dem Lumpen den Adel. Am nächsten Tage wurde der Film freigegeben.

Den Stoff des Films verarbeitete ich noch zu einem Roman „Auf eigener Scholle“, dessen Abdruck ich den Frontzeitungen überließ. Dadurch gewann ich meine völlige Freiheit wieder. Zwei meiner Jungen wurden im Krieg verwundet, der älteste im Westen, der dritte im Osten. Ich holte sie bald in das Friedenauer Lazarett, wo wir sie täglich besuchen und später auch tagsüber nach Hause nehmen konnten. Am 20. August 1918 feierte ich die Vollendung meines 60. Lebensjahres. Trotz der Kriegsnot brachte ich es fertig, meine Gäste mit Speise und Trank sehr reichlich zu bewirten, wozu zwei Ehrengaben in Gestalt großer Braten wesentlich dazu beitrugen. Schon um neun Uhr morgens erschien mein lieber Hugo Seitner mit seinen beiden Bübchen, die mir ein von ihm verfaßtes und vertontes Festlied vorsangen. Bald darauf erschien der Verbandsvorstand der Stenographenschule Stolze-

Schrey mit Max Bädler an der Spitze, der seine Glückwunschede im Laufe des Tages noch zweimal wiederholen mußte.

Der „Lokalanzeiger“ hatte die Tatsache, daß ich am 20. des Monats 60 Jahre alt wurde, eine Woche vorher verkündet. Die Folge war eine Menge von brieflichen und telegraphischen Glückwünschen, die mehrere Boten des Postamts bis in die späte Nacht auf den Beinen erhielten. Aus dem Großen Hauptquartier kamen zwei Telegramme, mehrere Minister, der Oberpräsident von Ostpreußen v. Batocki und viele andere gratulierten. Meine Gäste waren bis zum nächsten Morgen sehr vergnügt und toasteten mehrmals auf den siegreichen Ausgang des Krieges. Ich wußte schon mehr. Ich wußte, daß man in leitenden Kreisen dem Herbst mit banger Sorge entgegensah. Ich hütete mich jedoch, meinen Gästen die Stimmung zu stören.

Von dem Ausbruch der sogenannten Revolution wurde ich nicht überrascht. Ich hatte mir nur ihren Verlauf anders vorgestellt. Aber davon war ich auf das schmerzlichste überrascht, daß nicht nur die Fürstenhäuser, sondern auch die höchsten Behörden, wie von einem panischen Schrecken erfaßt, kampfslos alles im Stich ließen. Nur ein wenig Besonnenheit und Energie hätte genügt, die sogenannten Revolutionäre zu Paaren zu treiben. Aber diese Eigenschaften waren wohl durch den Krieg zermürbt worden.

21. Die Heimatbewegung

Als der Schmachfriede von Versailles unterzeichnet wurde und die Demokraten sich nach wie vor an die Staatskrippe drängten, wandte ich mich endgültig von der Partei ab. Mir als Masur hatte der Schmachfrieden noch eine besondere Kränkung zugefügt, indem er meinen Landsleuten und den Ermländern sowie dem Rest von Westpreußen die Bestimmung auferlegte, darüber abzustimmen, ob wir Deutsche bleiben oder zu Polen übergehen wollten. Tage lang ging ich umher wie vor den Kopf geschlagen, bis meine Frau das erlösende Wort sprach, ich solle nach Ostpreußen fahren und mich überzeugen, daß keine Gefahr vorlag. Daran zweifelte ich nicht, denn ich kannte doch meine Masuren. Ich wußte, daß sie immer bis auf die Knochen deutsch waren und die Polen nicht nur haßten, sondern auch mit Recht verachteten. Aber auf der Fahrt, die ich auf dem Seeweg zurücklegte, nahm ich mir vor, daß die Abstimmung ein Schlag ins Gesicht des Feindbundes werden sollte.

In vierzehn Tagen fuhr und wanderte ich durch Masuren von Allenstein bis Lyck. Überall loderte bereits die Begeisterung, und überall war die Überzeugung verbreitet, daß die Abstimmung mit einer kläglichen Niederlage der Polen endigen werde und müsse.

Von Masuren fuhr ich für einige Tage in das Memelland, um dort die Stimmung zu erforschen. Sie war, wie ich es erwartet hatte, gut. Übers Haff nach Königsberg zurückgekehrt, suchte ich Freund Kenkel auf, der die Leitung der „Ostpreußischen Zeitung“ übernommen hatte. Er überreichte mir ein Telegramm der sogenannten Waffenstillstandskommission, worin ich ersucht wurde, mich umgehend in Berlin einzufinden. Ich fuhr noch an demselben Abend ab und begab mich am nächsten Morgen zur Kommission. Dort wurde ich gefragt, ob ich für die Abstimmung unter meinen Landsleuten wirken wollte. Als ich bejahte, wurde ich zuerst zur Reichskanzlei und dann zum Heimatdienst geschickt. Schon am nächsten Tage fuhr ich wieder nach Ostpreußen zurück. Am Abend vor Pfingsten saß ich einsam bei einer guten Flasche Rotspion im Bahnhofshotel in Allenstein und schrieb mein erstes und einziges Flugblatt mit der aufreizenden Frage als Überschrift: „Masuren, wollt ihr Polacken werden?“ Die Frage wiederholte ich noch mehrere Male. Sie erregte die Masuren aufs heftigste. Ja mir, wurden Vorwürfe gemacht, wie ich mit einer solchen Frage meine

Landsleute kränken könnte. Ich lachte innerlich und war sehr vergnügt, denn der Zweck der Übung war erreicht.

Die Stimmung ließ nichts zu wünschen übrig. Es war schnell eine lose Organisation geschaffen worden, die auf dem System der Vertrauensleute beruhte. Schon bald kam mir der Gedanke, daß es schade wäre, wenn man soviel Begeisterung für den einen Zweck aufbieten und dann wieder verpuffen lassen wollte. Ich war inzwischen nach Königsberg gefahren und hatte mich dort dem Leiter des Heimatdienstes für die Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen, Dr. Ernst Müller, zur Verfügung gestellt. Er war ein sehr energischer Mann mit einer unerschöpflichen Arbeitskraft. Wir traten uns sehr schnell näher und wurden gute Freunde. Er billigte meinen Plan, den er auch bereits verfolgte, aus der Abstimmungsbegeisterung eine dauernde Bewegung herzuleiten. Er schickte mich aber nach Masuren zurück, wo ich unabhängig von Allenstein wirken sollte. Ich tat es, fuhr von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und redete. Ich muß hier gestehen, daß die Arbeiter am ersten und klarsten die Polengefahr erkannten und richtig einschätzten. So konnte ich von Sensburg mit zwei Arbeitern auf die Dörfer fahren, die mich rednerisch unterstützten. Die Hauptarbeit leistete ich in den Kreisen Olekto und Lötzen. Da habe ich an jedem Tage zwei-, drei-, manchmal auch viermal immer über eine Stunde gesprochen. Mein Körper erlaubte mir diese Kraftanstrengung. Sehr oft erwiesen sich die Säle zu klein für die Massen der Besucher. Dann sprach ich im Freien. Das war eine Extraleistung, die in den beiden Städten einen ungewöhnlichen Aufwand an Stimmmitteln erforderte. Aber mein scharfes Organ war auch dieser Anstrengung gewachsen.

Für die Agitation nahm ich auch eine alte schöne Sitte meiner Heimat zu Hilfe. Das war das Anbrennen von Holzstöcken am Johanniabend. Ich glaube, der Gedanke war an verschiedenen Stellen zugleich aufgetaucht. Die Sitte war dort schon im Erlöschen; nur hier und dort leuchteten noch die Feuer. Mit großer Begeisterung wurde der Gedanke aufgenommen und in die Tat umgesetzt. Ein Mann sprach am lodrenden Feuer einige Worte, die auf die neue Bedeutung der alten Sitte, die Begeisterung für eine heilige Sache hinwies, die Schulkinder sangen die schönen Heimatlieder, an denen wir Ostpreußen so reich sind. Dann traten die Männer um das Feuer herum, gaben sich die Hände und schwuren sich zusammen zu einem Heimatverein. Wie ich später erfuhr, haben die Polen mit Staunen und Verwunderung die vielen, vielen Feuer angesehen, die auf den Bergen Masurens aufloderten. Und bald erfuhren sie, was sie bedeuteten.

Ende August 1919 hielt ich meine Tätigkeit im Abstimmungsgebiet für beendet. Nun wurde mir die Aufgabe zuteil, in den

beiden anderen Regierungsbezirken die Abstimmungsberechtigten für die Fahrt zur Abstimmung zu sammeln, zu entflammen und Heimatvereine zu gründen. Ich begann in Angerburg, wo ich mein Ziel ohne Mühe erreichte. Mit Hilfe von alten guten Freunden sammelte ich eine Anzahl Männer und Frauen, die bereit waren, den Vorstand des Vereins zu bilden, dann berief ich die Versammlung ein, in der nach meiner Rede fast jeder dem Verein beitrug. War der Verein gegründet, dann erfreute ich meine Landsleute durch die Vorlesung einiger lustiger Geschichten voll drastischer Komik, die ihre Wirkung nie verfehlten. Jeder Verein sollte fortan monatlich solch einen Heimatabend abhalten und durch Gesang, Vorlesung und Aufführung kleiner Theaterstücke ihn ausschmücken. Dadurch wurden die Heimatvereine, die vor allem die Liebe zur Heimat erhalten und damit auch der Liebe zum Vaterlande dienen sollten, zugleich Volksbildungsstätten. Sie waren völlig parteilos und sollten über allen Parteien stehen, die sich in ihnen und durch sie zusammenfinden sollten. Auch dieses Ziel ist im großen ganzen erreicht worden. Anfangs hielten sich hier und dort die Sozialdemokraten und auch die Großgrundbesitzer zurück. Doch bald wurden sie gewonnen, und die Heimatabende wurden in Städten und Dörfern zu prächtigen Festen, in denen sich alle Stände und Parteien wie eine große Familie fanden. ✓

Viel trug zu diesem Zusammenschluß die große Gefahr bei, die von Bolschewisten und Polen drohte. Ostpreußen war ja nicht mehr eine Provinz, sondern eine Kolonie, rings umbrandet von der slawischen Flut. Eine Flucht ins Reich wie im Herbst 1914 war ausgeschlossen. Wenn man sich nicht feig unterwerfen wollte, und daran dachte und denkt noch jetzt kein Ostpreuße, dann konnte nur kalte Entschlossenheit und der eiserne Wille, sich bis zum letzten Mann zu wehren, Rettung bringen. Und in dieser Gesinnung wirkten und wirken noch heute die Heimatvereine.

Den zweiten Heimatverein gründete ich in Insterburg mit 416 Mitgliedern. In dem Konrektor Richard Plauschinat fand der Verein einen begeisterten und energischen Führer, unter dessen Leitung er schnell eine Mitgliederzahl von 5000 erreichte. Der Verein ernannte mich und Frieda Jung an demselben Abend zu Ehrenmitgliedern. Leider ist diese prächtige Frau, die feinsinnigste unserer ostpreussischen Dichterrinnen, im Reich nicht so bekannt, wie sie es verdient. Ihre Gedichte sind tiefempfunden und lebenswahr. Durch ihre kleinen Geschichten weht ein herzerquickender Humor. Obwohl ihre Gesundheit nicht allzu fest ist, hat sie viele Heimatabende in der ganzen Provinz durch ihre Vorträge wunderbar verschönt. Sei mir gegrüßt, du treue Freundin und tapfere Mitstreiterin!

Im April 1920 erreichte mich ein Hilferuf aus Köln. Im ganzen Westen liege die Sammlung der Abstimmungsberechtigten noch

sehr im argen. Ich sollte hinkommen und helfen. Ungefäumt fuhr ich über See nach Berlin — den Korridor darf ich nicht zu betreten wagen; ich würde von den Polen, die mich in ihren Zeitungen heftig beschimpften und glühend hassen, aufgehoben werden und verschwinden.

Schon nach drei Tagen, am 25. abends, fuhr ich nach Köln und sprach bereits am nächsten (Montag) Abend vor einer Versammlung von dreitausend Personen, nicht nur Ostpreußen, sondern auch Rheinländern. Mit demselben Erfolg sprach ich auch in anderen Großstädten des Westens: Bonn, Koblenz, Düsseldorf, Duisburg usw. Die Organisation wurde ausgebaut und Gelder gesammelt, um armen Landsleuten die Fahrt zur Abstimmung zu ermöglichen. Auf der Rückreise sprach ich noch in Leipzig, Berlin und Hamburg vor Rieserversammlungen, und am 27. Juni saß ich schon wieder auf dem Dampfer, der mich nach Ostpreußen zurückbrachte. Da wurde plötzlich froh und laut mein Name gerufen. Die Westpreußen aus Köln waren auf dem Dampfer. Als kluge Männer hatten sie sich für die Reise vorsorglich mit geistigen Getränken versehen, so daß die Fahrt nicht ganz trocken verlief. Zweimal mußte ich auf dem Dampfer eine längere Ansprache halten.

In Ostpreußen war bereits alles für die Aufnahme der lieben Gäste, der abstimmungsberechtigten Landsleute aus dem Reich, vorbereitet. Jeder Dampfer wurde feierlich und festlich empfangen, für Verpflegung war überall reichlich gesorgt. Die Züge, mit denen die Gäste nach ihrem Heimatsorte fuhren, waren mit Laub und Fichten geschmückt, auf den größeren Bahnhöfen wurden die Züge mit Musik empfangen und hielten solange, bis die lieben Gäste gelobt waren. Die Begeisterung war unbeschreiblich. Ganz Ostpreußen war eine einzige große Familie. Und erst der Abstimmungstag! Die Kommission des Feindbundes hatte zwar den Ausschank von Alkohol verboten, ich glaube aber, noch nie ist in Masuren soviel getrunken worden, als in jenen Tagen. Als schließlich das Abstimmungsergebnis bekannt wurde, wonach Masuren kaum ein halbes Prozent polnischer Stimmen, die von zugewanderten Polen herrührten, aufgebracht hatte, kannte die Begeisterung und Freude keine Grenzen. Wer diese Tage nicht an Ort und Stelle erlebt hat, weiß nicht, was freudige Begeisterung eines ganzen Landes bedeutet. Die Abstimmter nahmen sie mit ins Reich und gaben den Anstoß, durch den sich die Heimatbewegung über das ganze Reich verbreitete. Es bestanden fast schon in allen großen Städten Ostpreußenvereine, aber nun kamen hunderte, nein tausende hinzu. Alle nannten sich mit Stolz Heimatvereine. Daß ich von ihnen als geistiger Vater betrachtet werde, kann ich nicht verschweigen. Mir ist auch die größte Ehrung zuteil geworden, die eine freie Körperschaft zu vergeben hat. Der Verband

ostpreussischer Heimatvereine, den ich ebenso wie die Mehrzahl aller Vereine selbst gegründet habe, hat mich zum Ehrenvorsetzenden ernannt.

Meine Tätigkeit war durchaus nicht mit der Abstimmung zu Ende. Im Gegenteile, nun begann erst die schwierige und mühsame Arbeit, in jedem größeren Dorf einen Heimatverein zu gründen. Der Verkehr auf der Eisenbahn war im Jahre 1920 noch sehr schwach. Namentlich die Kleinbahnen fuhren nur einen Zug am Tage, der stets vor fünf Uhr morgens abging. Im nächtlichen Dunkel schleppte ich, den Rucksack auf dem Rücken, meinen Koffer zur Bahn und fuhr im ungeheizten Wagen zu dem Ort, wo ich am Abend sprechen und vorlesen sollte. Der Tag war mit Vorbereitungen ausgefüllt, und am Abend folgte stets mit guten alten und neugewonnenen Freunden eine — na ich kann wohl sagen — Nachsitzung. Nur ab und zu gönnte ich mir eine Ruhepause von einigen Tagen, die ich in einem Gutshaus verlebte. Einige wenige Male bin ich auch zum Besuch meiner Familie nach Berlin gefahren. Meistens gab den Anlaß die Bitte eines großen Vereins im Reich, die Festrede zu halten.

Der Winter 1921 fiel sehr früh ein und wurde schon im November so hart, daß das stete Fahren auf der Bahn und im Wagen oder Schlitten kein Vergnügen bereitere. Ich war mittlerweile auch etwas müde geworden und sehnte mich nach Ruhe. Zudem verlangten meine wirtschaftlichen Verhältnisse dringend, daß ich meine Tätigkeit als Schriftsteller wieder aufnahm, damit der Schornstein wieder rauchte. So entschloß ich mich denn, nach Hause zurückzukehren, ehe der heftige Frost die Fahrt über die See unmöglich machte . . .

Ich hatte meine Pflicht für die Heimat getan. Ich habe ihr Kraft, Zeit und Verdienst geopfert. Denn in der ganzen Zeit habe ich nur den einen Roman „Heimatfeuer“ geschrieben. Dafür entschädigte mich reichlich die Liebe und Verehrung, die ich mir in ganz Ostpreußen erworben habe. Denn es gibt unter meinen Landsleuten nicht viele, die mich nicht sprechen oder vorlesen gehört haben.

Die Heimatbewegung geht noch immer weiter. Auch die anderen Volksstämme, die ihre Heimat verloren haben, die Elsäßer, die Oberschlesier, die Westpreußen und Posener und Schleswig-Holsteiner haben sich überall zu Vereinen zusammengetan, um die Heimatliebe zu pflegen. Auch ihnen gilt mein Wahlspruch: „Durch die Heimat zum Vaterland!“ Ich habe erkannt, daß die Parteien nicht nur überflüssig, sondern schädlich sind. Nur Liebe zum Vaterland, nur ein starker nationaler Wille kann uns retten.

Anfang März 1923 bin ich wieder einem Rufe der westpreussischen Kultur- und Heimatvereine in den Kreisen Osterode, Deutsch

Enlau, Stuhm und Marienwerder gefolgt und habe dort eine Reihe prächtiger Heimatabende erlebt, aus denen ich die freudige Überzeugung mitnahm, daß die Liebe zur Heimat und der Entschluß, sie zu verteidigen, in Westpreußen ebenso fest und unerschütterlich ist wie in Ostpreußen. Im Sommer und Herbst 1924 bin ich wieder 15 Wochen in der Heimat gewesen und verlebte dort herrliche Tage auf dem am großen, schönen Aryssee gelegenen Gut eines Neffen, nachdem ich mich zuvor auf einer Fahrt durch ganz Ostpreußen von dem Stand der Heimatvereine überzeugt hatte. Die Bewegung bedurfte dringend einer Auffrischung. Deshalb entschloß ich mich für den Herbst zu einer Vortragsreise, die ich am 23. September in Königsberg im Goethebund begann und am 29. Oktober in Eilsit abschloß. Und im letzten Winter habe ich der Heimatbewegung im Reich eifrig meine Kraft gewidmet.

In dem Bilderbuch seiner Jugend hat mein Landsmann Sudermann an einer Stelle geschrieben: „Heute könnte das Vaterland den großen Helden gebrauchen. Aber die Heldenhaftigkeit ist mir inzwischen vergangen. Es wird sich wohl ein anderer um sie bemühen müssen.“ Ich verlange dagegen, daß jetzt jeder, auch in den bescheidenen Grenzen, die ihm das Lebensschicksal gezogen, ein Held sein muß. Ich betrachte es als das große Glück meines Lebens, daß mir noch als Mann von mehr denn sechzig Jahren beschieden war, meiner Heimat Dienste zu leisten. Und sollte die Heimat meiner bedürfen und mich wieder rufen, dann wird mich nichts abhalten, ihr den letzten Hauch meiner Kraft zu opfern.

22. Meine Tätigkeit als Schriftsteller und Dichter

Meine Plaudereien aus Jagd und Fischwaid führten mich im Lauf der Zeit zu dem Entschluß, meine Kenntnisse und Erfahrungen auf beiden Gebieten in Lehrbüchern anzulegen. Den ersten Anstoß dazu gab eine Aufforderung der Verlagshandlung Velhagen und Klasing, für ihre Sammlung von Monographien ein Buch über die Jagd zu schreiben. Ich durfte dazu bereits erschienene Artikel, die mir geeignet schienen, verwenden. Wir wohnten damals im Jahre 1900 in Steglitz in einer kleinen Villa, zu der ein Garten gehörte. Das beste an ihm war eine gedielte, mit Wein umrankte Laube, in der es sich wunderbar arbeitete. Dort saß ich in den ganz frühen Morgenstunden der schönen Sommertage und abends bei der Lampe und schrieb eifrig. Der Text gefiel dem jagdkundigen Herrn Klasing so gut, daß er dem Buch eine sehr reiche Ausstattung mit Bildern angedeihen ließ. Vieles, was ich damals schrieb, ist inzwischen veraltet und überholt, aber noch immer wird das Buch gern gelesen.

Nun kam ich auf den Gedanken, auch meine Kenntnisse der Fischerei in einem Lehrbuch zu verwerten. Ich suchte und fand in der jungen Firma R. C. Schmidt in Leipzig einen Verleger. Die Schwierigkeiten, die ich bei diesem Buch zu überwinden hatte, waren größer, als ich dachte. Der Text machte mir nicht viel Kopfzerbrechen, desto schwieriger war die Beschaffung von Bildern. Während für das Jagdbuch Gemälde und Bilder in überreicher Fülle vorhanden waren, mußte ich sie mir für die „Fischwaid“ erst mühsam zusammensuchen und selbst noch eine Menge Aufnahmen machen. Das Wort, das ich zum Titel erwählte: die Fischwaid, war aus dem deutschen Sprachschatz geschwunden; ich grub es in einem aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Büchlein aus. Seitdem ist es wieder gebräuchlich geworden. Da ich damals nur von der norddeutschen Seenfischerei genügende Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatte, mußte ich mich nach Mitarbeitern umsehen. Für die Forellenzucht lieferte mir Franz Pözl, ein erfahrener Züchter und Lehrmeister in Wagram an der Seisen, einen wertvollen Beitrag. Aber künstliche Fliegen, die zur Sportangelei verwertet werden, schrieb Dr. Horst Brehm, der Präsident des

Deutschen Anglerbundes, und über die Kleintierfauna der Gewässer Professor Dr. Lamprecht.

Sodann stellte ich aus meinen vielen kleinen Artikeln im Laufe der Zeit eine ganze Anzahl kleinerer Bändchen, die an verschiedenen Stellen erschienen sind, und ein großes Buch zusammen, dem ich den Titel „Halali“ gab.

In die Literatur trat ich ziemlich spät, erst im Jahre 1896, ein. Den Anlaß dazu gab ein gemütlicher Abend in der Familie. Meine Kinder saßen um mich herum, und ich erzählte ihnen von der lieben Heimat, die sie ja auch aus ihren Sommerreisen kannten. Dadurch wurden die Erinnerungen an die Heimat so übermächtig in mir, daß ich mich, als die Kinder zu Bett gebracht waren, an den Schreibtisch setzte und niederschrieb, was ich ihnen erzählt hatte. Es ist das erste Kapitel meines ersten Novellenbandes „Masurenblut“: „Die Sybbaner Regierung“. Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, kam ein Landsmann und Freund von mir, Paul Schettler, der damals Redakteur an der „Romanwelt“ war, zu mir zu Mittag. Er fand die Blätter auf meinem Schreibtisch liegen, las sie durch und verlangte, ich sollte dazu eine Fortsetzung, aber in Form einer Erzählung schreiben. Ich schrieb noch zwei Fortsetzungen, die Geschichten „Das liederliche Kleeblatt“ und „Adam und Eva“. Sie wurden in der „Romanwelt“ gedruckt und gefielen so, daß ich im Laufe des Jahres noch eine ganze Anzahl solcher Erzählungen schrieb, die im Jahre 1897 im Verlag Vita unter dem Titel „Masurenblut“ zu einem Buch zusammengefaßt erschienen. Ich muß offen sagen, daß ich von der Kritik, die das Büchlein geradezu glänzend aufnahm, nicht nur erfreut, sondern auch überrascht war, denn ich hatte schlicht und einfach erzählt, wie mir der Schnabel gewachsen war. Aber das starke Volkstum im weltfernen Masuren, dessen landschaftliche Schönheit überall den Hintergrund bildete, hatte ich mit dem Buch zum erstenmal vor die Öffentlichkeit gestellt, was wohl den starken Eindruck erklärte.

Ich habe im Laufe der Zeit noch sehr viele „Erzählungen“ geschrieben — den Namen Novelle wende ich nicht gern an. Die unbedeutenden, die manchmal nur aus Not, schnell etwas zu verdienen, erdacht und verfaßt waren, vereinigte ich zu kleinen Bändchen, die in Kürschners Bücherschatz erschienen. Auch in Reclams Universalbibliothek ist ein Bändchen mit zwei Erzählungen „Sarbata“ und „Der Rawaljer“ erschienen. Daneben vereinigte ich die besten Erzählungen oder besser gesagt diejenigen, die ich für gut hielt, zu mehreren großen Novellenbänden mit den Titeln „Masurenblut. Neue Folge“, „Die braune Goshä“, „Wie die Heimat stirbt“ und „Das Krübbeln im Halse“. Viele Geschichten sind ernst, manchmal mit versöhnlichem Ausgang, aber es gibt

auch einige darunter mit drastischem Humor, den ich oft bei meinen Vorlesungen mit gutem Erfolge erprobt habe.

Schon im Jahre 1897 begann ich meinen ersten Roman „Sarah und Hagar“, der jedoch erst zehn Jahre später vollendet wurde und als Buch erschien. Mit meinem Verleger R. Edstein Nachfolger hatte ich Pech. Er geriet bald nach Erscheinen des Buches in Zahlungsschwierigkeiten. Die Kritik war diesmal geteilt. Von dem einen wurde das Buch über den grünen Klee gelobt, von dem anderen heftig verurteilt, denn ich hatte die biblische Fabel von Sarah und Hagar in die Umwelt einer ostpreussischen Gutsfamilie gestellt, übrigens nicht aus reiner Phantasie, sondern nach einem Vorkommnis, das sich in meiner Verwandtschaft abgepielt hat. Inzwischen hatte ich den kleinen Roman „Der Sonntagsjäger“ geschrieben und herausgebracht, der mir die Mittel zur Übersiedlung nach Lanké liefern mußte. Meine literarische Tätigkeit setzte erst voll ein, als ich mich auf eigene Füße gestellt und es soweit gebracht hatte, daß ich von den Einnahmen angestrenzter Wintertätigkeit nicht nur leben, sondern auch im Sommer weite Reisen unternehmen konnte. Es ist leicht erklärlich, daß ich mich mit meiner Schriftstellerei nur auf dem Boden der Heimat bewegte, auf dem ich mit festen Füßen stand. Nur einmal habe ich in dem Roman „Rittergut Hohensalchow“ einen Ausflug nach Mecklenburg gemacht, das mir durch zahlreiche Jagden und Angelfahrten lieb und vertraut geworden war.

Ich hatte mir im Laufe der Jahre einen großen Leserkreis in ganz Deutschland erworben und habe manchmal mit großer Freude festgestellt, daß ich im Westen ebenso gern gelesen und viel mehr gekauft wurde, als in meiner Heimat. Ein drolliges Vorkommnis erlebte ich im Jahre 1910. Ich war von Hemhof in Oberbayern, wo ich mehrere Seen gepachtet hatte, nach München gefahren. Auf der Rückreise stieg in Rosenheim eine Dame ein, mit der ich bald ins Gespräch geriet. Sie erkannte mich an meiner unverfälschten Aussprache sofort als Ostpreußen. Ein Wort gab das andere, und sie fragte mich, ob mir die beiden ostpreussischen Dichter Frik und Richard Stowronnek bekannt wären. Als ich bejahte, mußte ich ihr von uns beiden Brüdern eine eingehende Schilderung geben, wobei ich natürlich mein Inkognito wahrte. Auf meine Frage, welchen sie von beiden höher schätze, nannte sie meinen Namen. Erst kurz vor Endorf, wo ich aussteigen mußte, stellte ich mich ihr vor und hatte Mühe, sie durch Schriftstücke von meiner Identität zu überzeugen. Die kurze Begegnung fand ihre Fortsetzung durch einen freundschaftlichen Verkehr mit dem lebenswürdigen Ehepaar.

Der Weltkrieg gab auch meiner schriftstellerischen Tätigkeit eine besondere Richtung. Die Erzählungen der ostpreussischen

Flüchtlinge sowie persönliche Erfahrungen, die ich an Ort und Stelle sammelte, bewogen und befähigten mich, die Kriegsergebnisse, soweit sie Ostpreußen betroffen hatten, dichterisch zu verarbeiten. Es entstanden in schneller Folge die Romane „Zertrümmerte Götzen“, „Herd und Schwert“, „Der Mann von Eisen“, „Der Hecht im Karpfenteich“. Daneben erschien mein vergriffenes „Masurenblut“ durch eine Geschichte „Tannenbergs“ vermehrt in einer Neuauflage mit dem Titel „Du mein Masuren“. Alle diese Bände erschienen im Verlag Otto Jahnke, von dem ich auch veranlaßt wurde, ein umfangreiches, reich illustriertes Buch über meine Heimat, „Das Masurenbuch“, zu schreiben. Der Verlag nahm bei seiner Ankündigung den Mund etwas voll, denn er schrieb: „Das ist nicht ein Buch von Masuren oder über Masuren, sondern es ist das Masurenbuch.“ Der Erfolg gab ihm recht.

Als mit dem Abschluß des Schmachtfriedens die Bedrohung meiner Heimat durch die Polen offenbar wurde, drängte es mich, aus meiner genauen Kenntnis der Tatsachen heraus die Angriffe, die die Polen damals nicht mehr zum erstenmal gegen Ostpreußen richteten, zu schildern. Es ist merkwürdig, daß die Polen bereits um die Wende des Jahrhunderts sozusagen Morgenluft witterten und sich in Masuren festzusetzen suchten. Sie kauften Güter und Bauerhöfen auf und gründeten mehrere Zeitungen, die den Masuren klarmachen sollten, daß sie nichts Besseres tun könnten, als sich ihren „Brüdern“, den Polen, in die Arme zu werfen. Dieser erste Angriff, den ich in meinem Roman „Das schleichende Gift“ geschildert habe, scheiterte kläglich an dem gesunden Sinn und der treudeutschen Vaterlandsliebe meiner Masuren. In dem zweiten Roman, „Heimatfeuer“, der vom November 1918 bis ebendahin 1919 spielt, habe ich beschrieben, wie schnell und gründlich sich die Masuren von den üblen Folgen der Revolution, namentlich den A.- und S.-Räten befreiten (der Name wird übrigens in Ostpreußen ohne das „und“ zwischen A und S ausgesprochen). Dann hielt ich es für geraten, erst den Zukunftsroman „Dies Irae“ zu schreiben, der meinen Landsleuten nicht nur in Ostpreußen, sondern auch im ganzen Reich Mut und Kraft für die letzte unausbleibliche Auseinandersetzung mit den Polen geben will. Er enthält auch die Mahnung, nichts zu unterlassen, was irgendwie geschehen kann, um meine Heimat, die rings vom Slaventum umringte Insel, dem Deutschtum zu erhalten. Erst im Winter 1922 zu 1923 habe ich den dritten Roman der Reihe, der die Arbeit des Heimatdienstes und den herrlichen Sieg der Abstimmung in Masuren, Westpreußen und Ermland schildert, vollendet; er erschien unter dem Titel „Der Musterknabe“.

Die politische und wirtschaftliche Unsicherheit und die fortschreitende Inflation brachten für den freien Schriftsteller eine

üble Zeit. Ich hatte mir meinen Lebensabend mit 65 Jahren etwas anders und behaglicher vorgestellt, ließ mich aber nicht unterkriegen und murrte nicht, sondern arbeitete weiter. Kein Verleger wagte es, damals von meinen Romanen, die sämtlich vergriffen waren, eine Neuauflage zu veranstalten. Nur Otto Jahnke hatte den Mut, „Rittergut Hohensalchow“ in 5000 Exemplaren neu zu drucken, und hat die Auflage im Jahre 1922 abgesetzt. Ja, er bestellte sogar einen neuen Roman, den schon erwähnten „Musterknaben“.

Inzwischen hatte ich auch wieder begonnen, allerhand Beiträge über Jagd und Fischwaid, kleine Erlebnisse und Geschichten für illustrierte Zeitungen und Tagesblätter zu schreiben. Einer dieser Artikel in der „Deutschen Zeitung“, der Jugenderinnerungen auskramte, erregte die Aufmerksamkeit des Verlages R. F. Koehler und brachte mir die Anfrage, ob ich wohl meine Lebenserinnerungen zu schreiben gedächte. Ich hatte zwar noch nie daran gedacht, aber mein Entschluß war sofort gefaßt, ich sagte: Ja. — Hier sind sie.

Der sehnlichste Wunsch meines Alters ist, den Aufstieg Deutschlands zu der früheren Höhe noch zu erleben. Daß dieser Aufstieg bereits begonnen hat und langsam, aber stetig vor sich geht, ist meine feste Überzeugung, die aus der innigen Berührung mit allen Kreisen und Schichten unsres Volkes entsprungen ist. Aus ihr schöpfe ich die Kraft, an meinem bescheidenen Teil an der Erhöhung unsres Volkes weiter mitzuarbeiten.



Lebende Vergangenheit
Die Reihe der Erinnerungswerke des Verlages
Roehler & Amelang in Leipzig

Karl v. Hase, Dein Alter sei wie Deine Jugend
Briefe an eine Freundin. Halbl. 4 Mark

*

Rudolf Eucken, Lebenserinnerungen
Ein Stück deutschen Lebens. Ganzl. 4 Mark

*

Ernst Haackel, Briefbände und Reiseberichte
Entwicklungsgeschichte einer Jugend. Halbl. 4 Mark
Italienfahrt, Briefe an die Braut. Halbl. 4 Mark
Indische Reisebriefe. Halbl. 4 Mark
Berg- und Seefahrten. Halbl. 3 Mark
Carnaris Briefwechsel mit Haackel und Jodl. Halbl. 3 Mark

*

Carnegie, Geschichte meines Lebens
Halbleinenband 5 Mark

*

Heinrich Ehrhardt, Hammerschläge
70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder. Halbl. 4 Mark

*

Hans Schadow, Mit Pinsel und Palette
durch die große Welt. Ganzl. 4 Mark

*

Xaver Scharwenka, Klänge aus meinem Leben
Erinnerungen eines Musikers. Halbl. 4 Mark

*

Bismarck als Gutsherr
Erinnerungen seines Oberförsters Ernst Westphal. Halbl. 4 Mark

*

Wilhelm v. Rüdigen
I. Jugendberinnerungen eines alten Mannes. 1802—1820
II. Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes. 1820—1840
III. Lebenserinnerungen des Alten Mannes. 1840—1867
Halbl. je 5 Mark, Ganzl. je 7 Mark, Band II erscheint im Herbst 1925

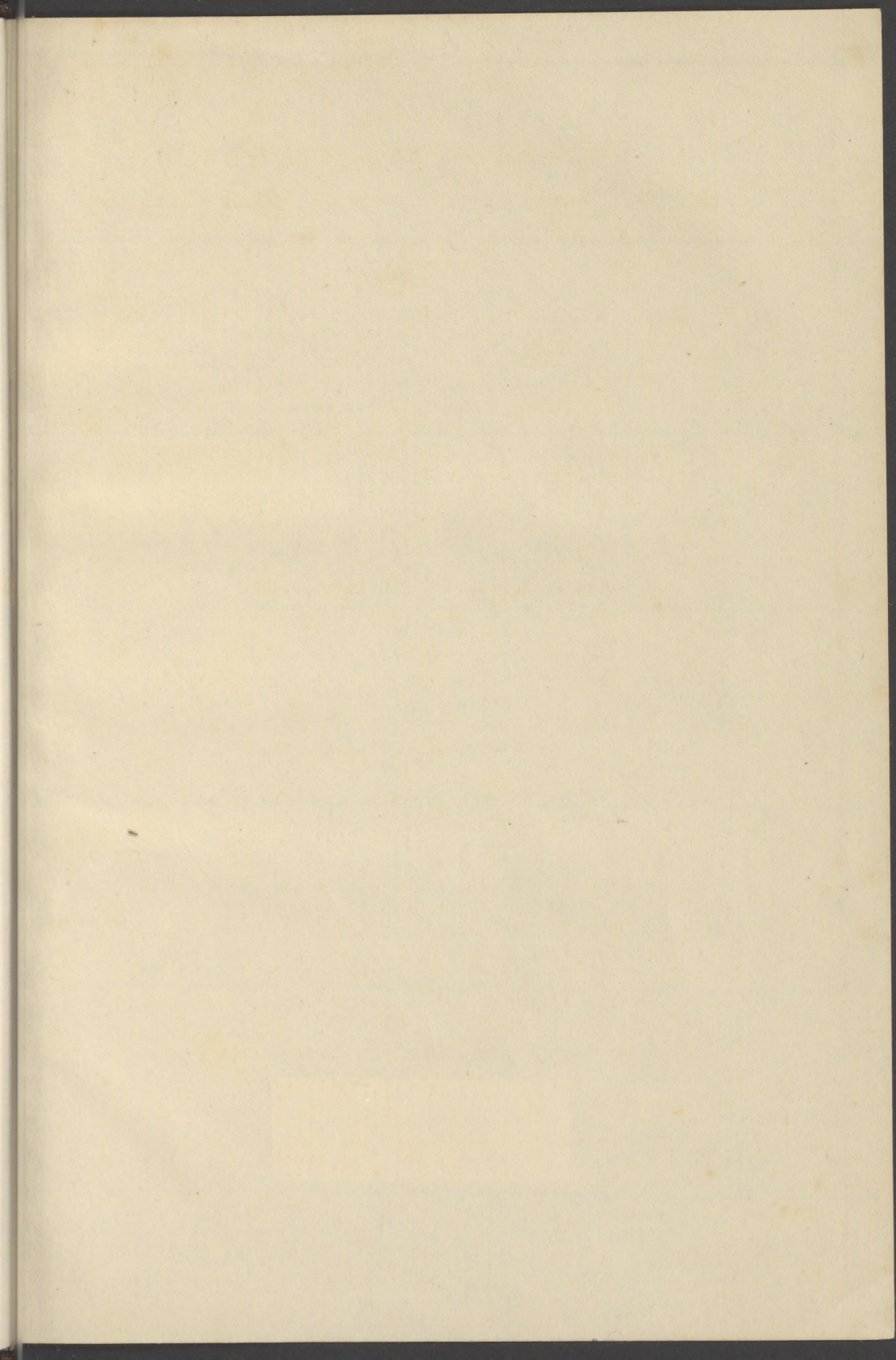
*

Paula v. Bülow, Aus verklungenen Zeiten
Ganzleinenband 7.50 Mark

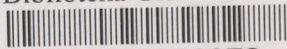
*

Carl Benz, Lebensfahrt
Vom Erfinder des Automobils. Erscheint Herbst 1925

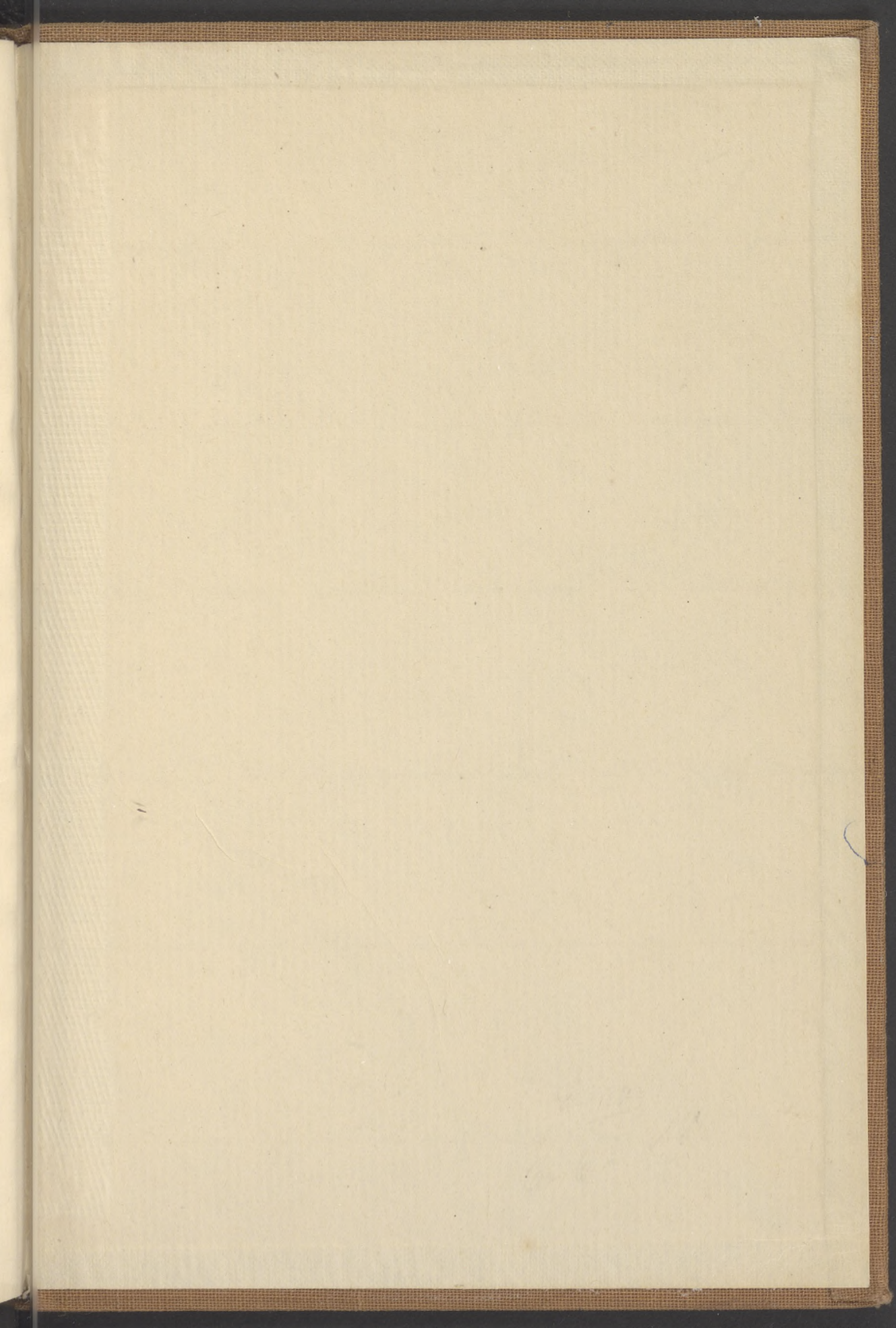
*



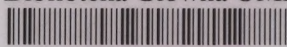
Biblioteka Główna UMK



300047286978



Biblioteka Główna UMK



300047286978